WHINK E-BOOKS
MAX WALDAU
AUS DER JUNKERWELT

AUS DER JUNKERWELT.

Ein Roman

VON

MAX WALDAU

(RICHARD GEORG SPILLER VON HAUENSCHILD)

Leipzig und Wien:
Bibliographisches Institut [, 1898].

IMPRESSUM & COPYRIGHT

whink e-books unterliegen (außer in den gemeinfreien Teilen) den Urheber- und Leistungsschutzrechten, insbes. dem § 70 des UrhG. Die Nutzung dieses e-Books ist ausschließlich zu privaten Zwecken erlaubt; es darf ansonsten weder neu veröffentlicht, kopiert, verteilt, vertrieben noch irgendwie anders verwendet werden ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung.

© 2026 whink e-books
10555 Berlin | Elberfelder Str. 12
whink44@posteo.de

INHALT

I. Lang' vorher.
- Erstes Kapitel.
  Was über den Gräbern vorging.
- Zweites Kapitel.
  Gestörtes Stillleben.
- Drittes Kapitel.
  Die Kraniche.
- Viertes Kapitel.
  Ein Morgen im Schloßpark.
- Fünftes Kapitel.
  Man versucht sich zu arrangieren.
- Sechstes Kapitel.
  Eine Krisis.
- Siebentes Kapitel.
  Eine Zersetzung.

II. Dazwischen.
- Erstes Kapitel.
  Die Anleihe.
- Zweites Kapitel.
  Rue d'Enfer.
- Drittes Kapitel.
  Auf der Reise.

III. So aber kam es.
- Erstes Kapitel.
  Vor den Kulissen.
- Zweites Kapitel.
  Kurzweil' während der Waffenruhe.
- Drittes Kapitel.
  Asperula odorata. Ein Hexenprozeß.
- Viertes Kapitel.
  Buntes Leben.
- Fünftes Kapitel.
  Familienkram und ein Farbenreiber.
- Sechstes Kapitel.
  Der Schlüssel.
- Schluß-Kapitel.
  »La force des choses.«

Anmerkungen
Zu diesem E-Book

I.

LANG' VORHER.

ERSTES KAPITEL.

WAS ÜBER DEN GRÄBERN VORGING.

»Sieh Christian, den Reichen wälzt der Tod den ersten Stein auf die Brust, und die Armen befreit er vom letzten! Darum liegen über den Gebeinen der Schloßherren Marmorblöcke, während auf dem Grabhügel deines kleinen Bruders Feldblumen und Grashalme nicken. Das ist Gottes endliche Gerechtigkeit! So wird sie oft von den Menschen versinnlicht, ohne daß sie wissen, was sie thun!«

Die Welt des Friedhofs ist wie die Welt der Geschichte. Die Geschichte ist die Sterbehymne der Zeiten, sie ist der Friedhof der Nationen und ihr Totenregister. Auf den Denkmälern lügenhafte Inschriften neben wahren, morsche Kreuze, dort und da eine bleiche Rose oder eine gelbe Ringelblume, verdistelte und niedergetretne Gräber, von denen niemand weiß, wen sie einschließen, — das sind die Friedhöfe, das ist die Geschichte. Anhänglichkeit und Schwärmerei, Bosheit und Parteihaß schreiben die Epitaphen; der Wahn pflanzt Kreuze, die Liebe Blumen; Undankbarkeit, Feigheit und Stumpfsinn lassen die Gräber der Besten wie der Gleichgültigen von Disteln, Schierling und Nesseln überwuchern, und die Prozessionen des Aberglaubens, die Gemeinheit, die Brutalität elender Majoritäten treten die Hügel platt. — Jenseits des gewöhnlichen Totengartens, jenseits der Mauer, die auch noch im Tode die Gesellschaft umspannt, — in der Erde, die erst durch ihre Asche eine geweihte wird, ruhen Verbrecher und große Menschen. Oft beides in einer Person. Sie haben eine Geschichte für sich, sie stehn außerhalb oder über der Geschichte ihrer Tage, wie sie außerhalb der Gesellschaft standen. Die Mehrzahl dieser

›Verbrecher‹ starb den Opfertod für die Verbrechen der Gesellschaft selbst; sie wurden als kranke Glieder abgetrennt, weil sie den Versuch wagten, in einem Hospitale mehr oder minder gesund zu sein. Tausende von ihnen nennt die Geschichte nicht, aber sie alle machten Geschichte und wirkten Unendliches für die Zukunft. Das nach ihnen geschleuderte Anathem brach nur ihre Person zusammen, die Henker zerfleischten nur ihren Leib, — sie gingen unter, weil sie vergänglich waren, aber ihre Idee lebte fort, tauchte, hundertmal niedergeworfen, hundertmal wieder auf und hat entweder schon gesiegt oder siegt endlich doch. Der Kampf gegen die gemachte Gesellschaft endet erst mit ihrem Sturze, und in dem, was man Verbrechen nennt, liegt in der Regel, bewußt oder unbewußt, der Gedanke der Opposition gegen diese in die Welt gefluchte Welt. Das Verbrechen wird endlich Tugend, wo die Tugend ein Verbrechen war. Tyburn-Golgatha ist ein Wallfahrtsort, Ufnau ein Reliquienschrein. Der Grund dafür liegt durchaus nicht überwiegend in einem Fortschritte der Zeit, sonst wären die Siege des reinen Gedankens nicht stückweise und noch dazu häufig nur scheinbare, die zu tieferem Versinken führen: er liegt in der Haltlosigkeit des abstrakten Tugendbegriffs, in dem Mangel des Prinzips freier Sittlichkeit in der sogenannten Tugend. Im Verbrechen, in der thatsächlichen Verneinung menschlicher Satzungen und anerkannter Sitte, ruht hundertmal sittliche Größe und instinktives Begreifen von Natur und Wahrheit, während die gekrönten und kanonisierten Tugenden millionenmal kindische Narrheiten oder schmachvolle Niedertracht sind, die der Natur, der Wahrheit und der Menschenwürde Hohn sprechen.

Der rezipierte Tugendbegriff wurzelt in der sozialen Lüge, und die Erbsünde heißt: Tradition.

Der Reiz, den die Geschichte auf uns ausübt, stammt aber nicht allein daher, daß wir abgeschmackt genug sind, Lebendes nach Totem modeln zu wollen und die Inschriften der Grüfte für Orakel der Zukunft zu halten, sondern er findet seine Nahrung vorzugsweise in einer nachgerade jedem Menschen geläufig

gewordenen Gefühlsrichtung. Wir klammern uns mit Vorliebe an das Gesunkene und Sinkende, wir haben aus traditioneller Dumpfheit mehr Herz für untergehende Sonnen als für die heraufdämmernde Zeit. Es ist nicht schwer, die Ursache hiervon zu benennen. Sie verdient nur zur kleinsten Hälfte den Namen Mitleid, im übrigen aber heißt sie: Feigheit, Trägheit, Gewohnheit. Die Gewohnheit ist ein Laster, und historische Erinnerungen fast immer ein Fluch. Wir tragen ihn, weil er sich weich anfassen läßt und freundlich stolz aussieht, weil er schmeicheln kann wie ein Traum, weil er eine gewisse milde Gemächlichkeit mitbringt, deren Schlummerlieder uns sanft einlullen, — aber nicht umsonst bot jener Alte sein ganzes Gut für die Kunst zu — vergessen. Fast alle Völker gingen an ihrem alten Ruhme zu Grunde; die Schatten vergangener Tage sollten die Feinde schlagen, aber Schatten blieben Schatten. Europa krankt bis ins letzte Glied hinein an seinen Erinnerungen, an seinem Ruhme, — darum, und nur darum, zittert es vor dem Volke, das keine Vergangenheit hat und deshalb noch eine Zukunft erwarten kann. Die Erinnerung tötet lebendiges Streben. Aus dem Vergessen blüht der Genuß der Gegenwart, der Lenz der Zukunft empor; was hinter uns liegt, ist abgeblüht und welk, — nur der Wahnsinn und das Fieber liebäugeln mit Erscheinungen Verstorbener. Das große Grundgesetz der Natur heißt Arbeit und Genuß. Die Natur arbeitet und genießt immerwährend, sie weiß nichts vom Gestern, das Gewesene gehört ihr nicht, es existiert in ihr nichts Gewesenes, denn das All ist in ihrer Hand ein ewig Werdendes.

Wir aber können nicht vergessen, wir sind träg und feig, wir fürchten die Thätigkeit, die von Gegenwart und Zukunft kategorisch gefordert wird, wir erinnern uns gern und hören nicht auf, mit der Vergangenheit zu buhlen. Das ist das Bleigewicht an den Schwingen unsres Geistes, das der Zauber, der unser Streben lähmt. Es ist unmöglich, daß der Geist der Gegenwart mit der toten Vergangenheit ein lebensfähiges und lebenswürdiges Kind erzeuge. Halblebend, halbtot hinken die Früchte dieser ekelhaften Liebschaft

der Zukunft entgegen, die solche Bastardbrut weder anerkennen mag noch kann. So zeugt die Fäulnis rechtlos weiter, der Lebensfunke wird vom Tode vergiftet, die Degradation steigert sich ins Unendliche, und das Resultat … Wer weiß es? Aber die letzten Elternzeiten würden ein ihrer würdiges Kind haben, wenn die Regeneration nicht endlich durch ein Wunder, durch eine Katastrophe in der Natur wie in der Gesellschaft bewirkt werden müßte. —

Die Geschichte hat so großen Reiz für uns, eben weil unsre Träume und Pläne Halbgeburten der Vergangenheit sind, und weil die Geschichte der Friedhof aller Vergangenheiten ist. Eine Legion allgemeiner Sinnsprüche und weicher Gefühle singt uns von ihren Blättern an, alles Rauhe und Gewaltsame ist abgeschliffen und gerundet, denn sogar die Kraft tritt uns als Ohnmacht entgegen. Die Heroen sind tot und versargt. Was aber ist Kraft ohne Leben? Ein Widerspruch in sich, ein Nichts. Dieser Mangel an lebensvoller Baufähigkeit macht alle ins Praktische übertragne Begeisterung für historische Heldenthaten zu einer Regung, die vielleicht jugendlich phantastische Schwärmer beseelen darf, die sich aber nun und nimmer mit der Würde des Mannes verträgt. Der Mann darf sich an dem Kunstwerke erbauen, das jene That feiert, aber die That selbst ist ihm keine That, sobald sie abgeschlossen und für seine eigne Zeit unmittelbar folgenlos beendet vorliegt. Die unverfälschte Geschichte zersetzt jede, ursprünglich noch so dramatische Periode in eine Elegie. Die Weichheit siegt überall, und die Trauer fordert ihr Recht am Grabe der toten Löwen. Das stockige Blut der Vergangenheit, das durch unsre Adern schleicht, macht uns empfänglich für dies Dämmern und Schweben, es ergreift uns mit wehmütiger Gewalt, und bald ist seine Herrschaft vollständig entschieden, — aber seine Wirkung ist dennoch ein Spiel, ein Nebelbild ohne Kern, sie ist Schein, wie das Leuchten fauler Weidenstämme. Die Glut brennt nicht, und die Erscheinung endet mit einer Enttäuschung. Das Gefühl bleibt eine bebende Elegie ohne herzbrechenden Schmerz, der die Wehen einer That bedeuten

könnte, in der ein neues Leben, ein neues Herz geboren werden soll; es ist eine Nervenkomödie, in der sich das trivialste Behagen am eignen Dasein jeden Augenblick als lustige Person in den Vordergrund schiebt. Mit dieser Weichmütigkeit, dieser knabenhaften Begeisterung und dieser Trivialität stehn wir am Ende trotz aller Vorwände unbewußt der Geschichte gegenüber. Wir sehn den Brander Rom auf dem Meere der Zeit schwimmen, aufflammen, weithin Brände tragen und endlich zersplittert in die Luft fliegen; wir sehn seinen Rumpf noch eine Zeit auf den Wellen treiben, dampfen, verkohlen und — sinken. — Die Peterskuppel liegt als Boje über dem Abgrunde, der ihn verschlang. — Aber sein Untergang reißt uns nicht mit in den Strudel, wir haben nicht mit dem Wellenschlage, mit dem geöffneten Schlunde zu kämpfen, die Brandung ist längst vorüber, also treibt uns auch nichts über jenes vage, elegische Gefühl hinaus. Das Feld ist zu weit, die Thatsache zu alt und zu groß, und darum der Schmerz so klein.

Wirklicher Schmerz will einen scharfbegrenzten und — wenigstens individuell — naheliegenden Anknüpfspunkt; das allgemeine Mitleid verwandelt sich nur engeren Gruppen und einzelnen Persönlichkeiten gegenüber in fressendes Weh. Noch heute erschüttert uns der Tod Hektors und der Johanna d'Arc, das Schicksal der Gracchen, der Abenceragen und der Hohenstaufen mächtig und in ganz anderer Weise als die Zertrümmerung des Perserreiches und der Sturz von Byzanz. Wir können uns in die Lage, in die Gemütsstimmung jener einzelnen Menschen hineindenken, nicht aber in die Empfindung eines ganzen Volkes, das aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt ist. Mit jenen Männern liegen uns dann auf dem Friedhofe der Völker Tote begraben, die wir liebten; wir betrüben uns ernstlich und fühlen Lücken in uns, die noch jetzt, nach tausend Jahren, durch persönlichen Verlust entstanden zu sein scheinen. Damit tritt aus der bleichen Gräberharmonie ein großer schmerzlich-schöner Akkord an uns heran, wir fassen ihn auf, die anderen verschwommenen Töne verklingen und verstummen endlich ganz,

und wir hören nur das Lied, das von den Gräbern der Lieben ausgeht. Wir leiden, weil wir wollend oder unwillkürlich, aber immer doch durch spezielle, eigne, geistige Thätigkeit, das ganze Leid der Toten in uns reproduzieren. Nur das Lebensbewußtsein, wie es jeder Thätigkeit zu Grunde liegt, nur die Lebensthätigkeit selbst, ist wirklicher Affekte fähig: wir vermögen also nur an Gräbern, die uns teure Menschen einschließen, wirklichen Schmerz zu empfinden, während die andern Hügel, die unsre Thätigkeit ruhen lassen, nichts als unbestimmte weiche Regungen erwecken können.

Weiche Gefühle haben das mit weichem Holze gemein, daß sie rasch aufschießen, aber der Zeit nicht standhalten. Die Saat der Liebe und Versöhnung wird an Gräbern doppelt üppig empor sprossen, momentan überwuchern, aber auch mit dem letzten verbebenden Singsang welken: — sie saugt ihre ganze Nahrung aus jenem unbegrenzten Schweben, aus dem allergrundlosesten Friedhofsmitleid. — Haß keimt nie aus gleichgültigem Hügel, er ist ein Kind des echten Schmerzes, eine Frucht persönlichen oder wahlverwandtschaftlichen Verlustes. Er wurzelt sich unausrottbar ein und bildet langsam und zäh, aber ohne jemals eine Pause zu machen, seine starre undurchdringliche Dornenhecke. Der Haß, der an Gräbern gesät wird, ist nicht zu neutralisieren, er ist wie das Totengift. Die Sühne liegt bei den Begrabenen in der Erde, der Hügel schloß sich über beiden für immer. —

Und die Worte, mit denen unsre Erzählung begann, wurden an einem Grabe gesprochen!

Ein kunstreich geschmiedetes Gitter von Eisen, geschmückt und verbunden durch vergoldete Zieraten, umgab eine Wildnis von Flieder, Jasmin und Akazien, die eben in voller Blüte standen. Cypressen streckten ihre düstern Zweige durch das Gewirr der Sträucher empor, und Hängeweiden rieselten ihre mattgrünen Blätterschweife darauf hinab. Das Laubwerk ließ durch seine Öffnungen eine Anzahl von Kreuzen, Urnen und Genien mit erloschner Fackel, kurz aller jener Symbole sehn, die den Tod

bedeuten und zum Schmucke von Grabstätten verwendet werden. Die meisten dieser marmornen Erinnerungszeichen trugen am Sockel ein Wappen von einer Grafenkrone überragt, oder eine Verbindung desselben mit dem Schilde anderer Familien, deren Adel sich an Rang und Alter mit dem Kranich der Hehlen messen konnte.

Das Gitter umschloß in einer Ecke des allgemeinen Friedhofs den Beerdigungsplatz des alten Grafengeschlechtes. Einer der Ahnherren hatte ihn gewählt, weil er entweder freiströmende Luft geliebt, oder weil sein erster Akt — nach der jüngsten Auferstehung — eine Begrüßung seines Stammschlosses, das man von hier aus sehn konnte, ein Blick auf die alte Herrlichkeit sein sollte. Der letzte Grund wäre in unsern Tagen ein unwahrscheinlicher, ja unmöglicher, aber der älteste Grabstein, eine mit kriegerischen Trophäen geschmückte Urne, wies schon in der Zeit des Beginns unsrer Erzählung, also bald nach den vielbelobten russisch-deutschen Befreiungskriegen, durch sein lateinisches Chronogramm ein mehr als hundertjähriges Alter nach. So hat denn diese Vermutung etwas für sich und erscheint jedenfalls rittertümlicher als die Liebe zu freier Luft. Ein besondrer Grund für die Wahl des Ortes muß aber schon darum findbar sein, weil in jenen Tagen noch die Kellergewölbe der Kirchen für die »Herren« offenstanden, oder ihre Särge doch, wie noch heute, in besondern Grüften beigesetzt wurden.

Wir vermögen indes die Frage nicht zu entscheiden und müssen uns mit der Thatsache begnügen, daß die Grabstätte der Grafen Hehlen in einer Ecke des allgemeinen Friedhofs lag und nur durch ein Gitter von dem letzten Lager ihrer Unterthanen getrennt war. — Der Tod mußte in wenig Jahren reiche Ernte gehalten haben: drei der Denksteine standen kaum ein Dezennium, und ein vierter war offenbar ganz neu. Von dem letzteren konnte man das schwarze Marmorkreuz mit den goldenen Buchstaben im dämmerigen Abendlichte frei sehn, während sein Piedestal von dichten Gebüschmassen verborgen blieb.

Dicht daneben, aber außerhalb des Gitters, war ein kleiner Hügel aufgeschüttet, der, wie aus seiner Kürze hervorging, die Leiche eines Kindes bedeckte. Auch er war noch frisch. Das Gras spann sich erst drüber, man sah zwischen den Halmen und Maßlieben noch die rohen Schollen. Eine Handvoll Phlox, die sich von dem Überflusse jenseits des Gitters durch die Stäbe gepreßt hatte, blühte zu häupten des Grabes, und eine graue Phaläne zuckte pfeilschnell drüber hin. Nicht einmal ein Kreuz aus Holz bezeichnete die Stelle. Die, denen der Ort heilig, wußten ihn auch so zu finden, und die anderen wären doch daran vorüber gegangen, um die reichen Bildwerke in der Grafenecke zu betrachten. Nur die Phaläne hing drüber und sammelte Duft aus den Violen.

An diesem kleinen, ungeschmückten Grabe stand der Mann, dessen Worte das Kapitel einleiteten.

Seinem Anzuge nach war er ein Handwerker aus dem Dorfe, das sich in der Schlucht zwischen zwei mäßigen Hügelreihen hinzog, von denen die eine das neuere Schloß, die andere die Burgruine Hehlenried trug. Die Züge des Mannes waren kräftig und bestimmt, aber zugleich von so scharfem, um nicht zu sagen — vornehmem Schnitte, daß sie neben der kurzen Jacke von blau und weiß gestreiftem Drill doppelt auffällig wurden. Das Gesicht würde sicher einen überwiegend angenehmen Eindruck gemacht haben, wenn die ungewöhnlich helle Färbung der Pupille dem Auge nicht etwas zugleich Stieres und Unsichres gegeben hätte. Mit dieser Eigentümlichkeit aber lag für jedermann, der ihn zum ersten Male sah, etwas Störendes und Entstellendes in dem Kopfe. Sie würde auch dann noch den Mann zu einer fast unheimlichen Erscheinung gemacht haben, wenn die höhnische Bitterkeit, die jetzt den Mund umzuckte, einem mehr Vertrauen erregenden Ausdrucke Platz gemacht hätte. Vielleicht lag dies Abstoßende auch nicht bloß in dieser auffallenden Äußerlichkeit, die man durch Gewohnheit übersehn und vergessen lernt, vielleicht lag es tiefer und sah nur aus den Augen wie aus Fenstern heraus. Im übrigen gestatteten seine schlanke und doch gedrungene Gestalt, die einzelnen Formen

seines Körpers und die Elastizität seiner Bewegungen, ihn für einen gesunden und schönen Mann zu halten. Er war jung, und sein Taufschein, — wenn er einen besaß, — wäre wohl im stande gewesen, gewisse Linien auf seiner Stirn und an den äußeren Augenwinkeln zu Rätseln zu machen. Mit fünfundzwanzig Jahren pflegt das Leben ja in der Regel seine Tättowiermaschine noch nicht an der Hautoberfläche zu versuchen. Aber auch nur der Haufe lebt nach Jahren …

Doch scheint jener Mann zum »Haufen«, zu der Masse zu gehören, deren größtes, ja fast einzig bewußtes Leid in materieller Sorge, in Kummer um Nahrung für morgen besteht …

Daß er arm sei, verrieten seine Worte, auch wenn sein Anzug es nicht verraten hätte, aber die Art, in der er von seiner Lage dachte, gibt ihm sicher das trübe Vorrecht, mehr und anders zu empfinden als der dumpfe Haufe.

An der Hand hielt er einen Knaben von etwa vier Jahren, dessen Gesicht Spuren der Verwüstung durch Pockennarben zeigte. Aber hier waren es grade die Augen, welche die unschöne Gesamtheit, das unregelmäßige, verschobne Profil fast vergessen ließen. Man glaubt, daß Kinder, deren Augen ein frühreifes Verständnis, ein auffallend ausgebildetes Fassungsvermögen kundgeben, sehr bald das kleine, für ihr Sinnen und Trachten nicht zureichende Getriebe ihres Körpers abnutzen, und daß sie sterben, ehe sie wirkliche Reife erlangt haben. Die großen, dunklen Augen des kleinen Christian, die mit ihrer Klarheit und ihrem Glanze wie zwei fremde Sterne in dem magern, mißfarbigen Gesichte standen, hätten diesen Glauben eher hervorrufen als widerlegen können. Es blickte aus ihnen nicht die unstete Neugier des Kindes, nicht die Freude am Wechsel, sondern sie fragten fest und bestimmt, und oft gaben sie sogar Antworten. Ihre funkelnd schwarzen Kugeln blitzten dann den Eindruck zurück, den Gedanken oder Gegenstände auf den Geist des Knaben gemacht. Wohl mochte seine Reflexion schief sein, — aber man konnte sich von diesen Augen nicht ohne die Überzeugung abwenden, daß sich in den kleinen Gehirnmassen, dem sie Bilder

zuführten, das Weben der Gedanken in der That schon über Dinge spannte, die der Kinderwelt fernliegen; man mußte glauben, daß dieser Kopf schon versuchte, Eignes an das Treiben der anderen hinan zu denken und somit zu urteilen. Seine Züge sprachen demnach auch nicht jenes unruhige prickelnde Sichgehnlassen der Kindheit aus, sondern waren gewissermaßen in sich zurück gesenkt und wie von einem dominierenden Gedanken gesammelt.

Ob der Wuchs des Knaben infolge dieser vorzeitigen Geistesthätigkeit oder jener gräßlichen Krankheit, die sein Gesicht zerfleischt hatte, zurückgeblieben war, müssen wir unentschieden lassen. Gewiß ist nur, daß seine physische Entwickelung hinter der Erscheinung eines gesunden Kindes seines Alters zurückstand, und daß die Jacke von braunem Merino, so wenig Stoff auch für sie verwendet war, an seinem feinen gebrechlichen Körper schlotterte. Auch schien ihn das Dutzend Kohlblätter, das er unter dem Arme trug, schon nach der einen Seite zu ziehn und ihm mannigfache Beschwerde zu verursachen.

Wir wollen nicht behaupten, daß das Kind den Gedanken des Mannes ganz und gar folgen konnte, und nehmen gern an, daß das folgende Gespräch, trotz des Dialogs, von der einen Seite mehr als lautes Selbstgespräch geführt wurde.

»Wir mögen auch nichts von den toten Reichen haben«, sagte der Knabe als Antwort auf jenes eigentümliche Argument für die Gerechtigkeit Gottes, das in den marmornen Denksteinen liegen sollte. »Hilf mir die Blumen, die wie ein Almosen aus dem Grafengitter vorfallen, von Heinrichs Grabe reißen.«

»Lasse sie nur. Die Blumen werden sich im Freien behaglicher fühlen. Hier werden sie nicht von kalten Steinen gedrängt, die Bäume messen ihnen nicht Luft und Sonne zu, sie werden darum desto freigebiger und freudiger blühn. Das Almosen, das ich von der Hand der Herzlosigkeit selbst für das Grab meines Kindes verschmähen würde, ich nehme es als freiwillige Gabe der Natur dankbar an. Was die Natur gibt, segnet sie auch; aber an allem, was von den Reichen kommt, klebt ein doppelter Fluch. Sie geben uns

das, was sie durch Erpressung von uns erworben, brockenweise wieder; sie geben mit gerunzelter Stirn, und ihr Wohlthun heißt Eitelkeit oder Prahlerei. Die Natur gibt lächelnd, und was sie gibt, ist ihr wirkliches Eigentum.«

Der Knabe verzog das Gesicht, als verstände er nicht recht, wie das Geschenk der Natur trotz der Vermittelung der Reichen hier seinen vollen Wert behalten sollte. Dann fragte er:

»Gehört denn die Natur nicht auch den Reichen? Sie haben doch Feld, Wald, Wiese …«

»Nein, die Natur hat keinen Herrn, denn ihr ist alles unterthan. Die Natur ist frei. Die Reichen besitzen zwar scheinbar den größten Teil der Erde und schieben uns allenthalben Schlagbäume vor, aber sie können nicht hindern, daß für uns so gut wie für sie die Bäume Schatten und die Wiesen Blumen haben; sie können uns Licht und Luft nicht vergiften, sie können nichts aus der Natur stehlen, so gern sie es thäten. Sie feinden uns an, aber auch wenn sie die Macht hätten, würden sie uns nicht vertilgen mögen, denn ohne uns wären sie im Besitze aller Schätze — arm. Die Armen machen ihren Reichtum aus, drum geben sie uns von Zeit zu Zeit einen Brocken, damit wir nicht zu Grunde gehn. Aber wir, wir sind die Zukunft, wir werden nicht zurückbeben müssen, wir werden sie selbst vernichten können. Wie sich jetzt in all unsre Gebete ein ewiger Fluch für die Erbpächter der Freude mengt, wird dann ihr Gnadenschrei durch unsern Siegesjubel dringen. Nicht alle werden aussterben und der Rache entgehn, wie dies verrottete Geschlecht …«

Er zeigte nach den Denksteinen und rüttelte heftig an dem Gitter der Grafenecke.

In diesem Augenblicke erhob sich eine Gestalt, die zu Füßen des neuen Kreuzes gekniet oder gesessen haben mußte, stieß die Thüre des Gitters auf und trat dicht vor den Mann.

»Und was thaten Ihnen diese Toten? Was thaten Ihnen meine Väter?« fragte eine so metallreine Stimme, daß selbst die zornige Aufregung sie nicht mißtönend machen konnte.

Es war ein Mädchen in tiefem Traueranzuge, das so plötzlich

und unerwartet Rechenschaft forderte. Der Mann erkannte die einzige Tochter des letztverstorbenen Grafen, die er früher wiederholt von fern gesehn, und es war gewiß ebensosehr eine mechanische Äußerung traditioneller Ehrfurcht, als ein Gemisch von Überraschung und Wohlgefallen an der Schönheit der Fragenden, daß er sein Arbeitskäppchen abnahm und schwieg. Es blitzten noch Thränen an den Wimpern ihrer tiefblauen Augen, aus denen ihm die Wiederholung jener festen, heftigen Frage entgegensah: auf der hohen weißen Stirne zeigten sich im Schatten leichtgekrauster schwarzer Haare noch die Linien des Zornes, und der zwiefache Affekt, der verklingende Schmerz neben dem herrschenden Grolle, gab dem Gesichte etwas Ungewöhnliches, Leuchtendes. Es ging dem Manne, wie es denen immer gehn wird, die ihre Theorien nicht von der Praxis, nicht im Kampfe mit den Verhältnissen selbst abstrahieren. In der Theorie hatte er die Tradition überwunden, er glaubte nicht an die Götter der Erde, — aber für dies junge, schöne Wesen fand er keinen Fluch. Er staunte das Mädchen an und schwieg.

Auch die Dame war erstaunt. Die Sprache hatte sie getäuscht. Nachdem sie den Anzug des Mannes gemustert, sprach nur Stolz aus ihren Zügen. Sie verlangte von dem Manne in der verwaschenen Drilljacke keine Erklärung, keine Antwort.

»Ihr müßt in dieser Gegend fremd sein, sonst wüßtet Ihr, daß Schloß Hehlenried keinem Bedürftigen durch Schlagbäume versperrt ist«, sagte sie mit jenem kaustisch verweisenden Nachdrucke, mit jenem überlegnen Tone, den die Kinder der Vornehmen immer für niedriger gestellte Leute in Bereitschaft haben, auch wenn diese an Jahren und Erfahrung viel älter sind. »Ihr müßt hier fremd sein; indes scheint Ihr Kraft und Gesundheit in so hohem Grade zu besitzen, daß Ihr besser thätet, Eure Arme zu regen und für Euch selbst zu sorgen, statt nach Häusern zu fragen, in denen man ohne Prahlerei wohlthut, und vor allem statt Menschen zu schmähen, die Ihr nicht gekannt und die besser waren als Ihr.«

Damit wendete sie ihm den Rücken zu und ging rasch, aber festen Schrittes durch das Thor des Friedhofes. Bald darauf sah man die hohe, schlanke Gestalt einen Seitenweg einschlagen, der das Dorf vermied und zwischen den Feldern in den Schloßpark führte.

Ihre Entfernung hatte die Antwort unmöglich gemacht, die der Mann am Grabe ihren letzten Vorwürfen entgegensetzen wollte. Er drückte seine Mütze wieder in die Stirn, und als er ihr über die Mauer nachsah, murmelte er vor sich hin: »Sie versteht mich nicht! Wie sollte sie auch …?«

Ihre Worte hatten ihn auf das empfindlichste verwundet, aber zu neuer Bitterkeit herausgefordert hatten sie ihn nicht. Das Gefühl, das ihn quälte, war umso peinigender, als sich das schöne, traurige Gesicht des Mädchens zwischen ihn und seinen grundsätzlichen Haß stellte. Er war nicht durch anhaltendes Wetzen im Treiben der Welt dahin gekommen, daß ihm kein unmittelbares Gefühl mehr sein Recht abgetrotzt hätte; das Gefühl machte sich geltend, und er sah sich durch das Bewußtsein niedergedrückt, daß er in sich keinen Grund dafür finden werde, den Haß, den er für die Kaste hegte, auf den ersten besten Repräsentanten derselben, der ihm vom Geschicke vorgeschoben würde, zu entladen. Seine Theorie erlitt durch den Beweis der Unanwendbarkeit für jeden konkreten Fall einen argen Stoß. Hätte ein grämlicher, brutal hochmütiger Bursche ihn angefahren, hätte man versucht, ihm den schuldigen Respekt mit der Reitgerte ins Gedächtnis zurückzurufen, so wäre sein Zorn gewiß in lichterlohen Flammen ausgebrochen, er wäre der direkt Beleidigte gewesen und hätte nicht die uralte historische Beleidigung des Armen durch den Reichen, sondern eine persönliche zu rächen gehabt. Aber hier war es ein Mädchen, ein kaum siebzehnjähriges Kind, das am Grabe seines Vaters geweint hatte … Er war der Angreifende gewesen, nicht die Gräfin … Die Theorie hat nie Geistesgegenwart genug, einer Querfrage standzuhalten, die ein Gefühl, ein fremdes Element in die wohlgeordneten Schlußreihen bringt. — Und hier fand sich mehr als Eine Entschuldigung für das ganze Auftreten des Mädchens,

mehr als Ein Gefühl warf sich zu ihrem Advokaten auf. Mußte sie denn nicht zürnen, da man ihre Väter augenscheinlich ohne alle Veranlassung geschmäht? Hatte sie nicht ein Recht, den für schlecht zu halten, dem selbst der Friede der Toten nicht heilig war, der selbst für Gräber einen Fluch hatte? Bewies sie nicht durch ihre energische Sprache einem fremden Manne gegenüber, daß sie hohen Mut und Kraft besitze? Und konnte nicht die äußere Erscheinung des Mannes im Vereine mit seinen Worten ganz wohl den Irrtum hervorrufen, daß er vom Mitleid andrer verlange, was ihn die eigne Trägheit nicht erwerben ließ?

»Sie konnte mich nicht verstehn!« wiederholte er.

Aber Christian verstand seinerseits den Vater auch nicht. Seine Tradition war eine andere als die des Mannes. Der Vater hatte nie anders als verächtlich und bitter von den Vornehmen und Reichen gesprochen und der vorgeeilte Verstand des Kindes diese Lehren ganz ebenso begierig aufgenommen, wie andre Kinder den Haß gegen ungeschlachte Riesen und tückische Zwerge, die ihres Zeichens Prinzessinnenräuber sind und endlich von tapfern Paladinen erschlagen werden müssen, damit diese mit den gefangnen, nun glücklich befreiten Damen Hochzeit machen können, aufzunehmen pflegen. Anders als märchenweise, vom Hörensagen, kannte er ja die Verhaßten auch nicht, und von frühauf mit diesem Widerwillen genährt, hatte er die Scheu nicht zu überwinden, die den andern, wie ihm der Haß, eingeimpft wird. So sehr Kind war er natürlich noch, nichts von Theorie und Regel, also auch nichts von Ausnahmen zu wissen; er kannte nur die Anwendung, — und dem Kinde scheint alles und immer anwendbar. Die enfants terribles sind der Gesellschaft so schrecklich, weil sie aus instinktivem Sittlichkeitsgefühle rücksichtslos ehrlich sind. — Der Knabe war in seiner Weise schon einen Schritt über den Vater hinaus … Indes, wer kann sagen, ob die Dame ihm nicht grade imponiert hätte, wenn sie glänzend geschmückt, wenn sie wie eine Reiche, und nicht als trauernde Tochter gekommen wäre! — Jetzt begriff er nicht, warum der Vater dem Mädchen im schwarzen

Kleide die Antwort schuldig geblieben; er begriff nicht, warum er die Mütze gezogen, statt trotzig zu sagen: »Geh hin, du gehörst zu den Verfluchten!« Hatte er doch die Faust geballt, als die »Reiche« gewagt, seinen Vater so hart anzulassen. — Dies »Warum?« lag ebenso schwer auf seiner Brust, als der Kampf zwischen Prinzip und Konsequenz auf der des Mannes.

Christian sah eine Zeitlang mit übereinander gebissenen Zähnen der Gräfin nach, dann fragte er:

»Ist sie so schwarz, weil sie so böse ist?«

»Ihr Vater ist gestorben, sie hat Trauer«, antwortete der Mann, ohne sich umzuwenden.

Diese kurze Antwort, die doch wieder eine Erklärung für den Knaben verlangte, steigerte dessen Gereiztheit noch mehr. Es war ein Akt ohnmächtig kindischer Wut und deshalb um so widerwärtiger, daß er nun doch trotz des väterlichen Verbotes den Blumenstrauch abriß und die Blüten zertrat.

Der Vater sah nichts davon. Er war dicht an die Kirchhofmauer getreten und blickte, die Arme auf der Brust verschränkt, unbeweglich nach dem Schlosse hinüber …

»Ä schaines Schlößche, ä schainer Park! Soll mir Gott helfen, Bäume drin, Stück für Stück sechzig Gulden unter Brüdern wert. ’s wär’ uns beiden geholfen, wenn wir dürften ’s Bauholz rausziehn, für eigne Rechnung bezimmern lassen … Gott, ich wär’ zufrieden mit ’s Geschäft vom Astholz!« —

Gibt’s wohl etwas Widerwärtigeres, als aus seinem eigenst eignen Traumreiche, wär’s auch nur ein eignes Dornengeflecht, plötzlich durch eine grenzenlose Trivialität heraus gerissen zu werden? Der Gedanke, der eben aufstieg, sinkt mit einem schmerzlichen Schrei, vielleicht für immer, ins Nichts zurück, die Schar der andern, schon durchgedachten, die sich zu einer Gruppe zu ordnen begann, stiebt auseinander, — die Mysterien sind entweiht. Wehe dem Profanen, dessen unberufnes Eindringen das Opfer störte! —

Mendel Sack, wie ihn die ganze Gegend nannte, ohne daß wir

verbürgen wollen, daß ihn irgend ein Zivilstandsregister unter diesem Namen führte, — Mendel Sack, der Hausierjude, hatte bei seiner Wanderung den abkürzenden Weg, der über den Friedhof nach der Landstraße ging, eingeschlagen und war unbemerkt hinter den Träumenden getreten. Der starren Richtung der Blicke des anderen folgend, hatte er den Gedanken Worte gegeben, die ihm den mächtigen Laubkronen des Parkes gegenüber zunächst lagen.

Der Angeredete zuckte zusammen, drehte sich einen Augenblick unwillig um, schleuderte dem Juden einen glühenden Blick zu, dann verzog er den Mund spöttisch und kehrte ihm wieder den Rücken zu. Er war eben wie ein Paria behandelt worden, dies und die Störung reizte ihn zugleich, und so fand er eine Art von Genugthuung darin, die Verachtung, deren Stachel er selbst gefühlt, momentan weiter schnellen zu können.

»Nun, Musje Hennings,« fuhr der Jude in seinem Jargon, den zu kopieren wir nicht versucht sind, gesprächig fort, »was schuddert Ihr den Kopf, als ob das Geschäft nichts taugte? Ihr hättet doch auf Lebenszeit genug Stöcke für Eure Drehbank …«

»Schwatzt Eure Albernheiten denen vor, die sie lieber hören als ich. Geht Eure Wege und laßt mich ungeschoren!«

Musje Hennings zeigte nunmehr thatsächlich, daß er Lust habe, einen guten Teil seiner dumpfgärenden Wut an dem zudringlichen Gegenüber auszulassen. Auch fuhr der Jude bei dem ersten Worte, das ihm auf Armeslänge zugedonnert wurde, einen Schritt zurück. Lang' konnte indes dies Zurückweichen und Nachgeben nicht dauern, er hatte schon gefährlicheren Stürmen Stirn geboten, raffte also bald wieder seine Dreistigkeit zusammen und sagte, immer in seinem näselnden Tone:

»Steht Ihr doch selber da und gafft ins Blaue, — darf ein armer Jude nicht so gut Luftschlösser bauen als Ihr?« Dann setzte er, ehe noch ein neuer Ausbruch erfolgen konnte, begütigend hinzu: »So wahr Gott lebt, hab' ich doch schon unten bei der Frau Gertrude nach Euch gefragt, um Euch einen wirklichen, soliden Vorschlag zu machen. Die arme Frau! Hat auch bessere Tage gesehn und verdient

zu leben wie eine Fürstin. Euch muß geholfen werden, schon der Frau zuliebe. Mendel Sack meint's gut mit Euch! Seht doch nur, wenn er Euch schaden wollte, so fragte er den Müller, ob er dem kleinen Christian erlaubt hat, alle Tage Krautblätter von seinem Beete zu holen? Oder er ginge gar zum Förster und sagte, wozu der Sohn des Drechsler Hennings das Grünfutter braucht … Was? Meint Ihr nicht auch, daß Euch das kleine Häsche teuer zu stehn käme?«

Bei diesen Insinuationen versuchte er aber mit seinen trüben Augen, die aus engen roten Schlitzen sahen, so schelmisch zu blinzeln, daß man möglicherweise in diesem Manöver die Versicherung finden konnte, seine Drohungen seien höchstens eine ganz unschuldige Neckerei. Hatte er indes die Absicht, auf diese Weise als Mitwisser und Hehler Vertrauen zu erwecken, so mißlang ihm der Versuch ganz und gar.

»Christian, gehe augenblicklich nach Hause, trage deinen Hans über den Bach ins Feld und überlasse ihn seinem Schicksale«, sagte Hennings streng ohne das Mienenspiel des Juden im geringsten zu beachten. »Und nun, was habt Ihr mir zu sagen, daß Ihr mich sogar in meiner Wohnung, deren Schwelle ich Euch ein für allemal verboten, aufzusuchen wagtet? Aber seid minder geschwätzig als gewöhnlich, sonst mögt Ihr den Gräbern hier Eure ewigen Projekte mitteilen, die sind geduldiger als ich.«

»Ich weiß, Herr Hennings, ich weiß. Immer gleich Feuer auf dem Dache. So gehört sich's auch zu meinem Vorschlage. Ein rascher Entschluß, und Ihr Glück ist gemacht.«

Er nannte den Drechsler nun Herr und änderte auch die Anrede. Hennings lächelte wieder spöttisch über diese List.

»Das was Herr Mendel Sack ›Glück‹ nennt«, sagte er, »such' ich nicht. Habt Ihr wieder einmal nichts Besseres vor als mich, oder vielmehr Euch durch mich und meine Arbeitskraft zu bereichern, so spart Euch den Atem für Euern Weg. Ist's etwas anderes, so sprecht ohne Umschweife und Einleitungen.«

»Zur Sache also, Freundchen, zur Sache. Mein Schwager, der große Lieferant der russischen Armeestiefel, ein reicher, berühmter

Mann, hat mir zukommen lassen den ehrenvollen Auftrag, anzuwerben brave, tüchtige, geschickte, deutsche Handwerker für die große Hauptstadt St. Petersburg. Die Reisekosten werden bezahlt in russischen Rubeln, das Handwerkszeug und das erste Material wird geliefert umsonst. Die Lokalität kann sich jeder aussuchen, wie's zu seiner Sache paßt. Gott im Himmel! kann ein arbeitsamer Mann da werden ein reicher, gemachter Mann, ohne zu wissen, wie und warum! Ihr seid ein Drechsler, ein Kunstdrechsler, ein geschickter Kunstdrechsler und Bildschnitzer; ich habe gesehn Euer Meisterstück: Gott über der Welt, haben die Leute geschrien, ein so junger Mensch, hat er gemacht ein wahrhaftiges Wunder von Figuren und Komposition. Ich geb' Euch heute, wo die Louisdors so rar sind, wie die ehrlichen Leute, ich geb' Euch jetzt, bei dieser schweren Zeit, jetzt auf der Stelle einen goldnen Fuchs, akkurat, gewichtig und unbeschnitten, für die heilige Zille von Elfenbein, die Ihr auf Eurem Bücherbrette stehn habt.«

Er griff in seine über alles Maß geräumige Tasche, brachte nach langem Suchen und Wühlen, das auf eine Unzahl in diesem Behältnisse aufbewahrter Utensilien schließen ließ, ein kleines ledernes Beutelchen hervor, sah sich mißtrauisch nach allen Seiten um und nahm dann aus dem schmutzigen Versteck einen in Papier gepackten Louisdor, den er verlockend zwischen den Fingern hin und her wog, während er den Drechsler aus den Winkeln der Augen fixierte. Die Sucht selbst einen Handel, und zwar offenbar einen vorteilhaften, zu machen, drängte einen Augenblick das große fremde Projekt in den Hintergrund. Mendel Sack war ein echter Geschäftsmann, er ließ nie eine Gelegenheit unbenutzt vorübergehn und hielt sich im Notfalle an den alten Satz, daß Tropfen nach und nach Steine aushöhlen. Ging's nicht im Sturme, so legte er Minen, eröffnete Approchen und schoß Bresche, in der Regel kam er endlich doch ans Ziel. Um die heilige Cäcilie warb er auch nicht zum erstenmal.

Hennings machte indes nun ein fast heiter ironisches Gesicht, — er fühlte sich einen Augenblick glücklich in seiner Überlegenheit

und in seinem Talente, das Geldstück aber wies er kalt ab.

»Ich sagt' es Euch schon längst, die Schnitzerei ist mir weder um diesen noch einen andern Preis feil; und ich zerbräche meine beste Arbeit eher, ehe ich sie Euch zum Verschachern gäbe«, sagte er, nachdem er den Juden erst absichtlich eine Zeitlang zwischen Furcht und Hoffnung gelassen.

»Nun, ich werde wieder nachfragen. Vielleicht ein neues Kattunkleid für die Frau Gertrud …« Er lupfte seinen Quersack von der Schulter und wollte offenbar sofort Proben und Vorräte auskramen, aber eine ungeduldige Handbewegung Hennings hielt ihn ab. »Ja man kann viel haben für einen solchen Louisdor«, fuhr er fort, »und der wäre doch leicht verdient, — Ihr habt's ja schon vor Jahren gearbeitet. Warum solltet Ihr Euch nicht für den auf der Straße gefundnen, ja wirklich gefundnen Verdienst, einen guten Tag machen wollen. Ihr habt gewiß seit lang' keinen Schoppen guten Wein getrunken. Ich sag' Euch, mein Bruder führt eine Sorte, Elfer, wahrhaftigen Elfer …«

Man möchte behaupten, Mendel Sack kannte das Neue Testament und kopierte das »Alle Königreiche der Welt huldigen dir, wenn du mich anbetest!« Seine Versuchung war die moderne Miniaturausgabe des Wüstenkapitels der Foliobibel. Aber es hieß auch hier auf der nächsten Seite: Apage Satanas!

»Seid Ihr endlich mit Eurer Projektmacherei zu Ende?« unterbrach der Drechsler den Juden, der schon ehe der Handel noch zum Abschlusse gediehen, zu berechnen anfing, wie er wenigstens einen Teil der proponierten Kaufsumme wieder in seiner oder doch seiner Leute Tasche zurückbringen könne, unterdes aber auch den Louisdor wieder in seine verschiednen Hüllen packte.

»Noch nicht, noch nicht, das Beste kommt noch! Was verdient Ihr mit Euren Spinnrädern? Der kleine Verdienst wird auch ein Ende nehmen, wenn alle Leute hier in der Gegend versorgt sind. Was wollt Ihr dann anfangen? Jetzt ist die rechte Zeit. Ihr müßt etwas anderes arbeiten, weil Ihr anderes arbeiten könnt. Ihr könnt also nichts Klügeres thun als jetzt gleich nach Petersburg zu gehn

und dort in Elfenbein zu arbeiten — für Rechnung von meinem Schwager …«

»Hol' Euch der Henker, Euch und Euern Schwager samt seinen Armeestiefeln und seinem Elfenbeine. Ich verdiene was ich brauche; brauch' ich mehr, so werd' ich mehr oder anderes arbeiten. Reich werden oder mich von Eurer Sippschaft ausbeuten lassen, will ich nicht, — wenn Ihr nichts Besseres wißt: Geht zum Teufel! Ich bleib' im Lande!«

»Hitziger Mensch! 's hat Zeit damit, beschlaft's; ich kann wieder anfragen, wenn Ihr die Sache überlegt habt. Ich weiß doch, daß Ihr selbst noch sagen werdet, Mendel Sack ist ein ehrlicher Mann, er meint's gut mit mir. — Und wie ist's mit der heiligen Zille …?«

Hennings hörte weder das geschwätzige Selbstlob noch die Wiederkehr des alten Gelüstes, das den Juden unwillkürlich nach der Tasche, die den Louisdor barg, greifen machte. — Sie gingen nach verschiedenen Seiten auseinander.

Von den Wiesen wallten die Nebel auf und zogen ihre hellgrauen flatternden Binden um die kleine Totenkapelle in der Mitte des Friedhofes zusammen. Ihr Türmchen ragte bald wie aus einem dichten Rauchmeere hervor. Die Dünste schleiften ihre bleichen Schleppen über die Grabhügel hin und ließen von Zeit zu Zeit, wenn ein Windstoß sie teilte, den Kopf einer Statue oder ein Kreuz erscheinen, Bilder, die im nächsten Augenblicke wieder verschwunden waren. Oder sie zeigten auf Momente matt und dämmerig eine der knieenden Ritter- und Frauengestalten, wie sie auf den uralten, in die Kapellenwand eingemauerten Grabsteinen dargestellt worden. Dies Hervortreten und Verschwinden konnte glauben lassen, daß die Gestalten selbst sich bewegten und ihre Laken nach sich ziehend den grausen Totentanz der Sage, der seine Erfindung wohl einer der unsrigen ähnlichen Beobachtung verdankt, zur Wahrheit machten.

Die Entfernung von menschlichen Wohnungen, die trübe Umgebung, die feierliche Abendstille dazu, — wenige Menschen hätten sich dem Schauer, den die Landschaft aushauchte, ohne

weiteres entziehn können.

Und doch verließ Christian, der dem Befehle des Vaters nicht gehorcht hatte, erst jetzt den Friedhof. Er hatte sich unbemerkt in dem vergitterten Raume, den die Gräfin bei ihrer raschen Entfernung zu schließen vergessen, zu verstecken gewußt, solang' das Zwiegespräch dauerte. Nachdem die beiden Männer fortgegangen, riß er auch hier, soweit seine Kraft reichte, das blühende Gesträuch nieder.

Niemand hatte ihm gesagt, daß es Gespenster gebe; der Same der Furcht war nicht durch märchenhafte Popanze, Erzählungen von schwarzen, kinderfressenden Männern und wie die Requisite der Ammenstubenerziehung alle heißen mögen, in ihn gelegt worden, er kannte also auch die Scheu vor Ungreifbarem nicht, und der Totentanz blieb für ihn ein Wirbel von Nebeldunst.

Er fürchtete sich nicht, aber er zerstörte auch nicht aus jenem kindischen Zerstörungseifer, der weiter nichts ist als der natürliche Thätigkeitstrieb, der noch keinen Halt, kein Ziel hat und verderben muß, weil er weder schaffen noch ruhen kann, — er zerstörte mit Überlegung, er vernichtete die Blumen in der Absicht — zu schaden.

ZWEITES KAPITEL.

GESTÖRTES STILLLEBEN.

Mitten im Dorfe Hehlenried lag eine Hütte, die sich von den andern Wohnungen, denen sie sonst in Anlage und Bauart vollkommen glich, durch einen besondern Umstand unterschied. Während die benachbarten Häuser eine gewisse Einheit in Schmutz und vernachlässigter Haltung zeigten, war dieses schon von außen schroff in zwei Teile geteilt. Die Seite nach der Dorfstraße, also die vordere, konnte mit jedem anderen Gebäude der ganzen langen Doppelreihe in Bezug auf Unreinlichkeit wetteifern: vielleicht ersetzte sogar noch mehr bekritzeltes Papier die Stelle von Fensterscheiben, vielleicht war Anwurf und Tüncherei hier noch mehr verwahrlost. — Die Hinterseite der Hütte dagegen, von der Hausthüre, die wie auf dem Lande häufig in der Mitte einer Langseite angebracht war, in den Garten hinein, bildete einen auffallenden Gegensatz zu der vorderen Giebelfront. — Die Balken des Bindwerks waren mit frischer Holzfarbe angestrichen und die Mauerfelder dazwischen blank angeweißt; der Gang an der Mauer hin war durch Kies festgedämmt; es gab klare Scheiben in den Fenstern, die dadurch zwar nicht größer aber gewiß freundlicher wurden, und endlich breitete ein gutgehaltener Weinstock sein üppiges Laub an den Wänden bis zum Schaubendache hinauf. Ein breitästiger Holzbirnenbaum im Hintergrunde des Grasgartens, noch weiter zurück ein Bach, dessen schilfige Ufer ein Steg verband und jenseits Felder voller Ähren: — Das Bild war friedlich, anheimelnd und doch originell genug um malerisch zu sein.

Vorn heraus wohnte der Eigentümer des Gebäudes, die

Hinterstube nebst einer kleinen Kammer war an den Drechsler Hennings vermietet.

Ohne Zweifel würden wir im Innern des Hauses Geschmack und Ordnung ebenso verschieden finden wie von außen, indes haben wir keinen Grund, unsern Besuch in der Hütte über das Gelaß des Drechlers auszudehnen.

Die Hinterstube war ein mäßig großer Raum, trotz seiner vielfachen und verschiedenartigen Bestimmung wohnlich gemacht durch das System, das bei Aufstellung und Verwendung des geringen Hausrates entscheidende Stimme gehabt, sowie durch die Sauberkeit, die in staublosem Geräte und reinlichen Dielen anerkannt sein wollte.

Zwischen den beiden Fenstern, die nach dem Garten sahen, stand die Drehbank; darüber hingen an dem Pfeiler in zierlicher Zusammensetzung die Werkzeuge. Im Winkel neben der Bank lehnte ein fertiges und mehrere halbvollendete Spinnräder, von denen noch einzelne, in der Arbeit begriffne Teile auf dem Werktische aufgeschichtet waren. An der zweiten, fensterlosen Wand neben der Kammerthüre war eine breite Bettsponde aufgeschlagen. Das Lager selbst bedeckte ganz gegen die Sitte der Gegend nicht ein Federsack in buntblumigen Überzuge, sondern eine gewirkte Wolldecke von blendender Weiße. Vorhänge hatte das Bett nicht. Dafür schweifte sich aber das Kopfende gefällig in die Höh' und zeigte im Lichte des flackernden Herdfeuers eine haut relief geschnitzte Tafel. Einige Fuß darüber hing ferner eine Zierde, die niemand unter dem Schaubendache gesucht hätte. Der lange Bord von gebeiztem Eichenholze, der eine Mappe mit Zeichnungen und eine doppelte Reihe deutscher und französischer Bücher trug, war ein Kunstwerk, dessen mühsame und feine Schnitzerei nichts zu tadeln ließ. Die Arabesken waren so geschmackvoll entworfen und mit so sichrer Hand ausgeführt, daß man nur daran zweifeln konnte, ob der Erfindung oder der Arbeit selbst die Palme gebühre. Überlegner noch, weil offenbar mit größter Liebe und höchster Anstrengung aller Kräfte ersonnen und ausgeführt, war eine

rundgearbeitete Gruppe von Elfenbein, welche die freundliche Legende: — wie die christliche Muse der Musik, die heilige Cäcilie, durch ihren Kuß einem stummen Kinde die Sprache gibt, — darstellte. Dies kleine Meisterwerk bildete, unter einer Glasglocke vor Staub geschützt, die Kuppel des Büchergestelles. Ein Blick auf die Titel der Bände, die es umgaben, und unter denen unter anderem die hervorragendsten Dichtwerke jener Zeit ihren Platz gefunden hatten, bewies zur Genüge, daß die Statuetten nicht absichtslos zur Zugipfelung der kleinen Bibliothek benutzt waren. Sind es ja doch die Dichter, die für Gedanken und Gefühle, die in allen Herzen schlummern, für jedes stumme Sehnen das rechte Wort finden und in ihrer Weise den Stummen die Zunge lösen.

An der dritten Wand, die das Zimmer vom Hausflure trennte, stand ein Herdofen, auf dessen Platte eben an einem knatternden Feuer von Spänen das Nachtessen der Familie, — ein Gericht Kartoffeln, — mit Butter in einem flachen Tiegel schmorte.

An der letzten Wand endlich standen ein großer Schrank, zwei Stühle und eine Brandkiste zur Aufbewahrung von Wäsche.

Am Tische in der Mitte saß eine junge Frau. Der kleine, etwa zweijährige Knabe, den sie vor sich auf dem Tische sitzen hatte, trug ihre Züge, nur sah er gesund, frisch und freudig aus, während sie früh verblüht war und jener schleichenden Krankheit verfallen schien, die so gern die zartesten Menschenblumen knickt. Es lag etwas Trauriges in ihrem Lächeln, es war etwas Ergreifendes in der hastig innigen Weise, mit der sie ihr jauchzendes Kind an sich zog, wenn es von seinem Spiele aufblickte und die Arme der Mutter entgegen streckte. Und doch war über diese Wehmut wieder ein Schimmer sonniger Freude gebreitet, und doch war hohe Befriedigung der Ausdruck dieses Kopfes.

Es war der Kopf einer Mutter.

Wenn man einen weiblichen Kopf sieht, in dem über allen Kummer, über alle Sorge, über allen Jubel wie über allen Schmerz eine gleichmäßig ruhige und zugleich demütige Befriedigung liegt, ein Schleier, der das Dahinterliegende nur mit einer gewissen

unbeschreiblichen Dämpfung erkennen läßt, so hat man allezeit nur einen richtigen Namen dafür. Ob schön, ob unschön, ob vorherrschend freudig oder trüb, wirft kein Gewicht in die Schale. Er gehört gewiß nicht einem Mädchen nach dem ersten Geständnisse des Geliebten, nach dem ersten Kusse wechselseitiger Liebe, — denn diese Befriedigung ist eine unruhige, sehnsuchtsvolle; ebensowenig gehört er einer Schwester, deren Bruder Triumphe errungen, denn diese Befriedigung ist eine stolze. Es gibt nur ein Wesen, in dessen Zügen diese weichste und vollste Befriedigung thronen kann; ein Bild, das sie zu malen wagt, bedarf keiner Unterschrift, denn jedermann muß ja wissen, daß so nur das Antlitz einer Mutter aussehn kann, die ihr Kind betrachtet.

Ein kaum zwei Wochen alter Hase, den Christian winzig klein im Garten gefangen, war der Gegenstand, der die Heiterkeit des Kindes hervorrief. Das Tier war unendlich zahm geworden und machte seine komischen Kapriolen, ohne sich im geringsten stören zu lassen. Es setzte sich auf die Hinterläufe, strich die Löffel glatt, leckte und putzte sich; dann kam es mit zwei Sätzen an das Kind heran, stellte sich wie ein Affe an ihm in die Höh' und trommelte mit den Vorderläufen auf seinem kleinen Arme. Es ließ nicht eher ab, knurrte sogar und zog allerliebst grimmige Gesichter, bis die Mutter dem Knaben ein Stückchen Brot in die Hand gab, das dieser nun den kleinen Bettelmann aufknabbern ließ. Das Häschen leckte nach jeder Portion mit seiner schmalen, warmen Zunge die Finger, die ihn gespeist, und sprang, wenn das Kind in seiner Freude aufschrie, eiligst davon, um in der Ferne seine Männchen zu machen. Dies Erschrecken, diese Flucht gab neues Vergnügen, neuen Jubel, und wenn Gertrud das Tier wieder an den Löffeln herbeizog, küßte sie oft, glücklich über die Seligkeit des Kindes, den Hasen mit dem Knaben zugleich.

»Pst!« rief sie ihrem eben eintretenden Manne entgegen.

Der Hase hatte sich wieder in Positur gesetzt und putzte seine schwarze Schnauze, die er kurz vorher in eine Tasse voll gewärmter Milch gesteckt hatte. Er pustete dabei, denn die Milch war ihm in

die Nüstern gedrungen, sprang niesend im Kreise umher und gebärdete sich höchst possierlich.

Unwillkürlich vertiefte sich Hennings auch einen Augenblick in das anmutige, vielbewegliche Bild. —

Auch die besten Tiermaler erreichen nicht die Hälfte der Erfolge mittelmäßiger Menschenmaler. Sollte der Grund dafür wirklich nur darin liegen, daß der Gegenstand ein »unedler« ist? Darin sicher nicht. Das Tier ist Leben ohne Reflexion, aber es lebt und zeigt den Grad seiner Lebensthätigkeit durch mehr oder minder freie Bewegung. Die Bewegung ist sein Element und zugleich seine charakteristische Eigentümlichkeit. Nachbildungen, die ihm nur den Schein einer ewig gleichen Bewegung geben können, rauben dem Tiere also grade das, was schön und interessant an ihm ist, und können darum auch nicht befriedigen. Der Mensch dagegen ist Leben mit Reflexion, der Maler faßt die letzte Eigenschaft in der ersten ins Auge und bildet grade in dieser Weise das Charakteristische des Menschen nach. Er malt nicht einen Akt, nicht eine Handlung, also nicht die äußere Bewegung, sondern er malt den Eindruck, den ein Gedanke, ein Wort oder eine That auf eine oder mehrere Personen macht. Virginia ist in dem bekannten Bilde Fügers schon niedergestoßen, der Vater hält den blutigen Dolch in der Hand und droht dem erschrocknen Dezemvirn, das Volk ist von Entsetzen ergriffen, Frauen beschäftigen sich mit der Sterbenden, selbst die Liktoren fühlen etwas: das ist ein Bild, das seinen Eindruck nicht verfehlt, denn man wird den Wechsel der Bewegung nie vermissen. Schlachtbilder und Tierstücke werden Liebhaber finden, mehr als Liebhaber aber nie, weil ihnen Bewegung notthut. Vernet macht vielleicht eine Ausnahme, weil er seine Tiere wie Menschen behandelt, weil er sie individualisiert, aber auch damit ist das Letzte nicht erreicht. Ein anderes ist es mit den modernen Münchener Viehmalern oder mit Potter und verschiedenen Niederländern. Die »zivilisierten« Tiere, das »Vieh« mit einem Worte, ist nicht so prätentiös, elegante Bewegungen als Charaktermerkmal für sich zu beanspruchen. Eine wiederkäuende

Kuh, ein Dutzend weidender Schafe, das geht zu malen, — aber ist das ein Bild? Wir mögen uns wohl dann und wann an den tölpisch steifen Sätzen einer Ziege oder der stattlichen Gestalt eines Mastochsen ergötzen, aber jeden Anklang an Grazie und Schönheit müssen wir beim »Wilde« suchen.

Und es gibt in der That nicht leicht ein reizenderes Schauspiel als im Buschwerk verborgen dem Atzen einer Rehfamilie zuzusehen.

Eine Waldwiese mit ihren gelben Ranunkeln und blaßroten Lychnisblüten, eingeklemmt zwischen breitästigen Buchen, deren Stämme sich bis zur Brust hinauf in Ahorn, Faulkirschen und Haselstauden verlieren; tiefer, flüsternder Schatten auf der einen Seite, so daß der Kuckuck hier das »Ave« zu läuten scheint, das den Tag zur Ruhe singt, — gegenüber aber ein grüner saftiger Sonnenblick, der jede Feder des Vogelharlekins Stieglitz auf einer silberbärtigen Distel oder zwischen Tannennadeln erkennen läßt, — darüber endlich blauer, tiefer Himmel, von leichtgehauchten Wolkensoffiten durchgittert: das ist die Dekoration. Man liegt still im Hag, am Rande auf einer Matte von Quendel, man träumt, denn zum Denken ist die Zeit zu süß: — da ertönt, statt der schrillen Schelle aus dem Souffleurkasten, ein eigentümliches Pfeifen, ein Naturlaut des Waldes. Kleines Gezweig knastert, die Blätter rauschen, und zwischen den Büschen streckt sich ein gekröntes Haupt hervor, das mit glänzenden rollenden Augen die Wiese und die Hecken auf der Gegenseite durchspäht. Man hält den Atem zurück und lauscht. Nun setzt der Bock mit einem weiten Bogensprunge, das Geweih an den Nacken zurückgelegt, über den Graben, sieht sich nochmals, aber keck und frei um, — wieder ertönt jenes Pfeifen, und im Augenblicke erscheinen die beweglichen Sterne, die drüben hinter den Blättern geleuchtet, hart am Graben. Das kleine gesprenkelte Kitzchen zagt vor dem Satze, es versucht in den Graben hinunter zu klimmen und mißt ängstlich die Tiefe. Aber der Vater wendet den Kopf zurück, das kleine Ding faßt Mut, springt, schwebt langgestreckt in der Luft und — gleitet auf den Knieen in die Blumen. Es klagt; die Mutter fliegt über das

Hindernis und ist im Nu an der Seite des Kleinen. Sie wechseln einen Blick, das Kitzchen springt auf und umkreist schäkernd und neugierig die Alten. Es schnüffelt an den Halmen herum, versucht auch wohl ein Blatt Sauerampfer zu kosten, aber die Speise behagt ihm noch wenig. Es ist ein reizendes Spiel, daß es eine Hagerose abrupft und die Blütenblätter einzeln von seiner Schnauze wehen läßt. Indes kommt ihm der Appetit, da es die Eltern atzen sieht. Nun wirft sich's unter die Mutter auf die Kniee und saugt. Sie wendet den Kopf zurück und leckt dem Kleinen das Fell glatt. Der Bock sieht zu. — Man kann eine Bewegung der Freude nicht unterdrücken und richtet sich auf, um die halb von Gras verborgne Gruppe ganz zu sehn … Aber dies Geräusch ist dem Walde fremd, die Tiere spitzen die Ohren, der Bock stampft zornig den Boden, das Pfeifen ertönt, die friedliche Gruppe löst sich auf, die Ricke tritt eiligst den Rückzug ins Gebüsch an, das Kitzchen trippelt hinter ihr her, und der Bock, der sich vor dem blitzschnellen Verschwinden noch einmal schnaufend umwendet, deckt die Flucht. — Dies alles wird in so leichter, graziöser Weise ausgeführt, es ist so viel Anmut und Kraft in jedem Satze, daß man sich nicht abwenden kann. — O, die Tierwelt hat ihre Feierabende, ihre stillen Feste, und wer sich da nie zu Gast geladen, entbehrt einen Genuß und eine Anschauung, für die es keinen Ersatz gibt. Es ist eine Lücke in seinem Verständnis der Natur. Die Schwalbe, die sich auf unser Fenstersims setzt, ihr Liedchen herunterschwatzt, während wir am offenen Fenster stehn, überwindet instinktiv ihre Scheu, um an unsrem Betragen zu sehn, ob wir ihr wohl erlauben dürften, daß sie ihr Nest an unsre Mauer hängt: die Nachtigall, über deren Nest wir uns niederbeugen, sieht uns mit ihren schönen Kohlenaugen so ängstlich bittend ins Gesicht und harrt so geduldig aus, daß wir ihr ganzes stummes Gebet und das Versprechen der süßen, süßen Lieder, die ihre Kleinen bringen werden, verstehn lernen können. — — Aber wer wird sich mit Tieren beschäftigen, die Tiere sind »unedel!«

Wir haben uns so dareingefunden, die »Krone der Schöpfung« zu sein, daß wir uns mit einem herzlich abgeschmackten Märchen und

unsrer selbstbewußten Rangstufe begnügen, ohne nach weiterem zu fragen. Der Glaube an Protoplasten und Theodidakten ist noch allenthalben rezipiert und wird teils aus Dummheit, teils aus Schurkerei und endlich aus feiger Rücksicht für den Glauben des Haufens von Theologen und Schulphilosophen ausgebeutet. Diese metaphysischen Saltimbanquerien, diese theosophischen Eiertänze, dies Haschen nach Strohhalmen, die am blauen Himmel wachsen sollen, Strohhalme, die man für bessere Stützen ausgibt als die Eichenstämme, die sichtbar und tastbar aus unsrer Erde aufsteigen, — worin hat es seinen Grund? Immer wieder darin, daß die jetzige Form der Gesellschaft erfunden worden, ein mißwüchsiges, auf unsittlicher Basis ruhendes Gebäude, das Anker aller Art, Notbrücken und Maschinerien in Unzahl braucht, um nur möglich geglaubt zu werden. Jeder Fortschritt der Wissenschaft, jedes neue Erkennen, reißt einen jener Pfeiler zusammen, auf denen das Bauwerk der zwischen Staat und Kirche gefangnen Gesellschaft ruht, und statt über den Sturz des Jammerpalastes zu frohlocken, wehrt sich die Menschheit gegen das Erkennen, — um die Gesellschaft zu retten. — Abgewendet wird dadurch ihr Fall nicht, aber verzögert und gefährlicher gemacht. Wer aus dem einstürzenden Hause nicht beizeiten herausgeht, wird von den Trümmern erschlagen werden. — Man ist wirklich in Versuchung an ein böses Prinzip zu glauben, wenn man sieht, wie zu allen Zeitaltern der Gedanke sich in nebelgraue Träume fortreißen ließ, statt in steter Weise seiner Aufgabe nach zu streben. Nur würde man bei dieser Annahme nicht umhin können, das Böse, das zu jenen Irrwegen verführte, grade im sogenannten Guten zu finden. — Zur Natur, zur Natur, immer wieder zur Natur! Nicht zurück, sondern vorwärts, denn sie liegt nicht hinter uns, sie breitet sich vor uns aus. Sie sucht sich selbst durch uns, sie will sich durch und in uns erkennen lernen, sie will sich ihrer in uns bewußt werden. — Nur inwieweit dies die Aufgabe der Erde, die ja nur ein Teil der Natur, inwieweit es die Aufgabe der »Krone der Schöpfung« sei, diese Erkenntnis zu vermitteln, könnte fraglich sein.

Die Weltseele, die schaffende Kraft der Natur, das Leben, »verkörpert« sich seit je in Gestalten, die der materiellen Entwickelungsperiode der äußeren Natur analog sind. Sie zeigte, — nach dem Bedürfnisse und den Bedingungen des Moments, ihre Fähigkeiten, erst einseitig, dann komplizierter, stets mit dem Möglichen und dem Bedürfnis, mit der »Stimmung« der Atmosphäre und der Mischung der Elemente Schritt haltend. Zuerst gab es nur belebte Massen, dann manifestierte sich das Leben in seinen einzelnen Eigentümlichkeiten als Stärke, Gewandtheit, Ausdauer, Schnelligkeit, Eleganz in der Bewegung, edlere Bildung der Form bis zur Schönheit. Ferner versuchte es in verschiedenen Elementen und unter verschiedenen Bedingungen zu leben; es entstanden Versuche, Kreuzungen und Verbindungen verschiedner Fähigkeiten. Schuppen, Federn, Felle und Häute von dichtem oder zartem Gewebe wurden je nachdem notwendige Aggregate; vom Knorpel bis zur Wirbelsäule, vom Gallert der Vorticellen bis zu dem feinsten und empfindlichsten Nervengeflechte, bis zu dem Gehirne des Menschen hinauf äußerte sich allmählich die ewig strebende Thätigkeit der Lebenskraft. In der Zeit, in der die rohen Urstoffe noch in wilder Fehde lagen, »schwebte der Geist Gottes über den Gewässern«, es war noch nichts Lebendiges in unsrem Sinne möglich. Aber als die Stoffe sich aus dem Chaos schieden, sich untereinander freundlich und feindlich suchten, als sie sich vereinten, trennten und abwogen, entwickelten sich aus Haß und Liebe die großen Bedingungen, die wir Naturgesetze nennen, als Notwendigkeiten aus der Entwickelung des Ganzen, — das Gleichgewicht gebar die Form und für die Äußerung des Lebens war eine bestimmte, begrenzte Erscheinung möglich. — Und wieder war es das Gleichgewicht im Zusammenfassen der in der Tierwelt getrennt verwendeten Richtungen und Fähigkeiten der Lebenskraft, das jenen denkfähigen Organismus möglich machte, den wir Mensch nennen. Die Organisation der Tiere hatte den Instinkt, ja in den höchsten Graden fast das Verstehen bedingt, und endlich glückte ein noch größerer Wurf, der Organismus des Menschen

erlaubte den schaffenden Gedanken. Wie ein elektrischer Funke schlug er aus Nerv und Gehirn empor, leuchtete auf und vollzog den ersten großen Akt, als er sich selbst erkannte. Bis dahin war sein Wesen eine Übergangsphase vom Instinkt zu Verstand und Vernunft. — Die Vervollkommnungsreihe, die immer weitere Zuspitzung der Pyramide von den anorganischen Massen durch die Pflanzenwelt und das Tierreich bis zum Menschen hinauf, läßt sich zu deutlich erkennen, als daß man nicht auch ohne jede teleologische Marotte an ein endliches Ende, an eine Vollendung und Erfüllung, an ein völliges Lösen des großen Lebensrätsels denken dürfte. Es waren die enormsten Revolutionen nötig, Katastrophe mußte auf Katastrophe folgen, — die Erde gibt Zeugnis davon, — um die Lebenskraft der Natur bis zum inkarnierten Gedanken zu läutern; furchtbare Elementar- und Rassenkämpfe gingen jeder neuen Weltära voran, und in jeder dieser Ären war das von Stufe zu Stufe gesteigerte Sichselbstwollen, Sichselbstsuchen und Sichselbsterkennen der Natur in bestimmter Form zu seiner — für den Moment — höchsten Höhe gelangt. Die Weltseele wandert. Die Inkarnationen Wischnus in den Mythen der Inder, der Glaube an die Inkarnation der Gottheit als Messias, eine Erscheinung, die ohne wahrscheinlichen äußeren Zusammenhang in den verschiedensten Richtungen der Windrose im religiösen Volksbewußtsein lag und liegt, — diese Ideen sind nichts anderes als Mahnungen an oder Ahnungen von der Wanderung der Weltseele, die in ihrer eignen Schöpfungskette von Glied zu Glied vorschreitet. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß nur ein Mißverständnis dieser Wahrheit zu der pythagoreischen und indischen Seelenwanderungslehre, sowie zu der erhabneren Anschauung der Druiden führte. Nicht die Seele des Einzelnen, nicht etwas, das für sich nicht ist, sondern die Lebenskraft der Welt, die Kraft an sich, wandert vorwärts und ist bis zum Menschen gekommen. Solang' ihre Summe eine geschaffne Reihe bewohnte, solang' diese Reihe der Ausdruck der Weltentwickelung war, blieb diese Verkörperung bildungsfähig, ging die Kraft aber in eine

höhere Form über, so wurde die verlassne konstant oder schied, wenn die Bedingungen ihrer Existenz durch den Fortschritt der Weltbildung vernichtet worden, ganz aus. Den Geschlechtern, die eine Katastrophe überleben konnten, sich aber nach ihrem Verlauf überragt fanden, blieb so viel von der Kraft als diese von sich selbst wußte, so viel als diese von sich fordern konnte, als die Ära jener Verkörperungen die höchste Phase des Weltlebens war.[1]

Mit dem Menschen war, wie wir schon bemerkten, das Gleichgewicht, das Ebenmaß, und mit ihm Freiheit, Schönheit, kurz Vollendung der Form gefunden, — dagegen begann die Kindheit des Gedankens und mit ihr eine neue Schöpfungsperiode. Der Geist des Makrokosmos will und wird sich im Mikrokosmos erkennen lernen. Der Gedanke ist nun das Bildungsfähige; der Gedanke ist der Ausdruck, die Form, in der sich das Streben der Weltseele, der Kampf um Erkenntnis ihres eignen Wesens äußert. Er begann ganz in derselben Weise zu schaffen, in der die materielle Schöpfung ihrer Zeit verfahren war. Man hielt sich zunächst an die größten Massen, es brauchte der Klärung von Jahrhunderten, ehe auf Uranos und Gäa, auf Titanen, Giganten und halbtierische Ungestalten im Götterschaffen des Gedankens die Olympier folgen konnten; und wieder brauchte es Jahrhunderte, ehe dem Gedanken selbst sein Recht wurde. — Und hat er es denn heute schon voll und unverkürzt? Leider nein! Es ist noch immer der kleine Egoismus, der rein persönliche, der ihm die Schwingen kürzt und seine Größe in seiner Winzigkeit sucht. Wir sind erst groß, d. h. dem Ziele des Erkennens nahe, wenn wir aufhören uns einzubilden, daß die Welt uns zuliebe da sei, und daß wir in Protoplasten und Theodidakten zum Regiment der Erde berufen worden. Unser höherer Beruf ist der des fleischgewordnen Gedankens der Natur: das Erkennen der Natur, das Erkennen der Weltseele! Es ist nicht wahrscheinlich, daß es einer neuen vollständigen Umwälzung bedarf, um zu diesem Ziele zu gelangen, denn der Gedanke ist einmal gefunden. Der neue Akt des Weltdramas wird also nicht ein Sprung in eine schroff veränderte Wesenhaftigkeit, nicht eine neue Inkarnation der

Weltseele sein müssen, sondern er wird durch das Vordringen und die Entschlackung des bildungsfähigen Gedankens sein Ziel finden können. Wie lang' es bis dahin dauert? Wie lang' die Kämpfe bis zum Gedanken gedauert? Wer weiß es! Unsre Jahrtausende zeigt der Sekundenweiser an dem Zifferblatte des Zeitmessers der Natur. — Der Kampf um reine Sittlichkeit, der Sieg der großen Ideen der Neuzeit wird der Menschheit den Frieden geben und zugleich die Vernichtung der Schranken, in die man die Vernunft von frühauf zwängt, mit sich bringen. Hierin liegt die Zukunft! — Und warum sollte nicht auch, wie sie so oft gethan, die vorschreitende Entwickelung der sogenannten »leblosen« Stoffe und die weitere Ausbildung der Atmosphäre zu einer höchsten Reinheit des Stoffes, der unsern Körper bildet, führen können? Sie müssen es sogar, denn wie der Gedanke in seiner ersten Roheit schon eine Thätigkeitsäußerung eines äußerst subtilen Organismus war, so verlangt der höhere Gedanke eine noch empfänglichere Organisation, bis endlich der höchste, letzte nur in edelster Form geboren werden kann. Die reine Materie fällt dann bewußt mit der Kraft in Eins, d. h. die Kraft äußert sich nicht mehr scheinbar als etwas Fremdes, sondern weiß sich, wie sie immer war, als eine notwendige Thätigkeit der Materie, und das große Rätsel des Lebens wird in einem Sichselbstbeschauen der Natur gelöst. Jener Moment erst wird den scheinbaren Dualismus in der Natur vernichten und die Identität des Stoffs und der Kraft, des Geschaffnen und Schaffenden[2], — denn die Natur ist eine eine und unteilbare, das Geschaffne schafft sich notwendig selbst und schafft mit dem Ganzen Hand in Hand weiter, — nachweisen und klarmachen …

Aber dies klingt wie ein orphischer Hymnus im Stile des neunzehnten Jahrhunderts, und wir sprachen eben noch von nicht mehr noch minder als einem — Hasen.

Hennings konnte bei seinem Eintreten nicht alles Geräusch vermeiden, auch wehte durch die Thüre, die er offen hielt, die Zugluft so scharf in das Zimmer hinein, daß der Hase wie das Kind

aufmerksam wurde. Das Tier gab seine Beschäftigung auf, horchte, erblickte den Mann und verkroch sich scheu unter die Falten des Kinderröckchens. In demselben Augenblicke fuhr aber auch der Knabe in die Höh', um den Vater zu begrüßen …

»Wo ist Christian?« fragte der Mann, die Liebkosungen des Kindes nur zerstreut erwidernd.

»Bringst du ihn nicht heim? Du nahmst ihn ja mit und solltest doch wohl darauf achten, daß der arme, schwächliche Junge nicht so leicht angezogen der Abendkühle ausgesetzt bleibt.«

»Pah! Unsre Kinder müssen über Verkältungen, Schnupfenfieber und dergleichen vornehme Krankheiten erhaben sein! Übrigens hab' ich ihn schon vor mehr als einer halben Stunde nach Hause geschickt, und er hat sich wahrscheinlich nur irgendwo in der Nachbarschaft versteckt, weil es dem Burschen schwer aufs Herz fällt, daß er seinen Hans weggeben muß.«

»Den Hasen hergeben?« fragte die Frau mechanisch. Dann sagte sie schmerzlich: »Du willst den Kindern doch nicht ihre einzige Freude nehmen? Sieh nur, wie das Tierchen mit Richard vertraut ist, wie es spielt und an ihm herumklettert; sieh, wie selig das Kind über seine lebendige Puppe ist! Sollen denn unsre Kleinen gar keine Freude haben?«

Und die zarte Frau mit ihren üppigen, blonden Haarflechten und ihrem erregten Gesichte zog das schöne, heitre Kind, das den Hasen festhielt, an sich heran, als wolle sie die beiden Spielgenossen vor Trennung schirmen. Es gab aufs neue ein reizendes Bildchen, das den Mann fesselte und einen Strahl von Freude in sein starres Gesicht blitzen wollte. Aber der Lichtblick ging vorüber.

»Und doch muß die einzige Freude unsrer Kinder heute noch aus dem Hause«, sagte er hart und bitter. »Mendel Sack hat mich glücklicherweise noch zu rechter Zeit daran erinnert, daß wir ein Verbrechen begingen, als wir dies arme Ding vom Hungertode retteten.«

»Ein Verbrechen?«

»Allerdings! Eine Art von Wilderei, die unter allen Umständen

straffällig ist. Gottes Erde ist zwar der Stall dieser Tiere und der Himmel ihr Obdach; sie sind heute hier, morgen da, ohne sich um die Grenzen der Besitzungen zu kümmern, aber sie gehören dennoch ausschließlich dem ›gnädigen Herrn‹, der mich dafür, daß ich den kaumgebornen Hasen in meine Wohnung nahm und pflegte, ohne alle Umstände ins Zuchthaus bringen kann.«

»Wir haben ja gar nicht daran gedacht, den Liebling unsrer Kinder zu töten und zu essen. Wenn er groß und stark geworden, ist er kein Spielzeug mehr; dann lassen wir ihn frei. Bis dahin aber müßte er doch noch umkommen.«

»Und wer würde es uns glauben, daß wir nicht nach einem Sonntagsbraten lüstern waren oder das Tier verkaufen wollten, wenn es erst größer geworden? Der gnädige Herr wird lieber erlauben, daß sein Hase umkommt, als daß er hier bei uns bleibt.«

»Das Tierchen kann noch nicht ohne Milch sein, und es jetzt, nachdem wir es zum Leben gewöhnt, zu verlassen, wäre auch von uns grausam. Ich werde zum Förster gehn, ihn bitten, uns die weitere Aufzucht des Hasen zu überlassen, und versprechen, daß wir ihn später in die Försterei abliefern.«

»Du wirst nicht zum Förster gehn, du wirst keinen Menschen um eine Gefälligkeit anbetteln, du wirst uns nicht, wenn dem Tiere etwas zustoßen sollte, in den Verdacht bringen, die Scheinehrlichen gespielt zu haben! Hörst du das, Gertrud!« sagte er heftig und setzte bitter hinzu: »Gewöhne die Kinder nicht an Freuden, wären sie auch noch so gering; der Arme ist neben dem Reichen nicht für die Freude geschaffen.« —

Christian stand schon eine Zeitlang an der immer noch halboffnen Thüre und horchte. Als er jetzt eintrat, nahm Hennings den Hasen vom Tische, gab ihn dem Knaben und wiederholte den Befehl, das Tier augenblicklich ins Freie zu setzen.

»Fritz, Fritz, wie kannst du nur so hart sein!« sagte Gertrud, und ihre großen Augen füllten sich mit Thränen. Sie preßte das Kind, das zu weinen anfing, als es die Mutter in Thränen sah, fest an sich und entzog ihm so wenigstens den Anblick der Entfernung seines

Tierchens.

»Drücke das arme Ding nicht, halte es bei den Ohren, die kleinste Quetschung tötet es augenblicklich!« rief der Vater dem Knaben nach, der während dieser Szene bald ihn, bald die Mutter, schweigend, aber mit einem häßlichen Lächeln, angesehn hatte.

»Und sterben soll es auch«, murmelte Christian draußen. »Diesen Braten wenigstens wird die Dame im schwarzen Kleide nicht bekommen.«

Gleich darauf verwehte der Wind einen kurzen, heisern Schrei, gleich dem eines klagenden Kindes, Christian warf etwas in den Bach, der zehn Schritt hinter dem Hause vorüberfloß, und kam dann in vollem Laufe in die Stube zurück. Er hatte nun doch ein Überrieseln von Schauer und Furcht empfunden. Aber das Gefühl verging, da ihn der Vater ein gutes, gehorsames Kind nannte, und als das karge Nachtessen aufgetragen wurde, war er das einzige Glied der Familie, das keine Verringerung seiner Eßlust zeigte.

Gertrud räumte schweigend den Tisch ab. Dann zog sie unter dem großen Bette zwei kleine Rollkasten hervor, die zur Aufnahme der Kinder bestimmt waren. Es wurde ihr schwer, sie hustete mehr als je. Sonst hatte Fritz ihr diese Arbeit abgenommen, heute schob er seinen Stuhl an die Drehbank zurück und versank, den Kopf in die Hand gestützt, in anscheinend schwere Gedanken. Gertrud wusch das Geschirr ab, die Kinder kamen ihm »gute Nacht« zu bieten, er küßte sie kühl und lehnte sich wieder in die alte Stellung, aus der er sich nur dann und wann erhob, um verdrießlich die düstre Lampe zu putzen.

Der kleine Richard schlief bald, und auch Christian schien eingeschlummert zu sein, aber man hätte bemerken können, daß er von Zeit zu Zeit vorsichtig den Kopf in die Höhe richtete und einen Blick nach dem sinnenden Vater hinüber warf.

Gertrud nahm ein Strickzeug und versuchte zu arbeiten, aber die Finger versagten ihr den Dienst; sie war an die gedrückte Stille, die sie umgab, nicht gewöhnt. Hennings pflegte sonst etwas vorzulesen, oder er kauerte auf den Rand des Kastens, in dem Christian lag, und

sprach den Knaben in Schlaf.

»Fritz, du hast mehr Kummer als sonst«, sagte sie endlich, »warum weiß ich den Grund nicht? Bist du böse auf mich, Fritz?« Und sie nahm seine herunterhängende Hand auf.

»Mehr Kummer als sonst? Ich dächte der alltägliche genügte vollkommen.«

»Und doch waren wir glücklich dabei, recht glücklich. Wir hatten uns und unsre Kinder, unsre Hände nährten uns, grübeltest du über das, was du deine verlorne Erinnerung nanntest, so genügte ein Kuß von mir, ein Lächeln deiner Knaben, die Schatten zu verscheuchen, die ja doch nichts sind neben dem Glücke der Wirklichkeit. Du warst zufrieden, Fritz, und ich war es mit dir. — Freilich hat der Tod auch an unsre arme Hütte gepocht, aber du weißt ja, daß ich nicht gefühllos bin, und doch hab' ich mich über den Verlust des kleinen Engels, der nur sechs Tage lebte, leichter getröstet als du. Ich küsse die, die mir geblieben, seit jenem Trauertage doppelt und bete, daß sie uns bleiben. Aber du bist seit jener Zeit trüb und bitter, hart und bitter auch gegen mich. Glaubst du mir einen Vorwurf machen zu müssen?«

»Warum nicht gar!«

»Fritz, ich versprach dir alles zu ertragen was auch kommen möge, ich versprach zu dulden ohne eine Klage laut werden zu lassen. Ich fand auch nie eine Veranlassung dazu, nie bis heute. Wir waren arm, aber wir waren zufrieden und glücklich, ja wir konnten sogar stolz sein, denn wir verdankten alles uns selbst. Soll mir nun nach fünf Jahren herzlichsten Verständnisses deine Unfreundlichkeit Grund geben mein Wort zu brechen? Willst du selbst mir die erste Klage entlocken, und soll ich über dich klagen müssen? Das thäte doppelt weh!«

»Gertrud, du quälst mich. Ich bin nicht unzufrieden und habe keine Ursache meine Lage anders zu wünschen. Es gibt Ärmere als du und ich, und hab' ich Kummer, so gilt er diesen. Als wir die Stadt verließen, weil man sich zwischen uns drängen wollte, gaben wir beide freiwillig eine bequemere Zukunft auf. Du das Erbe einer

eigensinnigen Alten, die ihre Einwilligung zu unsrer Verbindung nur in dem Wahne gab, daß diese Einwilligung einem Fluche gleichkomme; ich die Arbeit, die mir Ehre und Gut bringen konnte. Du nahmst den armen Mann statt des reichen; ich versperrte mir den Weg in die Gilde, weil mir die Hand ohne das Herz nicht feil war, du wurdest nicht die Frau des Senators und ich stieg, statt durchs Handwerk zur Kunst aufzuklimmen, zum Arbeiter hinab. Wir haben es gewollt. Durch Klagen beschuldigten wir uns nur selbst, und das wäre kindisch. Ich erkaufte mir das Recht, mich auf dem Grunde eines ›gnädigen Herrn‹ durch die Kraft meiner Arme und meinen Fleiß ernähren zu dürfen, und an Notwendigem hat es uns noch nie gefehlt. Was hätten wir denn also zu klagen?«

»Und doch bist du gedrückt!«

»Gertrud, bist du nicht krank?«

»O sieh doch nur, wie mich die bessere Jahreszeit stärkt. Ist es nichts als das, so sei wieder heiter und froh!«

Sie schmiegte ihre Wangen, deren Färbung freilich ihren Worten widersprach, an die Brust ihres Mannes und sah ihm so innig und liebevoll in die Augen, daß er nicht widerstehn konnte und die arme Frau herzlich auf Stirn und Lider küßte. Da sank sie an ihm hinunter und sagte mit einem schelmischen Ausdrucke um ihre Lippen:

»Mendel Sack hat dich gesucht; du sprachst mit ihm, hat er mein Geheimnis verraten?«

»Geheimnis? — Verraten?« sagte der Mann und streichelte das zarte Gesicht, auf dem jenes schelmische Lächeln wie ein Sonnenstrahl zuckte.

»Nun ja, mein Geheimnis, das einzige, das ich jemals vor dir gehabt.«

»So hast du, eitle Seele, ihm wohl den Rest deines wenigen Silbers verkauft, weil ich dir nicht mehr in meinem alten Kittel gefalle? Du weißt, daß es mir gleichgültig ist, womit ich esse, der Kinder wegen hätte ich aber gern die kleinen Löffel behalten: Zinn sieht zuletzt doch unreinlich aus, und wir müssen sie an die

äußerste Reinlichkeit gewöhnen, da diese es gerade ist, die auch der Armut Anstand verleihen kann. Ist es das, was du dein Geheimnis nennst?«

Er strich der Frau freundlich das Haar zurück und ließ im Sprechen die gelösten, glänzenden Strähnen mit einer Reminiszenz von hoher Freude durch seine Finger gleiten.

»Nein, nein guter Fritz, das ist es nicht, das würde ich ohne dein Wissen nicht thun. Das Geld für deinen Kittel hab' ich uns allen längst abgespart; du magst den Stoff kaufen, wenn du nach der Stadt gehst.« Und sie küßte ihm vergnügt die Hand, die er auf ihre Schulter gelegt. »Da ich eben hier neben dir kniee, wie eine Büßende«, fuhr sie fort, »will ich dir auch beichten, — aber du darfst nicht zürnen, weil ich hinter deinem Rücken und gegen deinen ausdrücklichen Willen etwas gethan, das du eine große Thorheit nennst. Ich habe nichts verkauft sondern heute wieder etwas gekauft, nämlich ein — — — Lotterielos!«

»Wie? Zerreiße es augenblicklich! Gehorche!« rief der Mann in seiner ganzen Heftigkeit aufbrausend. »Ich will arm bleiben, sonst brauchten wir dergleichen Zettel nicht um Vermögen zu erlangen. Ich dulde auch die Möglichkeit nicht in unsern Händen, die Möglichkeit mich selbst und die Meinigen von dem millionenfachen Fluche getroffen zu sehn, der auf den Reichen lastet. Gib mir auf der Stelle das Papier aus der Kanzlei des Teufels! Und schon öfter treibst du dies Spiel, schon lang' verbirgst du mir diesen Unfug, träumst Zahlen und hoffst auf Gewinn …«

»Fritz«, sagte die Frau weinend, »denke an die Kinder, denke, daß wir sterben können, und daß ihnen dann nichts und niemand den schweren Weg erleichtern wird. Lasse mir wenigstens die Hoffnung, die ohnehin so ungewisse Hoffnung …«

»Nein, und abermals nein. Meine Kinder sollen es nicht anders wissen, als daß jeder Kreuzer, der Segen bringt, ehrlich verdient sein muß; daß nur das unser rechtmäßiges Eigentum ist, was wir selbst erworben. Sie sollen nie ein andres Kapital haben als ihre Kraft, ihr Wissen, ihren Fleiß und wieder ihre Kraft. Ihr Geschick

zur Arbeit und ihr Mut, dem Leben die Spitze zu bieten, müssen und werden ihnen forthelfen.«

»Und woher sollen sie Wissen nehmen, wenn wir tot sind oder nicht genug haben, ihnen eine andre Erziehung zu geben, als sie die Kinder unsrer Nachbarn erhalten? Woher wird der arme Christian die Kraft nehmen? Wird er je durch seine Hände so viel erwerben können als er zur Bestreitung des Unterhalts, zur Ernährung einer Familie braucht? Und ist er zum Handwerke zu schwach, hat er Talente, die ihn zu anderer Beschäftigung fähig machen, wie sollen wir ihm die Mittel dazu bieten?«

»Das wird sich alles finden! Je mehr Qual sie zu tragen haben, ehe sie zu dem bescheidensten Ziele kommen, je dornenreicher ihr Pfad sein wird, desto gründlicher werden sie die Leute hassen lernen, denen Geld und Zufälligkeiten über alles weghelfen. Dieser Haß wird die neue Erlösung zuwege bringen, er wird die neue Zeit gebären, und jeder Mensch, dem ein Funke dieses Hasses in der Brust glüht, ist ein berufner Apostel der Zukunft.«

»O sprich nicht so, Fritz! Ich willigte freudig ein mit dir arm zu werden, aber davon, daß wir darum unglücklich sein und andere hassen müßten, sagtest du damals nicht ein Wort. Welche Mutter wird die Hand dazu bieten, ihre Kinder zu finstern Rachegeistern zu erziehn? Wo wirst du ein Weib finden, das die Wesen, denen es alles, o Gott, von allem das Herrlichste und Schönste wünscht, ohne sich dagegen zu sträuben, selbst um die Möglichkeit des Glückes schon durch die Erziehung betrügen läßt? Und das soll ich einer Idee zuliebe thun, die mir fremd ist, die ich für Unrecht halte? — Das ist unnatürlich! Es kann auch von dir nicht mehr als eine unüberlegte Redensart sein. So würden wir ja unter dem Vorwande Menschen zu erziehen, Unmenschen ausbilden. Die Kinder sollen Liebe lernen, nicht Haß, damit sie selbst geliebt, nicht gehaßt werden. Ich habe dir in allem nachgegeben wie ein treues Weib, willig und ohne Murren, aber die Kleinen gehören der Mutter, und die Mutter wird sie schützen. Ich war fest, als ich mich dir gab, du wirst mich wieder fest finden. Auch das Gift, das du in der letzten

Zeit unbedacht in Christians Herz geträufelt, werde ich wieder herauszuschaffen wissen; schlüge es Wurzel, dann wehe uns! Du meinst es gut, denn du bist wohl rauh, aber nicht böse, nur vergißt du ganz, daß du Mann bist und er ein Kind, das dich mißverstehn wird und ganz gemütlos werden müßte, wenn es deinen Lehren folgte. — Ich höre jetzt, wie damals als es den Kampf um unsre Vereinigung galt, nur auf die Stimme in meinem Herzen, die du in jener Zeit die ewig wahre Stimme der Natur nanntest. Ich werde ihr immer wieder gehorchen, dir widersprechen, das, was du säst, ausrotten …«

»Ah, und diese Stimme befahl dir auch in die Lotterie zu setzen?« unterbrach Hennings seine Frau, die in ungeahnter Weise beredt wurde, als sie für ihre Kinder sprach. »Das ist in der That ein ganz neues, sicher vortreffliches und vor allem überaus natürliches Mittel für die Erziehung und das Glück seiner Kinder zu sorgen! Und all dein Widerspruch, was liegt hinter ihm? Du willst deine Kleinen als Herren sehn, das ist dein liebster Traum. Ich fühle diese Absicht durch, auch wenn du vorgibst nur für ihr Gemüt, für ihr Herz zu kämpfen. Sieh doch selbst, durch welchen höhnischen Zischlaut unsre Sprache schon Herr und Herz unterschied. Du bist es, die ihnen Gutes zu thun meint, während dein Weg sie zum Bösen, zur Herzlosigkeit führt. Glaubst du denn, ich habe an das, was wir einst für die Kinder brauchen werden, noch nie gedacht? Wir werden genug haben, sie zu erziehn und unterrichten zu lassen. Da ist meine Lotterie, und in der ist keine Niete!« Er zeigte ihr bei den letzten Worten seine beiden Arme und seinen Kopf.

»Aber du kannst doch noch krank werden …«

»Und du kannst mit deinen Nummern durchfallen, wie bisher geschehn, denn sonst hättest du doch nicht schweigen können«, parodierte er. »Endlich will ich nun gar für solche Zwecke vom blinden Glücke nichts geschenkt haben. Gib mir das Los, und fort damit! Das Spiel ist unmoralisch und darum Sünde.«

»Sünde kann das nie sein, was eine Mutter für ihre Kinder thun mag. Für mich hab' ich genug, für mich bin ich zufrieden und

wüßte, wenn du nur wieder lieb und gut bist, nichts Besseres zu verlangen; aber für meine Engel will ich alles, alles was schön ist und Freuden gibt. Und ich weiß ja, daß ich gewinnen muß, und immer wieder gewinnen werde, denn«, sie sah ihn dabei lauernd aber doch mit dem Überströmen kindlichen Gefühles an, so daß der schlaue Ausdruck ihrer Züge ein unsäglich glückliches Bewußtsein verriet, — »denn, ich habe gewonnen. Bescheiden, wie mein Satz, aber doch ein Gewinn fast jedesmal, so daß ich schon eine nette runde Summe aufbewahre …«

»Du hast gewonnen! Nun verstehe ich deine Lust am Spiel. Siehst du, wie der Teufel lockt! Hoffentlich hast du nun deinen Satz verdoppelt und spielst nicht mehr bescheiden, um mehr zu gewinnen. Das ist die rechte Art, so ist mir's auch noch allenfalls recht, so kommt das schlechte Geld rasch wieder aus dem Hause. Wenn das der Fall ist, erlaube ich dir weiter zu spielen. Ist aber der letzte Kreuzer des Sündengeldes fort, so verbiete ich dir in allem Ernste auch nur einen Heller zu wagen, wenn du nicht willst, daß ich Mendel Sack durchprügle, da er es ist, der dich verführt.«

»O nein, ich kam selbst auf den Gedanken, und der Jude ist ein ehrlicher Mann. Aber du bist im Irrtume, wenn du meinst, daß ich übermütig geworden bin. Ich habe meinen Satz nicht geändert und schon fast dreihundert Gulden gesammelt … Ah, nun machst du große Augen! Siehst du, daß ich schweigen konnte, obgleich ich gewonnen hatte.«

»Dreihundert Gulden unter meinem Dache, nun sage einer noch, daß man blutarm sein kann, wenn man es sein will. Das ist schlimmer, als ich dachte, indes geht's darum nur etwas langsamer aus dem Beutel. Versprichst du mir nicht mehr zu spielen, wenn dies Geld, das nun einmal dem Teufel gehört, zu Ende ist?«

»Ja, ich verspreche dir's, bin aber überzeugt, daß du die Freude nicht haben wirst, meine Hoffnung begraben zu sehn. Wir werden sehn was recht behält, Mutterliebe oder grundloser Haß! — O Fritz, ich mag dich viel lieber heftig und aufbrausend, wie du immer warst, als düster vor dich hinbrütend als hättest du nichts mehr

lieb. An deine Hitze hab' ich mich gewöhnt, ich weiß, daß sie verfliegt, wie sie gekommen, aber das Brüten, das du dir jetzt angewöhnst, ist mir fremd und stößt mich kalt zurück. Zürne, wenn du mußt oder es zu müssen glaubst, aber laß deine Stirne frei sein und stolz. Wenn der Mann ein Kopfhänger wird, schafft sich die Frau umsonst müde, es will nichts Rechtes mehr gelingen.«

Sie nahm schmeichelnd den Platz, den sie vorhin verlassen, wieder ein und zwang durch ihre seelenvolle Freundlichkeit die Falten von der Stirn des leidenschaftlichen Mannes. — —

Christian war in der That noch wach und, von einem plötzlichen Einfalle durchzuckt, richtete er sich jetzt, als die Eltern in versöhnender Umschlingung schwiegen, empor und fragte:

»Wir haben ja auch Trauer, weil mein Bruder gestorben ist, müssen wir denn da nicht auch schwarze Kleider anziehen, wie die junge Dame, die heute gegen den Vater so grob gewesen und ihn einen Bettler geschimpft? Oder zieht man sich nur schwarz an, wenn einem, wie ihr, der Vater gestorben?«

»Schlafe jetzt, Christian, und frage nicht so albern«, sagte Hennings unwillig.

»Gräfin Cäcilie war grob gegen dich und hat dich einen Bettler geschimpft?« fragte Gertrud. »Wie kam denn das?«

»Cäcilie heißt sie?« sagte der Mann langsam und die Silben dehnend, während sein Blick sich, wie von einem raschen Gedanken gelenkt, auf das Schnitzwerk über den Büchern richtete.

»Nun ja, Cäcilie, aber wie kam sie dazu grob gegen dich zu sein?«

»Es war auf dem Friedhofe, sie mißverstand mich, und der Knabe sie; aber es wird mir leicht werden, ihr eine bessere Meinung von mir beizubringen. — Du bist müde, Herz, lass' uns jetzt zur Ruhe gehn! Ich erzähle es dir morgen näher.« —

DRITTES KAPITEL.

DIE KRANICHE.

Eine bekannte Närrin, die viele Romane geschrieben und viele Romane zu spielen versucht hat, allem Anscheine nach auch ihr verpfuschtes Leben in irgend einem Kloster selbst zu Grabe tragen wird, stellt die Behauptung auf, daß keine Dame, die mehr als dreiundzwanzig Jahre zählt, sich anders als bei künstlicher Beleuchtung sehen lassen dürfe. Wir wissen nicht, ob sie damit eine alte Geheimlehre der großen Welt ausplaudert oder ob die große Welt am Ende doch nicht allein aus zarter Rücksicht für die bessere Repräsentation des schönen, überdreiundzwanzigjährigen Geschlechts, die Nacht dem Tage vorzuziehen pflegt. Es ist denkbar, daß sie sich erst dann im Vollbesitze ihrer Herrschaft fühlt und dann erst hoch aufzuatmen wagt, wenn sie weiß, daß die Macht, die sie zu verachten vorgibt, in tiefem Schlummer liegt. Gewiß aber ist, daß es in den Wohnungen der Armen eher Nacht und Tag wird, als in Schlössern und Palästen. Da wir den Grund für diese Verschiedenheit nicht bloß in Ersparnis oder Mangel an Leuchtmaterial auf der einen und Lust an Illuminationen auf der andern Seite zu suchen geneigt sind, fehlt uns immer der bestimmte, letzte Ausgangspunkt für diese eigentümliche Sitte und müssen wir uns damit begnügen, festzustellen, daß sie auch dort uralt hergebracht ist, wo das Klima das Umkehren der Nacht in Tag nicht bedingt. Gibt es irgend ein unanfechtbares historisches Recht, so ist es das der Nacht auf den Schlaf der Armen und die Feste der Reichen.

Demgemäß war das Gesellschaftszimmer der verwitweten Gräfin

Hehlen auch um die Stunde, in der Hennings' Lampe erlosch, noch vollständig kerzenhell.

Der Salon bildete ein längliches Viereck, dessen Wände mit Hautelissen in Grau, Rot und Gold bekleidet waren. Daran stieß ein kleines rundes Gemach mit violettem Samt ausgeschlagen und von oben durch einen großen massiv silbernen Kronleuchter erhellt. Es enthielt außer einem sehr großen Kamine von weißem Marmor, dessen Reliefs in allem Ernste eine »Travestie« des Triumphes der Galathea darzustellen schienen, ein schweres mit Vergoldungen überladnes Sofa, zwei ungeheure, gradlinichte Sessel und mehrere Taburetts, so daß der Raum, der den Durchschnitt eines Türmchens bildete, hierdurch gefüllt war. An den Wänden hingen eine Anzahl von Miniaturen in breiten staffierten Rahmen, die zwanzigfach den Raum des Gemäldes einnahmen, und über dem Sofa, an Goldschnüren mit dicken Troddeln befestigt, zwei Kniestücke in Lebensgröße: Porträtfiguren, aber heroenhaft aufgeputzt, einen faltigen Mantel um den nackten Leib drapiert. Dies Turmgemach hatte nur eine große Thüre nach dem Salon; die Thürflügel waren ausgehangen. Man konnte von da fast den ganzen Salon übersehn.

Der Salon war, wie wir schon gesagt, in Grau, Rot und Gold tapeziert. Eine Thüre führte in das eben beschriebne Kabinett, eine zweite in der Mitte der äußeren Wand öffnete sich auf den Balkon, und die dritte ging nach den Vorzimmern. Ein riesenhafter, vielseitiger Ofen aus weißen, im älteren Renaissancestile verzierten Kachelfliesen stand dem Balkon gegenüber. Das Mobiliar war noch im Geschmacke Davids: Karyatiden, Friese und Architrave an Tischen, Stühlen und Spiegeln, mythologische Reminiszenzen, Liebesgötter und Arabesken aller Art an den Leuchtern, wie an allem andern Geräte. Es zeigte alle jene Unbequemlichkeit und all jenen absurden Zuschnitt, den das Mißverstehen antiker Werke und die Vermischung von Plänen für Architektur mit denen für Hausrat seiner Zeit hervorgerufen. Tische bildeten Tempel, die Stuhlbeine gehörten in irgend eine Säulenordnung, und von jedem Sims der Spiegelfassung schwangen nackte Genien, ins Steife, Kurzleibige

übersetzte Genien, ihre geschmacklosen Kranzgewinde. So war das Mobiliar, das außer seinem Reichtume an Vergoldung noch prachtvolle Vasen von Jaspis, venezianischem Glase, Porzellan und edlen Metallen zu tragen hatte. Das Licht des Kronleuchters war durch Gaze gedämpft, dagegen strömten zwei dicht mit Kerzen besteckte Armleuchter ihr volles Licht durch den Raum.

Ein runder, niedriger Tisch mit einer Marmorplatte, von mattschwarzen Sphinxen mit vergoldeten Diademen getragen, der sich trotz seiner augenscheinlichen Schwere auf dem Parkett fortrollen ließ, war eben von den Dienern mit Früchten der Jahreszeit und der Treibhäuser besetzt worden, und dies sowie die Haltung der Anwesenden zeigte zur Genüge, daß die Sitzung noch lang' nicht geschlossen werden sollte.

Die Gesellschaft bestand aus fünf Personen, von denen drei im Kabinette, zwei im Salon an der geöffneten Balkonthüre Platz genommen hatten.

Im Kabinett saßen zwei ältere Damen und ein Herr.

Adelaide Gräfin Hehlen, geborene Gräfin Trauchburg, konnte in jeder Beziehung für die Repräsentantin der vornehmen Damen einer Zeit gelten, die im Alter der Periode des gradlinichten Mobiliars voranging. Graf Ségur hätte in ihr eine jener vieilles femmes gefunden, deren Nichtvorhandensein ihn an Napoleons Hofe störte. Die Zeit hatte an ihr nichts geändert als ihre Züge und ihren Anzug. Die Revolution, die Überschwemmung der deutschen Länder durch den Corsen, die sogenannte Befreiung endlich und die Restauration, alles, was diese Begebenheiten gebracht oder genommen, lag hinter ihr als historische Thatsache, kalt und tot, sie hatte nichts damit gemein. Auch die Restauration blieb ihr gleichgültig; der Hof jenes Haubenstocks, den die Fremden zum Könige von Frankreich machten, begann seinen Lebenslauf ja mit dem Devotismus, der das Ende der Regierung Ludwigs des Vierzehnten bezeichnet hatte, mit jener freudlosen, »frommen« Grausamkeit, die sich dort in der Aufhebung des Edikts von Nantes, hier in zahllosen Verfolgungen manifestierte. Die Zeit der Gräfin war die der übermütigen Freude,

die gleich dem Ausflackern des Lichtes vor seinem Verlöschen, kurz vor der großen Katastrophe in Frankreich in gewissen Schichten der Gesellschaft herrschte, während das Elend, die Not in den andern eine neue Zeit vorbereiteten. Die Erinnerung an die Feste von Trianon, denen sie in ihrer Jugend beigewohnt; der galante, witzelnd spöttische Ton jener Tage, der vor keiner Beziehung, vor keinem Scherze, der nur irgend in geistreiche Form gekleidet war, zurückbebte; das für die Intrige erfundene Lispeln, die halbausgesprochenen Worte und vor allem — die Verachtung für den tiers état waren ihr geblieben. Sie hatte ihre Augen weit über dreißig Jahre für das Draußen geschlossen gehalten, hatte nie mehr einen der entweihten Höfe besucht, wußte nichts von dem Ringen und Fordern der Zeit und gehörte somit ganz einer vergangenen Welt an. Ihre Ansichten hatten sie durchdrungen und konserviert, wie das Harz der Binden, in die man einbalsamierte Körper wickelt, nach und nach den Körper durchzieht und seine Form erhält: sie war eine lebendige Mumie. Was sie dachte und fühlte, prägte sich scharf, aber doch nur dem verständlich, der ihre Weise und ihren Ideengang genau kannte, in ihrem Gesichte aus. Es war Manier darin, sonst wäre die Maske nicht lüftbar gewesen. So waren die Züge denn sprechend aber ihr Spiel ruhig und stereotyp, es gab in dem Denken und Fühlen der Dame nicht allein keinen Sturm, sondern auch kaum Ebbe und Flut. Jede Bewegung war gemessen, jede Bemerkung war oder klang wenigstens anständig lau. Sie würde nicht verfehlt haben in unsrer Zeit, in der die Marquisen mit dem Dodo ausgestorben scheinen, den Eindruck einer gewissen Szene aus Goethes Tasso zu machen, einer Szene, die wohl in Weimar aber nie und nimmer unter dem Himmel Italiens eine Bühne finden kann. Gräfin Hehlen wäre heute ein »komischer« Anachronismus oder, wie man vielleicht sagen würde, ein hors d'œuvre.

Diese Frau saß ohne die geringste bequeme Nachlässigkeit in ihrer Haltung zu zeigen aufrecht in der Ecke des Sofas, die den Blick nach dem Salon frei ließ. Sie langweilte sich augenscheinlich, aber

die Langweile schien ihr im Momente das einzig Schickliche, drum langweilte sie sich mit Anstand und Bewußtsein. Wie etwas in seiner Art Abgeschlossenes, Fertiges, immer eine gewisse Befriedigung bietet, konnte man sich auch von der Matrone nicht leicht oder gar unbehaglich abwenden. Sie war zu typisch, um nicht Aufmerksamkeit für sich zu fordern. —

Eine für die Länge der Zeit gewiß weniger interessante, dafür aber im ersten Augenblicke desto auffallendere Erscheinung war die zweite ältliche Dame, die den Sessel an den Tisch vorgeschoben hatte und eines Gehörfehlers wegen ihren Kopf möglichst in die Nähe der dritten Person, eines Mannes brachte, der mit großem Pathos aus einem Foliomanuskripte vorlas.

Klothilde Hehlen, die Schwester des letztverstorbenen Grafen, war nie schön gewesen, ja eine lange Krankheit, die auch ihr Gehör zerrüttet, hatte ihr sogar nie jene frische Glätte und Färbung werden lassen, die fast bei allen Mädchen in einer gewissen Zeit den Mangel an Schönheit der Formen ersetzt. Trocken und hager, dank verschiedenen Familienpakten auch arm, war sie trotz mancher geistigen Vorzüge nie liebenswürdig gefunden, nie geliebt worden. — Wäre die Liebe des Menschen zum Menschen, ein innigstes, vertrautestes Aneinanderschließen vorher fremder Personen, nicht ein wirkliches, natürliches Bedürfnis, so würden Menschen, die von der Liebe geächtet werden, nicht so unglücklich und bösartig. — Ihr Herz vertrocknete, sie trug einen erfrornen Frühling in sich und wurde in ihrem Wesen verzerrt, weil der Gang ihrer Entwickelung ein naturwidriger war, weil eins der notwendigen Glieder in ihrer Lebenskette fehlte, weil die höchste, gleichmäßige Stimmung aller Affekte in ihr nie zur Reife gekommen war. Damit fehlte ihr die Läuterung, das Gleichgewicht der Gefühlsäußerungen; sie konnte weder, noch wollte sie die Wirkungen dessen was sie sagte oder that messen und mildern. Sie war selbst nie zufrieden gewesen und liebte es darum, allenthalben Unzufriedenheit zu verbreiten. Gab es in der Menage ihres Bruders einen Zwist, so unterlag es keinem Zweifel, daß sie geheim oder

offen die Flamme geschürt. Das Verhältnis der beiden Schwägerinnen, das seit je ein gespanntes gewesen, erhielt früher noch durch die Triumphe der schönen, von allen Männern gefeierten Frau täglich neue Schärfe, und niemand freute sich mehr über die Verwüstungen, die das Alter in den Zügen Adelaidens angerichtet, niemand war eifriger, den Erfolg einer sorgfältigen, der Jahre spottenden Toilette zu vereiteln als Klothilde. Die Karten oder das Triktrak brachten zwar Abend für Abend einen Waffenstillstand zuwege, aber da in der Trauerzeit eine solche Zerstreuung für unpassend galt, fand der eingewurzelte Groll in dem Augenblicke, in dem wir unsre Erzählung beginnen, keinen Ruhepunkt und war der Kampf der von jeder Partei mit den Waffen geführt wurde, die ihrer Eigentümlichkeit am meisten zusagten, ein endloser, überaus heftiger.

Der Widerspruch zwischen den beiden Damen dehnte sich sogar in auffallendster Weise auf den Anzug aus. Während die Witwe das Trauergewand immer noch möglichst gefällig und ihrem Wuchse angepaßt trug, während sie jedes graue Haar sorgsam unter dem Kopfputze verbarg, war ihre Schwägerin in eine unförmige Masse des gröbsten schwarzen Wollstoffs gehüllt und zeigte mit unverkennbarer Absicht ihre spärlichen weißen Haare. Da sie um einige Jahre jünger war als die Gräfin, gab ihr diese Ostentation Gelegenheit zu bitteren Bemerkungen über die späte Eitelkeit ihrer Schwägerin. Diese sah in dem schwarzen Kleide mit Pleureusen einem jener würdevollen Nonnengemälde gleich, die man noch dort und da in Nischen alter Klostergänge gemalt sieht oder in Familiengalerien findet, Klothilde dagegen erinnerte unwillkürlich an die große westindische Fledermaus. Ein Vergleich, der durch das wiederholte Ausspannen und um den Leib falten eines riesigen Tuches, unter dem dann nur ihre dünnen Finger und der weiße Kopf hervorsahen, noch treffender gemacht wurde.

Diese beiden Damen bildeten das Auditorium des sehr ehrwürdigen Pater Ambrosius oder, wie er sich lieber nennen hörte, des Schloßkaplans. Auch Bakkalaureus der freien Künste und

Lizentiat der Gottesgelahrtheit war der gute Herr Ambrosius Feigenblatt, dessen nähere Bekanntschaft zu machen wir sofort die Ehre haben werden.

Der kleine Mann, der neben den hochgewachsenen Gliedern der Grafenfamilie erst recht wie ein Pygmäenkazike aussah, saß auf seinem Taburett wie eine Statue des verkörperten Respektes und schien in jeder Minute das wenige geistliche Fett, das die freien Künste etwa anzusetzen erlaubten, von seinen Rippen schwitzen zu wollen. — Es gibt eine Art von Hühnern, die aus Serbien stammen und ein ganz eigentümliches Gefieder haben. Ihre Federn sind von Natur dicht über dem Kielende geknickt und entbehren in den eigentlichen Federn der starren Rippe, so daß sich das ganze Gefieder aufwärts und bei dem kleinsten Luftzuge der gewöhnlichen Richtung entgegensträubt. Die Atzel des Kaplans glich vollständig einer rotbraunen Henne dieser Gattung. Sie war daher das einzige in die Höhe strebende, respektswidrige Ding an ihm. Andere haben ein doppeltes Kinn, der Bakkalaureus aber hatte eine doppelte Stirn. Wir müssen es dahin gestellt sein lassen, ob die eine Hälfte, die durch einen tiefen Einschnitt von der andern gesondert war, durch einen Einschnitt, der nicht nur in einer Hautfalte, sondern in der Knochenformation selbst seinen Grund hatte, bloß als Reservedampfkessel diente, — oder ob in der einen Abteilung das gebraut wurde, was der Domine sagen, und in der andern, was er verschweigen wollte. Immerhin hatte der Herr so viel von seinem Stande, daß er nicht alle Karten auf den ersten Blick sehn ließ, eine Bemerkung, die für unsre letzte Ansicht ein Gewicht in die Schale werfen dürfte und durch die sonderbare Stellung der Augen des Pater Ambrosius nicht Lügen gestraft würde. Die Scheidewand zwischen ihnen war so bedeutend und der Winkel von der Mitte der fleischigen Nase nach den Schläfen zu so schroff abfallend, daß die Augen eigentlich an den Seiten des Kopfes zu liegen schienen. Diese Eigentümlichkeit gewährte ihm den seltnen Vorteil, nach den Seiten und fast rückwärts sehn zu können, wie wir dies bei mehreren Tierarten beobachten. Diese Tiere gelten für furchtsam, weil sie bei

der geringsten Annäherung eines fremden Wesens die Flucht ergreifen, aber es mag dies eine von den vielen Ketzereien sein, die sich in die Auffassung von Tiercharakteren, die Taubensanftmut an der Spitze, eingeschlichen haben. Sie sind nicht furchtsam, sondern vorsichtig, weil sie keine Waffen haben. Auch der Schloßkaplan war nicht furchtsam, wohl aber vorsichtig. Seiner eignen Erklärung nach hatte er sich nur aus einem Grunde, den wir achten müssen, niemals auf den — für ihn einzig ziemenden — litterarischen Kampfplatz gewagt. Ein — vielleicht allzu reizbares — Moral-Nervensystem ließ ihn jedesmal erröten, wenn er sich »Feigenblatt« nennen hörte, und die damalige Übersetzungssucht und Latinisierungswut der Namen brachte ihn nun vollends aus dem Regen in die Traufe. In der That äußerte er einst in vertraulichem Gespräche zu einem gelehrten Freunde, daß die Übersetzung seines Namens ihn stets an eine pikante Stelle in Rabelais' Pantagruel und an das Ende von Ariosts sechster Satire erinnere. — Herr Ambrosius Feigenblatt war ein vielbelesner Mann und nebenbei wahrscheinlich zu eitel, um die Klippe durch die Anonymität zu umschiffen. Kurz, er schrieb aus Moralität nicht. Ihn aber furchtsam zu nennen, wäre grobe Verleumdung gewesen, denn er zeigte wiederholentlich den größten Mut und zwar in äußerst schwierigen Fällen, von denen wir vielleicht noch später einen oder den andern erfahren dürften. Aber vorsichtig war er. Und die Vorsicht scheint in seiner Lage inmitten einer nicht allzu friedliebenden Familie nicht nur eine Tugend, sondern gradezu eine Notwendigkeit, wenn er sich auf seinem Platze behaupten sollte. Einfluß hatte er nie erlangt, obgleich er der Beichtvater der ganzen hochgräflichen Familie war. Der verstorbene Graf drohte bei der kleinsten Einmischung mit der Hetzpeitsche; die Gräfin erfüllte äußerlich religiöse »Pflichten« mit derselben Förmlichkeit, mit der sie einem »großen Empfange« beigewohnt, litt aber durchaus keine Annäherung; Gräfin Klothilde haßte den Pater, weil sie bemerkt zu haben glaubte, daß er ihrer Schwägerin mehr Unterwürfigkeit zeige als ihr selbst, und die junge Welt machte Scherze und Quodlibets über den patentierten Seelenheilkünstler.

Sie lachte über seine Atzel, über das wunderliche, antediluvianisch-französische Kleid, an dessen Kragen man noch Spuren des verewigten Haarbeutelschabens entdeckte, sie lachte über die schlotternde schwarze Atlashose, über die silbernen Schuhschnallen, vor allem aber über seine Gelehrsamkeit.

Unter der jungen Welt verstehn wir das Paar, das im Salon zu beiden Seiten der geöffneten Balkonthüre sitzt und sich von der kühlen Luft Nachtigallenschlag und Blumendüfte zuwehen läßt.

Isoliert war es durch die Trennung von der Gruppe im Kabinett nicht, da die Lage sowohl, als die blendende Beleuchtung aus beiden Gemächern nur einen Raum machte, und so ein stilles, unbelauschbares Alleinsein unmöglich wurde. Ein solches lag indes auch nicht im Plane Cecile Hehlens, sie hatte den Platz nur gewählt, um die schärfere, aber auch angenehmere Luft zu atmen, die von den ältern Damen vermieden wurde. Wir kennen das junge Mädchen schon; unsre Bekanntschaft datiert vom Friedhofe. Wir hatten somit schon Gelegenheit, einen Blick auf das ansprechende Äußere der Gräfin zu werfen, aber eins mußte uns dort im sinkenden Lichte entgehn, und dies eine ist wichtig genug, um hier nachgetragen zu werden.

Cecile Hehlen ist Braut.

Wir erinnern uns, daß Soulié, der ganz entschieden einer der größten Beobachter und Menschenzeichner war, die Hauptmerkmale für drei Stadien der weiblichen Entwickelung im Gange, in der Bewegung ausgeprägt fand. Das vegetierende Mädchen gleichsam geschlossen, unsicher und eckig; die erwachte, lebende, also liebende Jungfrau, mit jener weichen, schämigen Grazie, die vor sich selbst errötet und, aus großer Besorgnis sich zu verraten, ab und zu noch schroffe, scharfe Linien durch ihre schwimmenden Kreise zieht; vollendete Rundung in der Bewegung, Festigkeit und fesselfreie Sicherheit aber nur in der Frau. Und er hat recht. Aber es gibt noch ein anderes, das sich erst mit dem ersten Dammerscheine, der dem Erwachen vorhergeht, in die Züge eines weiblichen Kopfes drängt, ein Etwas, das von der geistigen

Vermählung erzählt und das uns oft auch den Frauen noch die Geschichte ihres innersten Lebens ohne Paraphrase sagen ließe, wenn wir nicht aus Konvenienz den Schein, mit dem sie sich umgeben, achteten.

Der heiterste Kopf eines reifen Mädchens zeigt auch in seiner ausgelassensten Launigkeit noch einen leicht gespannten Zug, der um die Brauen lagert und von der Oberlippe nach den Wangengrübchen schleicht. Er ist anfangs eine stumme, friedfertige Frage, eine Frage, wie sie Kinder in ihrer Unschuld stellen, — dann wird er fester und sieht der liebenden Jungfrau als tiefsinniges, melancholisches Rätsel aus dem Gesichte. Ist sie Braut, so flüchtet alles was Hoffnung und Besorgnis heißt, alle unbestimmte, namenlose Sehnsucht und Furcht in diesen einen Zug. Sie mag jubeln, von Freude strahlen, das Rätsel tritt, je näher es seiner möglichen Lösung kommt, immer bedeutender, dringender, ja schmerzlicher hervor; es fragt immer dieselbe Frage, für die es in Worten keine Antwort gibt; es ist ein Staat im Staate, ein Ding, das weder an Lust noch an Schmerz der andern Glieder teilnimmt. Es gerät am Altare noch in Krampf und preßt Thränen aus den Augen, die gern Blitze der Freude sprühen möchten … Nur wenn der Mann, dem sich das Mädchen gibt, ein Ödipus gewesen, nur wenn zwischen Mann und Weib das letzte, innigste Verständnis obwaltet und volle Harmonie zwischen beiden besteht, kehrt der eigenwillige Muskel zum Gehorsam zurück, nur dann zeigt ein Frauenkopf für immer in jedem Affekte vollendeten Einklang, vertrauteste Übereinstimmung aller Bewegungen und aller Züge. Bis dahin nie. Es ist immer etwas Fremdes, Forschendes, immer eine Störung darin. Sie sehen falsch, alle, die in dem Kopfe eines Mädchens den heiligsten Frieden erblicken wollen, es ist immer eine große, ungelöste Frage da. Man sieht diese Frage unbeantwortet, verzerrt und peinlich zuckend in den Gesichtern einer großen Zahl von Frauen, die von der Welt für glücklich gehalten werden, weil die Welt das Glück nach Dingen taxiert, die in ihrer sinnlosen Gesellschaft Wert haben; — aber sie mögen sich immerhin selbst

ihres Glückes rühmen, der eine unvertilgbare Zug in ihrem Antlitze straft alles, was sie auch der Gesellschaft zuliebe sagen mögen, ewig Lügen.

Wir sahen ein Exemplar von Johannes Baptista Portas Magia naturalis, das einst im Besitze des Wiener Jesuitenkollegiums gewesen zu sein scheint. Wenigstens trug es den Stempel dieses Instituts. Die Patres fanden für gut einige ihnen verfänglich scheinende Seiten aus dem unschuldigen Buche ganz herauszuschneiden, andre aber auf eine ganz eigne Weise mit mehr als russischer Schwärze zu durchkreuzen, so daß es kaum den Auffrischern pompejanischer Handschriften gelingen dürfte, sie wieder lesbar zu machen. Der Schere ist unter anderen kleinen Kunststückchen, die es darauf abgesehn haben, den Damen Possen zu spielen, verfallen, das Kapitel: »Amorem conciliare quomodo possimus.« Man sieht hieraus, daß die P. P. Jesuiten nicht bloß galant, sondern auch freiheitsliebend waren. Sie wollten keine erzwungene Liebe, keine Hexentränkchen, kurz, am Ende hatten sie sogar schon eine Ahnung von »freier Liebe« à la Aston. — Sollte sich nun irgend ein jesuitisch galanter Leser bewogen fühlen, den obigen Exkurs für einen ungalanten Verrat weiblicher Mysterien zu halten, so diene ihm zur Beruhigung, daß so wie die, welche Portas Buch lesen, wohl auch Portas Weise verstehn und würdigen und deshalb von seinen Rezepten keinen Mißbrauch machen werden, — auch die, welche Menschen verstehn und die oben angedeuteten Züge zu dechiffrieren wissen, dem Markte nicht böswillig ihre Beobachtungen preisgeben werden. In beiden Fällen scheint also Zensur, heiliger Eifer, Schwärze und Schere überflüssig. — Wir haben indes nichts dagegen einzuwenden, wenn irgend ein böses Gewissen oder aufrichtiges Betrübtsein dies Buch um diese Reflexion ärmer machen sollte. Die Zensur wäre nur eine Bestätigung der Wahrheit und vertilgte wohl ein Blatt Papier, nicht aber das Rätsel aus dem Gesichte der Frauen; sie hinderte uns also auch ferner nicht, in jedem weiblichen Kopfe, dessen Dasein nicht für immer oder nicht mehr vegetativ ist, den Grad seiner freien

Entwickelung zu erkennen. —

Dies Rätsel war es, das scharf accentuiert in Ceciles Gesicht lag und ihren Kopf bestimmt zu dem einer Braut stempelte.

Ihr Bräutigam saß ihr gegenüber. Der schöne Mann bewunderte das schöne Mädchen, sein Blick ruhte von Zeit zu Zeit glühend auf der prächtigen Gestalt in erster Jugendfrische, aber was ihm der äußerste Ausdruck von Liebe war, würde uns, die wir vielleicht andere Begriffe von Liebe haben, nur ein Gefallen, ein Behagen, eine Steigerung desselben Gefühls, das man für ein fehlerfreies Pferd, einen Rassehund, ja selbst für eine Havanazigarre haben kann, scheinen wollen.

Jeder Blick Ceciles schien aus endloser Ferne zu kommen, an Zaubergärten vorüber geschweift zu sein und endlich all die gesammelten Wunder in einen einzigen leuchtenden Strahl zusammen zu fassen; Graf Hugo sah grade vor sich hin, sein Blick irrte nicht ab, wich nicht aus, er war frei ohne Rückhalt, verständig, aber ohne Tiefe der Empfindung. Er hatte durchaus nichts Diplomatisches an sich. Der knappe militärische Rock, den er noch immer trug, obgleich er bereits den Dienst verlassen, kleidete ihn vortrefflich; brüsk mit einer gewissen Ritterlichkeit, wie er war, konnte es für ihn keine passendere Tracht geben als die des Kriegers.

Sie sprachen, scherzten auch wohl, aber weder suchten sich ihre Hände, noch flüsterten sie aus einem anderen Grunde so leise, als um den Vorleser nicht zu stören und etwa selbst dann und wann einen Brocken der Lektüre zu empfangen. Cecile fürchtete weder einen strafenden Blick der Mutter, noch eine beißende Bemerkung der Tante: sie hätte gethan, wozu sie ihr Herz gedrängt. Aber es zog sie nicht zu jener süßen Vertraulichkeit, die in einem Nichts so unbeschreibbare Lust findet. Sie liebte Hugo nach ihrer Art, weil er ein stattlicher, schöner Mann, weil er ein verständiger, biedrer Charakter war. Sie hing an ihm, denn sie hatte schon als Kind, als er ins Feld zog, seinethalb geweint, und endlich wußte sie es seit langer Zeit nicht anders, als daß sie Vetter Hugos Frau werden

sollte.

Eine nachweisbare Verwandtschaft zwischen den beiden Linien der Hehlen bestand gar nicht, indes behauptete man, sie hätten sich in grauer Vorzeit voneinander getrennt und war ihre Vereinigung schon durch einen Familienpakt festgesetzt worden, ehe Hugo und Cecile noch die letzten Sprossen der beiden Häuser waren. Dieses Abkommen hatte engere Beziehungen und wiederholtes Zusammensein herbeigeführt, und ein Brechen der Verbindung war trotz der Abneigung der Gräfinwitwe gegen den zukünftigen Tochtermann durch die gegenseitige Neigung der beiden zunächst Beteiligten unmöglich geworden. Cecile war an den Cousinbräutigam, der seit dem Tode ihrer Brüder, sobald es irgend anging, in Hehlenried blieb, gewöhnt und fühlte sich in dem Verhältnisse um so befriedigter, als ihr kaum eine Ahnung davon aufsteigen konnte, daß sie ihm überlegen sei, solang' die Gelegenheit zu praktischem Durchführen ihrer Ideen und zu Vergleichen mit seinen Plänen fehlte. Und wenn von Zeit zu Zeit auch jene sehnsüchtige Frage beredter und ängstlicher unter ihren Lidern hervorzuckte, so kehrte sie doch bald, von der Gewohnheit eingewiegt, ins Lager zurück, — weil die Zeit noch nicht reif, die Antwort noch nicht fertig war.

Gewiß ist, daß dies Paar sich dennoch besser unterhielt als die andere Gesellschaft. Und wir werden uns darüber nicht wundern, wenn wir erst wissen, welch geistvolles Werk der Kapelan zur Lektüre gewählt.

Der verstorbene Graf hatte Herrn Ambrosius Feigenblatt, um ihm einmal eine nach seiner Ansicht nützliche Beschäftigung zu geben, den Auftrag erteilt, die Genealogie des Hauses Hehlen zusammen zu stellen. Der Graf hatte das Ende der Arbeit, für die es Dutzende von Pergamentbänden durchzulesen gab, nicht erlebt, und da in der Trauerzeit Würfelbecher, Brettsteine und Pikettkarten ruhen mußten, profane Lektüre nicht passend, devote nicht ansprechend war, forderte die Gräfin den Verfasser auf, der Gesellschaft durch den Vortrag seiner Arbeit den Abend zu kürzen.

Der Band war ziemlich umfangreich geworden, außerdem in Folio mit bunten Initialen geschrieben und ahmte zum Überflusse, selbst wo kein fremder Autor citiert war, gern die Ausdrucksweise der Urkunden nach, die der Pater hatte benutzen müssen. Dadurch gewann das Werk unzweifelhaft an Würde und Bedeutung, denn wir mögen Altes und Veraltetes doch am liebsten in altem Gewande haben. Bibelcitate fordern z. B. absolut entweder das furchtbare Latein der Vulgata oder den harten, für uns oft mystisch klingenden Text der Übersetzung Luthers. Es ist als vertrügen die Geschichten von dem Gotte, der da befiehlt zu stehlen, zu morden und zu sengen, und der dem langes Leben verspricht, der nur die Eier oder Jungen aus dem Neste nimmt, die Alten aber fliegen läßt, nicht einmal die Sprache des neunzehnten Jahrhunderts. — Ähnlich mag es mit dem genealogischen Aperçu des Herrn Ambrosius Feigenblatt ausgesehn haben, wenn er sich dessen auch kaum bewußt war.

So war denn das erste und zweite Kapitel: »Von dem Ursprung, Unterscheid und Nahmen derer von Hehlen«, sowie von dem »Alterthumb« der Familie, zu allgemeiner Zufriedenheit vorüber gegangen, und man stand eben bei dem Abschnitte von dem »hochadeligen Wapen.«

Wir können es uns um so weniger versagen, einiges von diesem denkwürdigen Vortrage für den Leser zu stenographieren, als wir dadurch nicht bloß aufs neue beweisen, daß menschlicher Scharfsinn nicht einzig und allein in der scholastischen Zeit und auf des seligen Thomas von Aquino Quaestiones quodlibetales verschwendet worden, sondern zugleich auch unsre Wahl der Kapitelüberschrift rechtfertigen dürften.

Pater Ambrosius las, wie folgt:

»Drittes Kapitul. § 1. Dieses Geschlechtes uraltes Wapen weiset uns sowohl einen über dem Helme zwischen zweien Püffelshörnern auf einem aufgehobnen (sic) Fuße stehenden Kranich, welcher zwei Sterne umb den Hals hat, als auch in dem Schilde in einem gelben Sand- oder Goldfelde ebenselbigen, jetzt beschriebnermaßen befindlichen Kranich.

»Es gibt die schlechte und einfältige Zeichnung dieses Wapens auch außer denen gründlichst obgemeldeten noch ein neues, gar scheinbares Merkzeichen des grauen Alterthumbs der Familie. Weil nämlich in demselben keine prächtigen Thiere, vielerlei und seltsame Figuren, sondern nur auf das Einfältigste ein Kranich abgebildet worden: so heißet uns die scientia heraldica mutmaßen, daß es müsse zu einer Zeit verliehen worden sein, da man mehr aus alter Aufrichtigkeit auf die Kenntlichkeit der Tugenden, als auf künstliche Verblümung neuer Qualitäten sein politisches Absehn genommen hat.« —

— Der Vorleser atmete hoch auf, und wir lassen eine Lücke, um dem Leser Zeit zu geben den gewiß sehr tiefen Sinn der letzten Zeilen ergründen zu können und verschanzen uns im voraus gegen den Vorwurf, als hätten wir unsern eignen Scharfsinn als Spürhund auf die Jagd nach heraldischem Unfuge ausgesandt. Wir geben ausdrücklich die Versicherung, daß wir hier wie überall dem urkundlichen Diktate wörtlich nachgeschrieben. Ebenso versprechen wir unser möglichstes in der Verdeutschung fremdländischer Citate zu thun und hoffen endlich nicht für thöricht gehalten zu werden, weil wir Thorheit im Gewande der Thorheit selbst an den Pranger zu bringen suchen. Man soll sehn, an welche Abgeschmacktheiten sich der Adelstolz klammert, der Stolz jenes Adels, der keinen Grund mehr findet, auf sich selbst stolz zu sein; man soll sehn mit welchen lächerlich spitzfindigen Kombinationen er seine Eitelkeit kitzeln mag, und wie er in dem seinen Ruhm zu suchen pflegt was von Haus dem Spotte verfallen ist. —

»§ 2. Diesem nach wollen wir den oftangerühmten polnischen Genealogum S. Okolsky in seinem Tomo III pag. 219 selbsten hören, welcher allda schlüßlich räsonniret: Sunt alii qui utuntur grue sine stellis. Veniunt ex Bohemia utraque haec arma. Qua vero ratione concessa fuerint, scriptores licet non asserant, ipsa tamen arma loquuntur tacite suam originem. Militi custodiam de nocte agenti vigilantissimam in hostes concessa fuerunt.«

Die beiden Damen nickten dieser mit vielem Aplomb

vorgetragnen Stelle Beifall, wollten aber damit sicher nicht ihr Verständnis, sondern ihren Willen ausdrücken ohne weitschweifige Verdeutschung im Stile Ehren Gottschlings darüber hinweg zu kommen. Auch enthält sie in der That nichts was nicht später nochmals wiederholt würde.

»Eben auf diesen Schlag«, fuhr der geschmeichelte Pater fort, »judiciret auch der obenangeführete Paprozius und meldet dabei, daß er in keinen alten Historien den eigentlichen Ursprung deß Wapens habe finden können, obgleich zu seinen Lebzeiten die Familie derer Grafen von und zu Hehlen schon floriret. Indes, gleichwie die Püffelshörner ein Zeichen sind der Würde, Macht und Tapferkeit, vide Pierii lib. 7. hieroglyphicorum, — also gibt der Kranich ein überaus schönes Bildnüß militärischer Klugheit, wie D. Theodorus Hoepping: de jure insignium Cap. XI. n. 651. klärlich darthut und beweiset.

»§ 3. Hierauf und durch Veranlassung dieses leuchtenden Wapens rekommandiret oft berühmter Okolsky einem hurtigen Kriegsmanne folgende Stücke: Animum, Fortitudinem, Laborem, Vigiliam & Obedientiam, oder Mut, Stärke, Ausdauer, Wachsamkeit und Gehorsam. In allen diesen herrlichen Tugenden müssen vor anderen die Herren Grafen von Hehlen excelliret haben, weil dieselben vor uralten Zeiten dergleichen fürtreffliches Wapen erworben. Und gewißlich ist keine adeliche Qualität und Tugend, deren Bildnüß uns nicht der einzige Kranich gleichsam mit lebendigen Farben abschilderte.

»Die Wachsamkeit ist der Kraniche Haubteigenschaft und zugleich das Kennzeichen eines sorgfältigen Regenten oder Herrn, welcher vor die Sicherheit der Seinigen wacht. Dannenhero malet der grundgelehrte italienische Abt Philippus Picinelli in seinem Mundo symbolico lib. IV c. 35 einen scheinlich auf der Wache oder Hut stehenden Kranich mit diesem lemmate: › Ut alii dormiant.‹ —

»Und wann die glorwürdigsten Kaiser Matthias und Ferdinandus III die Sorgfältigkeit vorbilden wollten, ließen sie auf ihre Münzen einen Kranich prägen unter dieser Überschrift: ›Amat victoria

curam.‹ —

»Die Eintracht zeigen die Kraniche an, weil sie stets in gesamten Haufen fliegen und die Umschrift (!) führen: ›Non nisi gregatim.‹ —

»Den Gehorsam stellen sie gar artlich vor, indem einer von ihnen als ein General den Trupp führet, welchem keiner vorgreift, sondern alle in ungebrochner Ordnung folgen. Darum heißt es von ihnen: ›Una dirigit omnes.‹ —

»Die Beständigkeit präsentiren sie auf das Eindringlichste, da sie nicht bloß den angefangenen Zug so viel als möglich fortsetzen, noch den mit der Klaue gefaßten Stein leichtlich fallen lassen, sondern auch, wie die Naturkündiger, und unter diesen Conradus Geßner, anmerken, ihre Gestalt im Alter unverändert beibehalten, obgleich alle andern Vögel (?) mit den Jahren die Federn wechseln. Dahero auch des Bargali treffliches Lemma: ›Colorem nec aetate commutat.‹ —

»Daß ich nichts merken lasse von der Verschwiegenheit, Arbeitsamkeit und Klugheit, welche die Kraniche dadurch blicken lassen, daß sie in der Stille einen Stein auslesen, selben fest tragen und vermittelst dessen Beides — den Flug befördern (?!) und die Wache bestellen (!). Zu dergleichen Kraniche schreibt Franciscus Lancus: ›Non nisi pondere.‹

»Dieses ansehnliche Korps der fürnehmsten Tugenden, gleichwie es den Vorfahren das edle Kleinod und Wapen erworben: also soll es nunmehro auch denen hohen Nachkommen, sowohl im geistlichen als weltlichen Stande, ererbtermaßen wie bishero eigen sein, auf daß sie an gleichmäßigen adeligen Qualitäten und Meriten von anderen eyfrigst nachgeahmet werden und so dem Kranich ein neuer Glanz und Ruhm erwachse.

»§ 4. Noch sind die Neben-Emblemata zu merken, als welche auch in Sonderheit angeführt werden, um den Unterscheid beider hochgräflich Hehlischen Linien anzugeben und zu bestimmen.

»Wie schon gemeldet, sind zwei Sterne umb den Hals des Kranichs das Zeichen der Stamm- und ehemaligen Majoratslinie, während die zweite Branche einen Pfeil durch den Hals des Vogels

führt. — Dürfte Schreiber dieses wagen, in so wichtiger Sache seine demütigen Gedanken zu entdecken«, — Ambrosius Feigenblatt erhob hier im triumphierenden Bewußtsein eines großen Gedankens auf diesmal durchaus nicht demütige Weise seine Stimme dermaßen, daß es ihm gelang, die Aufmerksamkeit des Paares im Salon zu erregen. »Dürfte er wagen, dem hohen Familienrate einen Vorschlag zur Beurteilung unterwürfigst vorzulegen, so dürfte das überaus glückliche Ereignis, das die hohen Erbglieder beider Linien und Häuser, gleich zwei Edelreisern aufeinander zu ablaktiren verspricht, eine erwünschte Gelegenheit geben, das beiderseitige Wapen zu vereinigen, indem nämlich der Kranich im Schilde geziemendermaßen mit den Sternen, der aber auf dem Helme mit dem Pfeile darzustellen und zu malen wäre.«

Da sich trotz der Pause, die der Pater mit vielem Räuspern machte, keine Stimme, weder für noch wider vernehmen ließ, fuhr er etwas eingeschüchtert fort:

»Die Sterne deuten die helle Vortrefflichkeit, der Pfeil jedoch die hurtige Tapferkeit eines heldenmütigen Offiziers an, und müssen wir nach dem Vortritte des gelehrten Hoeppingii in seinem tract. de jure insignium pag. 642. so lang bei solcher heimlichen Deutung bleiben, bis die Geschichte uns Gewisseres darüber vorlegt.« — —

»Die Sterne wenigstens bringst du mir sicher, Cecile, und es ist die Schuld der Heraldiker, nicht deiner Augen, wenn sie nicht Sonnen heißen«, sagte der Bräutigam. Es war eine in jenen Tagen noch nicht wie jetzt verpönte galante Phrase, doch wurde sie hier nicht ganz in dem leichten Tone gesprochen, den man sonst gewöhnlich für derartige Bonbons verwendete.

»Und der Pfeil sitzt schon hier«, antwortete Cecile lächelnd und deutete auf ihr Herz, indem sie Hugo zugleich einen ihrer freundlichsten Blicke zuwarf.

O, die Liebe ist immer frisch und grün, sie ist es überall. Das Blatt, das ein alter, morscher Eichenstamm, vielleicht zum letztenmale treibt, unterscheidet sich weder in Form, noch in Farbe von dem ersten, das der Kapsel entsproß. So ist Liebe allerorten

gleich, bei den Trieben eines Stammbaumes, der zu verdorren beginnt, wie draußen in Wald und Feld. Die Liebe findet überall Beziehungen und Anknüpfspunkte für sich und ihre freundlichen Bilder, sie findet sie sogar — — in den Figuren eines Wappens.

Der Kaplan war indes mit seinem ergötzlichen ›Kapitul‹ noch nicht zu Ende und fuhr in einer Weise, die weit entfernt von der Ironie war, die wir unwillkürlich in dem ganzen Traktate finden dürften, fort, die Tugenden der Kraniche anzupreisen. Alle Fabeln, die je über dies Tier im Schwange gewesen, mußten herhalten … Wo der Verstand nichts findet, die Sinne nichts erfassen, — schickt einen Speichellecker hin, und er wird Wunder berichten! Ein Verdienst müssen wir aber trotz alledem Herrn Ambrosius Feigenblatt zugestehn, — er hat uns eine Arbeit erspart, die wir in gleicher Weise kaum zu stande gebracht und zu der wir uns doch aus Artigkeit gegen unsre Leserinnen verpflichtet gefühlt hätten. Der Bakkalaureus der freien Künste hatte nämlich die lateinischen Kranichsdevisen auf gut Gottschedisch in Alexandriner übersetzt und aus drei Worten Text, genau wie sein edles Vorbild, regelmäßig und bequem zwei klappernd monotone Verse gepreßt. Wir können sie um so weniger unterschlagen, als es von nicht geringem Interesse für die Menschheit sein muß, den ehrlichen Vogel des Ibykus sogar mit einer spezifisch christlichen Tugend ausgestattet zu sehen. —

Nachdem Pater Ambrosius, wie er es bei jedem Karmen zu thun pflegte, — und deren gab’s bei jeder feierlichen Gelegenheit, — ein »Si quid in me est ingenii« vorausgeschickt hatte, las er:

»Der Kranich ist fürwahr ein seltsam edles Tier
Und darum auch mit Recht der Hehlen Wappenzier:
Er will sich selbsten nicht des Schlafes Ruhe gönnen,
Damit die andern nur indessen schlafen können;
Vorsichtig steht er oft auf einem Beine still
Und deutet damit an: Geb’ acht, wer siegen will!
Man sieht ihn nie allein, doch stets in Scharen fliegen,

Weil ja vereinte Kraft nicht kann so leicht erliegen;
Gehorsam wird er auch zu jeder Zeit geschaut
Und unterthänig dem, dem der Befehl vertraut;
Beständig ist er dann, das zeigt uns sein Gefieder,
So wie es jung gekielt, so ist's im Alter wieder;
Und wie der Christ sein Kreuz, so trägt er seinen Stein:
Nie ohne schwere Last, — das nenn' ich weise sein!«

»Pah, Magister, manches was Ihr da herausgerechnet habt, klingt gescheit genug für einen Schulfuchser, aber hinterher müßt Ihr doch immer wie ein Marktschreier Eure eigne Ware anpreisen. Ihr habt nie einen Küraß auf Euern durchsichtigen Schultern getragen, sonst wäre Euch die Lust zu einem so närrischen Verse vergangen. Ich sag' Euch auf mein Wort, es gibt nichts Angenehmeres also Weiseres, als Küraß, Helm, Pallasch und Stiefel zehn Schritt vom Leibe zu werfen, wenn man einen tüchtigen Marsch hinter sich hat. Hole der Henker Eure lästige Weisheit!«

Der arme Poet, der heute auch gar nicht zum Anerkanntwerden kam, machte nach dieser Apostrophe die Normalbewegung einer gestörten Raupe mit solcher Präzision, daß nur die Tischplatte ein Begegnen der Kniee und des Kinnes verhinderte. Indes kam ihm Gräfin Klothilde, die, wie alle Damen der Art, gern mit ihrer Frömmigkeit kokettierte und die Gelegenheit dazu mit Gewalt herbeizuziehen verstand, diesmal um so bereitwilliger zu Hilfe, als sie hoffen konnte, ihre Schwägerin werde sich in den Streit mischen und sie dadurch in der Lage sein, das beliebte Ziel für ihre Pfeile zu finden.

»Kehrt Euch nicht daran«, sagte sie, »kehrt Euch nicht daran, den Gottlosen ist nichts heilig. Diese fromme Eigenschaft war es sicher noch mehr als die anderen, die unsrem Ahnherrn den Kranich erworben und Ihr hättet sie unter den Familientugenden nennen sollen, denn in der That, wenn ich an das Dulden meines armen, jetzt seligen Bruders denke …! Christliche Demut, ergebnes Tragen großer Prüfungen gegenüber dem Hochmute und der Eitelkeit der

Weltmenschen, die zum Unglücke und durch Zufall in unsre Familie gekommen sind und nie an den Tugenden der Hehlen teil haben konnten, das muß den eigentlichen Grundzug im Charakter jedes echten Hehlen ausmachen.«

Sie sah die Witwe dabei herausfordernd an. Diese aber schien den hingeworfenen Handschuh gar nicht zu bemerken; Hugo lachte so laut, als er es in Gegenwart seiner künftigen Schwiegermama ohne ein Epigramm zu gewärtigen irgend wagen durfte, und um Ceciles Lippen spielte ein spöttisches Lächeln.

Da nach diesem kurzen Zwischenakte der Kaplan seine Verlegenheit und Entrüstung so weit bemeistert hatte, daß er wieder eine gestrecktere Stellung annehmen und weiter lesen konnte, blieb der ergrimmten Tante nichts übrig als die Entladung ihrer Zornbatterie auf gelegenere Zeit zu verschieben. Die Gelegenheit zeigte sich indes zum Glücke für ihre Gesundheit bald. Und da diese Debatte für heute die Sitzung schloß, uns aber die Möglichkeit gibt, dies Kapitel adliger Langweile angemessen zu schließen, so ist für alle Fälle ein Grund weniger vorhanden, die weitere Schilderung des Abendvergnügens der Kraniche aufzugeben.

Wir lassen es uns wenig kümmern, daß der Abschnitt von den unterschiedlichen Branchen und Gütern der Hehlen sonnenklar nachwies, wie sich schon in einer Zeit, die sich durchaus nicht ergründen läßt, drei bedeutende Absenker vom Hauptstamme abgezweigt; ja es ist uns sogar sehr gleichgültig, daß eine dieser Kolonien unmaßgeblich schon in der dritten Generation ausgestorben. Ebenso wenig Wert legen wir auf die Bemerkung des Kaplans, daß zwar die Grafen Reuß von Plauen, die Freiherrn von Kranichsfeld, die Kranich von Wagenheimb am Rhein, die Kranichsberg in Bayern, die Weyer in Franken, die Stadler in Österreich, die Stoven in Holstein, die Skronsky und Budzowsky in Böhmen und Polen, sowie etliche patrizische Geschlechter der Reichsstädte ebenfalls einen Kranich in Siegel und Wappen führten, aber durchaus keinerlei Ansprüche auf Abstammung von den

Hehlen machen könnten.

— Graf Hugo, der wieder herüber gehorcht hatte, konnte die halblaute Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Tugenden des Kranichs, da er so sehr ausgefahren sei, doch wohl im Preise sinken müßten. —

Wir übergehn den Beweis für die Behauptung des Kaplans, da unsres Wissens die obengenannten Familien nie Ansprüche gemacht haben, die eine Abweisung hervorgerufen hätten. — Wir erwähnen ferner nur flüchtig, daß die Hehlen zur Zeit der Kreuzzüge einige kühne Waffenthaten im Gelobten Lande verübt, sowie, daß sie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges als tapfre Reiterführer genannt wurden, und geben endlich wieder ein Stück der Familien-Chronika, das nicht so nebelgrauen Hintergrund hat, wörtlich nach dem Berichte.

»… Auf diesen nicht genug zu rühmenden, tapferen und mächtigen Herrn, Herrn Hugo Ernst, folgte nach seinem Ableben am vierten Februar 17.. der sehr tapfre, edle Herr Hugo Eduard im Majorate.

»Er trat sogleich in seines Herrn Vaters namentlich durch Uneigennützigkeit ausgezeichnete Fußstapfen, indem er nicht allein den Dienst im Heere zu damaliger kriegerischer Zeit nicht quittierte, sondern auch den Genuß der Güter des Hauses alsbald zum größten Teile seinem Erbsohne überwies, welcher nach dem Ältervater Hugo Ernst getauft war. Wenige Jahre darauf fügte der hohe Herr seinem großmütigen Geschenke noch Besitzrechte und Titel mit Vorbehalt nach § 10 des Familienstatuts bei.

»Der neue Graf ging, wie es einem solchen Kavaliere ziemte, auf Reisen. Die Zeit des Umsturzes aller geheiligten und weltlichen Ordnung bereitete sich im stillen vor, und der in andern Konditionen über alle Maßen zu preisende Trieb nach Wissenschaft brachte dem jungen, heißblütigen Manne Unheil, während er zugleich ein edles Haus in tiefe Trauer hüllte. Dem Sprößlinge so vieler heldenmütigen Krieger mußte es unmöglich sein, die rechte Wissenschaft von eitler und fluchwürdiger zu unterscheiden, und so

lernte er von Gottesleugnern königsmörderische Afterweisheit, ja, er begehrte sogar, seiner hohen Ahnen völlig uneingedenk, ein Frauenzimmer dunklen Herkommens zu seiner Gemahlin erheben zu dürfen und solchergestalt seinem Wappen einen unauslöschlichen Schimpf anzuthun. Vergebens wurde ihm sein jüngerer Bruder, Namens Wenzel, nach Paris nachgeschickt, vergebens waren die Bemühungen anderer hoher Verwandten und Bekannten, die sich zur selben Zeit in Paris aufhielten, ihn zur Pflicht zurückzuführen: er war und blieb halsstarrig auf dem verderblichen Wege, auf den ihn Wissenschaft und die schmachvolle Neigung zu einem gemeinen Weibe gelockt hatte. Er schloß sich sogar der scheußlichen Revolution an, verleugnete seinen Rang, kämpfte im Feldlager der Sansculotten gegen seine eignen Landsleute und machte endlich wirklich jenes Geschöpf, die Tochter eines Apothekers, zu seiner Gattin. So zeigte er sich denn seiner edlen Abkunft in jeder Beziehung unwürdig, und blieb seinem Vater nur die Erfüllung der Pflicht, auf Grund der Hausakte das ungeratne Glied auszustoßen und für sich und seine Nachkommen für erbunfähig zu erklären. Es geschah dieser Akt, zu dem sich der hochgebietende, regierende Herr Graf Hugo Eduard nur schwer und durch das Eingedenksein der ihm für die Familie obliegenden Pflichten bewegen ließ, Anno 17.. am 5ten Jänner und in Gegenwart des Grafen Wenzel von Hehlen, zweitgebornen Sohnes des Grafen Hugo Eduard, sowie dessen damaligen Brautvaters, des hochgeborenen Grafen Eugen Wilhelm von Trauchburg und des Pater Ambrosius Feigenblatt, Lic. Bacc. und Schloßkaplans, der dabei als Sekretarius fungierte.

»Somit war Graf Hugo Ernst zur Succession für unfähig erklärt, alle ihm bereits zugewiesnen Gerechtsame zurückgenommen und er dem Verderben, in das er sich selbst unrettbar gestürzt, überlassen worden. Er ging zum Heile der Familie, soviel uns bekannt, ohne Deszendenten unter.

»An seiner Statt hatte der hochgebietende Herr Eduard, damaliger Zeit römisch-apostolisch kaiserlicher Majestät General,

seinen schon genannten zweiten Sohn, den Grafen Wenzel, unsern zuletzt verstorbenen Herrn, zum Majorats- und Allodial-Erben ernannt.

»Wir können außer seinen andern ganz besonders edlen Eigenschaften nicht genug rühmen, mit welcher hohen Weisheit er den Einfluß der neuen Ideen und die Zeit der Fremdherrschaft zum Besten seines Hauses und seiner Deszendenz verwendete. Es gelang ihm die Auflösung des Majoratsverbandes, die gesetzliche Aufhebung der alten Hausakte und die völlige Allodifizierung des gesamten gräflich Hehlischen Grundbesitzes in Sachsen, Franken und Schwaben herbeizuführen und sich so zum unbeschränkten Herrn des großen Güterkomplexus zu machen. Dieser Erfolg war von um so größerer Wichtigkeit als der trostlose Gesundheitszustand seiner männlichen Nachkommen das trübe Ereignis in Aussicht stellte, das Vermögen des Hauses infolge früherer Lehnsbriefe, die nunmehro ihre Kraft verloren, nach dem Hintritte der Schwertlinie, mit einer geringen Abfindung für die Kunkelabkunft, an den Staat fallen zu sehn. Obgleich nun jene Trauerfälle später eintraten als man gefürchtet hatte, kamen sie doch früh genug, um die Vorsicht des liebevollen Vaters in vollem Lichte glänzen zu lassen. Wie Graf Hugo Ernst durch sein unüberlegtes Anhängen an französische Ideen sein Erbe leichtsinnig, ja fast verbrecherisch hinter sich geworfen, so rettete Graf Wenzel durch wohlüberlegtes und weises Benutzen derselben Grundsätze seiner einzig überlebenden Tochter, Gräfin Cecile, den Reichtum an Land und Leuten …«

»Genug, Pater! Mich dünkt, es ziemte Euch schlecht von einem Gliede unserer Familie in Ausdrücken zu sprechen, wie Ihr von meinem Bruder Hugo Ernst gethan«, sagte Gräfin Klothilde mit einer Stimme, die zwischen Schneiden und Kreischen die Mitte hielt. »Hugo Ernst hat geirrt, aber er war ein guter Mensch, dessen Andenken ich segne. Er war es, der allein Trost für die arme Verlaßne hatte, der ihrer freundlich gedachte und sie selbst gegen den Vater, der sie nicht leiden konnte, in Schutz nahm. Ich habe

Euch zugehört bis hierher, aber nun genug! Es ist ihm im Leben mehr Unrecht geschehn, als die verantworten können, die es ihm angethan, Ihr sollt ihm nicht nach dem Tode noch zu nahe treten, um anderen zu schmeicheln, die es nicht verdienen.«

Sie sagte das mit großer Heftigkeit und mit einem Anklange von wahrem Gefühl, den man in der vertrockneten Gestalt nie gesucht hätte. Niemand ist erkenntlicher für einen teilnehmenden Blick, für ein Wort, das zum mindesten nicht abweist, als jene, die von aller Welt abgewiesen werden. Klothilde hatte die Güte des Bruders nicht vergessen, und wenn sie sein Auftreten auch verdammte wie die anderen, so wollte sie doch nicht, daß der erste beste Fremde sich ein hartes Urteil über ihn erlaube. Es war nicht bloß die Schmeichelei für ihren zweiten Bruder, mit dem sie sich nie vertragen, obgleich sie seine Partie gegen seine Frau nahm, nicht das dem Manne der verhaßten Schwägerin gespendete Lob, das sie empörte, sondern wirkliche Anhänglichkeit und Liebe zu dem Verschollenen. Sie hatte niemand außer ihm gehabt, der sie geschützt.

»Es ist traurig, daß ein solcher Fall zur Schmach des Namens je vorgekommen, und niemand von uns hat des Entarteten der Welt gegenüber je anders erwähnt, als eines Toten«, sagte die Witwe ruhig und gemessen. »Aber die Familiengeschichte, die nur für die Familie geschrieben wird, muß nackte Wahrheit enthalten, auch wenn diese hart ist. Die Nachkommen sollen den Fleck kennen, sie sollen wissen, wie in edlen Häusern Justiz geübt wird und wie ein edles Familienhaupt eher ein krankes Reis mit blutendem Herzen abschneidet, als schlechte Gesinnungen und den Schmutz der Rotüre an dem Jahrhunderte alten Baum fortfressen läßt. — Ihr hättet die Sache, die Euch ja bekannt ist, Pater, darum weitläufiger und schonungsloser darstellen sollen, damit unsre Enkel sich noch ein Beispiel daran genommen und in ähnlichem Falle ähnlich gehandelt hätten.«

So kalt die Witwe diese Worte auch aussprach, verriet ein leises Vibrieren der Stimme zu Ende der Rede doch, daß ihre Erbitterung

gegen den Renegaten einen tieferliegenden Grund, der mit der Ehre des Namens Hehlen wenig gemein hatte, haben mußte.

»Die Frau Schwägerin kann und konnte nie vergessen, daß mein schöner, edler Bruder die Tochter eines Apothekers ihren vielbewunderten Reizen vorzuziehn für gut fand. Er wußte gewiß, warum!« warf Klothilde spöttisch hin.

Eine Antwort auf diesen direkten Angriff, der in Gegenwart Ceciles doppelt verletzend und taktlos war, wurde indes durch die Lebhaftigkeit, mit der Graf Hugo ins Kabinett und an den Tisch trat, abgeschnitten. Er legte eine seiner nervigen Hände so gewichtig auf die Schulter des kleinen Paters, daß dieser aufs neue die Muskelschnellkraft und Gelenkigkeit einer Raupe nachahmte, diesmal aber sein Gesicht völlig in seine Skripturen vergrub.

»Verzeihung, Gnaden Mama«, rief der junge Mann eifrig: »Verzeihung, daß ich Ihre Ansicht diesmal nicht teilen, ja nicht einmal billigen kann. Nie noch hat ein Hehlen, der die Waffen trug, seinen Namen entehrt — und wir trugen sie alle, soweit die Geschichte des Hauses reicht! Graf Hugo wurde durch Verhältnisse und Ansichten, die uns nicht recht scheinen und es wohl auch nicht sind, verführt; er that Schritte, wie sie damals in Frankreich von vielen geschehn sind, ohne so streng gerügt worden zu sein, — aber etwas Unehrenhaftes hat ihm nur dies kleine, alberne Insekt nachzusagen gewagt.«

Er gab seiner Hand einen leichten Nachdruck, der aber kräftig genug war, dem Pater und Historiographen alles Blut ins Gesicht zu treiben und ihn aufs ängstlichste husten zu machen.

»Ich sprach Männer«, fuhr der Verteidiger fort, »Männer, die den citoyen Héhlén gekannt haben, und sie sagten vom ersten bis zum letzten: er sei tapfer gewesen wie ein Löwe, er sei gestorben wie ein Held. Bei Gott, in der Faust den Stumpf seines Säbels, drei Kugeln in der Brust und den Kopf zerhauen, hingestreckt über eine eroberte Standarte, die er nicht lassen wollte, das ist nicht der Tod eines Ehrlosen, das ist kein schmachvoller Tod. Wir Soldaten haben davon andere Begriffe, wir wissen, was es heißt, so zu sterben. Wir

würden einen solchen Tod bei unsren ärgsten Feinden noch für fähig halten, alle alten Sünden auszutilgen. — Schreibt ihn zu den Helden des Hauses, Kaplan, ich befehle es Euch, und laßt Eure Salbadereien und Schwanzwedeleien, wenn es sich um Männer handelt, die an einem einzigen Schlachttage mehr Aufzeichnenswertes gethan, als Ihr in Eurem ganzen erbärmlichen Skriblerleben. Versteht Ihr mich? Ich bin durch zu Recht stehende Familienabkunft das Haupt des Geschlechts und werde nicht dulden, daß das Gift schiefer Falschheit die Blätter besudelt, die unsre Geschichte enthalten. Hört Ihr's, Ihr habt mit oder ohne Wissen schändliche Lügen geschrieben! Der Graf war ungehört verurteilt und enterbt, ehe irgend etwas Positives gegen ihn sprach; die Not trieb ihn unter die Fahnen der Empörer, die Not und falsche Vorspiegelungen jener Verwandten und Bekannten, die Eure feile Feder preist; man ließ seine Frau und seine Kinder verhungern … aber davon versteht Ihr, der Ihr an Herz und Geist Kastrat seid, nichts. Wahrhaftig, ist jemand anzuklagen …«

Er brach plötzlich ab, denn es war der Vater seiner Braut, es war vor allen ihre Mutter, denen die Welt und er, durch gute Gründe unterstützt, in dieser Sache nicht das ehrenhafteste Benehmen zur Last legte.

»Ich hätte nicht gedacht, daß mein wahrscheinlicher Schwiegersohn so beredt sein kann. Eine neue Tugend! Dem Willen des »Familienoberhauptes« werden wir uns allerdings fügen müssen, indes sollte der junge Herr, der nach seiner Verbindung mit meiner Tochter das Familienhaupt sein wird, die Erzählung alter Thatsachen immerhin ungestört den Zeitgenossen der Ereignisse überlassen, zumal denen, die durch die Verhältnisse genau unterrichtet sind.«

Hugo war durch die überaus spöttische Betonung dieser Worte noch mehr als durch die frühere Bemerkung gekränkt, und es bedurfte eines dringend bittenden Blickes seiner Braut, die sich, von richtigem Gefühle geleitet, in den Salon zurückzog, die heftige Antwort, die sich auf seine Zunge drängte, zu unterdrücken. Er

begnügte sich damit, seinen Groll an dem unglücklichen Geschichtschreiber auszulassen, und als ihn hierin Tante Klothilde, erfreut über den Sukkurs, ablöste, sagte er der Witwe nur leise:

»Ich weiß alles genau, alles!«

»Das ist recht gut für Sie, lieber Hugo«, antwortete sie laut, »ich wünsche nur, daß Ihnen Ihr demnach sehr umfangreiches Wissen, von dem ich bis heute nichts zu ahnen Gelegenheit hatte, nicht oft schlaflose Nächte macht. Armer Mensch, ich dachte bisher immer, er schläft den Schlaf der Glücklichen, die nichts, oder möglichst wenig wissen! Ruhen Sie wenigstens heute gut, da Sie doch morgen sehr früh fort müssen. Bonne nuit, mon enfant! Träumen Sie von Ihrem neuen Helden!«

Sie reichte ihm möglichst gleichgültig die Hand zum Kusse. Als er sich darauf niederbeugte, flüsterte er ernst: »Ich sprach Caton Legrange, kenne die Szene in Versailles und las den letzten Brief von Ihnen an Hugo Ernst. Madame, ich weiß in der That durch Zufall alles, was jene Intrigen anbelangt.«

»Ich muß es Ihnen hierbei, wie immer überlassen zu meinen und zu glauben was Ihnen gut scheint«, sagte die Matrone unerschütterlich kaltblütig, obgleich ihre Augen bei dem Nennen des Namens Caton Legrange gezuckt hatten. »Freuen kann es die Mutter Ihrer Braut indes natürlich nicht, daß Sie auf offenbar sehr vertrautem Fuße mit einer schlechten Person gestanden haben, die einst wegen verschiedner Streiche ihres Dienstes bei mir enthoben wurde. Sie ist ja wohl sehr herunter gekommen, die leichtfertige Person? Ich dächte gehört zu haben, daß sie zu der Zeit, als Sie mit den Alliierten in Paris waren, ein Haus von weniger als zweideutigem Rufe hielt. Ist es nicht so, Herr Graf!«

»Gut ripostiert, alte Hexe!« murmelte Hugo zwischen den Zähnen. Dann überwand er seine Verlegenheit so gut es ging und sagte mit erzwungnem Lächeln und nicht ohne scharfe Betonung: »Sie behauptet als Kammerfrau einer Hofdame Studien am Hofe gemacht zu haben, die sie jetzt verwertet. Meine Bekanntschaft aber suchte sie ziemlich zudringlich, weil ihr der Name interessant war.«

Cecile kam zurück und reichte dem Bräutigam nun auch die Hand zum Abschiede; sie wollte der gereizten Mutter durch größere Vertraulichkeit nicht Gelegenheit zu spitzen Bemerkungen geben, sah Hugo aber mit einem herzlichen, verheißungsreichen Blicke an und sagte nicht: »Lebewohl!« sondern nur: »Gute Nacht, Hugo!«

Sie hatte ihre Entfernung aus dem Kabinett benutzt, einen Befehl zu geben, und der vorleuchtende Diener erzählte, daß das Pferd der jungen Gräfin morgen mit dem ihres Bräutigams zugleich gesattelt werden sollte. — Die Übersetzung jenes Blickes lautete also: Ich begleite dich morgen, Mama schläft dann noch, und wir sind frei. —

Cecile fand heute, daß sie Hugo mehr liebe, als sie selbst gewußt. Er war so schön, er sah so edel männlich aus, wenn er lebhaft wurde …

VIERTES KAPITEL.

EIN MORGEN IM SCHLOSSPARK.[1]

Wir haben noch für alles, was uns unerklärlich war, nichtsdestoweniger aber in seinen Wirkungen nach außen dem Beobachter auffallen mußte, ein Wort gefunden. Und wieder hat dieses Wort oft im Laufe der Zeit seine Bedeutung so vielfach ändern müssen, daß der Begriff, den wir jetzt damit bezeichnen, ein ganz anderer ist als der, den man vor Jahrhunderten damit zu verbinden pflegte. So ging es mit Republik und Tyrannie, Demagog und Litterat, so mit unzähligen andern Wörtern. — Andrerseits legen wir auch manchem Worte einen Sinn unter, den es gar nicht hat, gar nicht haben kann; wir verstehen z. B. unter »Mode« (modus) womöglich ganz willkürliche Änderungen in Trachten und andern Äußerlichkeiten, die in dem Belieben des Schneiders, der Putzhändlerin und des Hutmachers liegen, während die Mode eine weit höhere Bedeutung hat.

Nicht der Geschmack erzeugt sie, nicht der Geschmack ruft diese oder jene Eigentümlichkeit in Kleidung, Hausrat und Architektur, in Gartenanlagen und hundert andern Dingen hervor, — denn auch diese Richtungen der nach außen schaffenden Kraft des Menschen sind der »Mode« unterworfen. Ebensowenig regelt die Mode den Geschmack. Die Mode ist eine Sitte, und es wird sich immer und allenthalben ein höchst intimer Zusammenhang zwischen elementarischen Verhältnissen und in der Natur der einzelnen Länder gegebenen Bedingungen, zwischen den Sitten und Forderungen, zwischen dem leitenden Gedanken der Jahrhunderte und ihren Trachten, Bauwerken, Gärten u. s. w. finden lassen. Das

Band, das sie umschlingt, heißt Bedürfnis, Notwendigkeit. Die Mode ist eine stumme Willensäußerung oder ein Produkt ihrer Zeit, sie ist ein Gegebenes oder notwendig Resultierendes, ohne daß wir und sie es uns klar machen.

Eigentümlich ist dabei noch, daß sie sich in einer Art von Rösselsprüngen fortbewegt, Mittelglieder übergeht und erst nach einiger Zeit auf Umwegen zu dem Platze zurückkehrt, den sie in grader Linie weit eher hätte erreichen müssen. Solche Lücken werden dann durch »Renaissancen« und dergleichen ausgefüllt. Auffallend macht sie aber außerdem der Umstand, daß die kaum verlaßne Phase augenblicklich der Lächerlichkeit verfällt, während ein Schritt weiter zurück das Auge wieder befriedigt. Die Luftballonärmel an den Damenkleidern, die faltenlosen, schrecklich engen Röcke, die platt an den Hüften lagen, die Umknüpftücher mit den langen Enden sind auch an Porträten widerwärtig, weil wir glauben, es sei gar kein Charakter darin; dagegen mögen wir die mindestens ebenso unschönen Reifröcke, die hohen Toupets und Perücken, ja selbst die von Metallspitzen umstarrten Mieder viel eher ertragen, — weil in der That diese Tracht eine charakteristische, der Zeit angepaßte war. Ein weiterer, tiefer liegender Grund dafür sind aber die Rösselsprünge der Mode und das Gefühl einer auszufüllenden oder ausgefüllten Lücke, so daß denn immer nur jener scheinbare Rückschritt mit voller Festigkeit auftritt.

Um Geschmack und Mode entschieden als dem Bedürfnisse entsprechend darzustellen, müssen wir indes unsre Betrachtung mehr auf Dinge ausdehnen, zu denen größerer Kraft- und Willensaufwand gehört, und die darum recht eigentlich Produkte der Zeitrichtung und der Verhältnisse sein müssen. An der Spitze geht die Baukunst.

Die Architektur der Ägypter, die uns durch ihre breiten Dimensionen, durch die kolossale Wucht ihrer Steinmassen imponiert, mußte sich in dieser Weise entwickeln, mußte die Garantie ihrer Dauerbarkeit in der eignen Schwere mitbringen, weil

das aufgeschwemmte Delta und der Wüstensand keinen festen Grund boten, oder weil dort, wo diese Bedingungen nicht vorlagen, doch das weite, gedehnte Land mit seinen unermeßlichen Flächen ganz von selbst zur Massenhaftigkeit und Dehnung aufforderte. Der Geist des Widerspruchs, die Polarisation des Gedankens, mußte ebenso notwendig die spitzen, schmalen Obelisken[2] erfinden, um sie als Gegensätze den breiten Massen entgegen zu stellen und so das Bild zu vollenden. Wir finden dieses Anschmiegen an das in der Umgebung Gegebene auch in der Natur neben dem Widerspruche gegen dasselbe. Die Nymphäen, Lotos u. s. w. entwickeln sich breit, platt und horizontal, sie harmonieren mit der Wasserfläche, während die Juncusarten, die Sagittarien und Schilfe scharf und dünn nach oben schießen. Die Dauerbarkeit ist aber sicher einer der wichtigsten Beweggründe für die Bauweise der Ägypter, so wie ihr Geschmack hinsichtlich der Form durch den ganzen positiv-mystischen Charakter des Volkes bedingt wurde. Für das eine spricht außer dem Angeführten noch der Unterschied zwischen den leichten zeltartigen Wohnungen des Fellahs und den Bauten, die Jahrhunderten zu trotzen bestimmt waren; für das andere die Vorliebe für die mathematischen Grundformen, Würfel und Pyramide. Man sieht, wie sich hier beides, die charakteristische Richtung des Volksgeistes und die elementare Forderung, durchdrungen hat. Die mathematischen Grundformen, mit denen man auf gedehntester Grundfläche in die Höhe stieg, entsprachen sowohl dem einen als dem andern Bedürfnisse. Man stellte dem Wechsel von Überschwemmung, Schlamm, loser Erde und Flugsand die felsengleiche Solidität der Last entgegen und befriedigte zugleich durch die Form den Sinn für strenge Wissenschaft. Kultus und Wissenschaft war damals ein und dasselbe, so war es denn der Kampf um Bestehn und Nichtbestehn und zugleich eine Art Religiosität, es waren Bedürfnis und Notwendigkeit, die jenen Werken ihren eigentümlichen Typus aufzwangen.

Die Auswanderer nahmen die Gewohnheit dieser massiven Gradlinigkeit mit nach Griechenland. Hier aber waren und wurden

die Bedingungen wesentlich andere. Die Kolonisten würden auch dann, wenn ihnen dieselben Mittel, dieselben Menschenkräfte zu Gebote gestanden, wenn sie dieselben Ideen kultiviert hätten, keine Pyramiden zu dem blauen, freundlichen Himmel Hellas' empor gestreckt haben. Die Elemente drohten nicht, sie beruhigten; und der Felsgrund, der sich dicht unter frischer, kräftiger Vegetation barg, trug auch die schlankste Säule frei und ungefährdet. Es gab mehr natürlichen und beständigen Wechsel, das Land war an sich zu wellenförmig, als daß Nachahmung der Natur oder Widerspruch ihr gegenüber hätte zu extremen Richtungen führen müssen. Die Erdoberfläche bot hier ein Gleichgewicht von Höhe und Tiefe, Fläche und Erhebung: das Gleichgewicht ist das oberste Gesetz der Schönheit, die Natur wies also selbst auf das Schöne hin und forderte als Analogie die künstlerische Schönheit, das Gleichgewicht der Form. — Wie die glückliche Lage Griechenlands zwischen dem sinnenden, wir sind versucht zu sagen, philosophischen Reiche der Pharaonen und dem orientalischen Satrapenluxus jene Höhe der Kultur, jene Vollendung und Eleganz in allem was die Griechen schufen erzeugte, weiß alle Welt. Das Volk, das die fertigste, abgerundetste Sprache des Erdballs sein Eigentum nannte, das den sinnigsten, ausgebildetsten und freundlichsten Kultus besaß, mußte jene lichten, heitren, harmonischen Tempel bauen, mußte jene zierlichen, schlanken Formen finden, die in ihrer edlen Einfachheit die ewige Norm des makellos Schönen bleiben werden. So mußten wieder die ernsten Dorier, in denen der heilig mystische Hauch der nachbarlichen Orakel- und Zauberländer waltete, in ihrer ruhigen Abgeschlossenheit die schlichte männliche Säule ersinnen; so die Ionier den zarten, mädchenhaften Schaft mit dem süß geheimnisvollen, in sich verschloßnen Knaufe dichten; so die Korinther dem Marmor einen üppigen Blätterkranz als Krone aufs Haupt drücken. Man lese die Geschichte nach, studiere den Charakter dieser Völkerstämme und sage dann, ob sie nicht so bauen mußten. Es war durchaus eine im und mit dem Volke gegebne Notwendigkeit, nicht Willkür und Eigensinn, was man auch

für Fabeln und Erfindungsgeschichten erzählen mag. Und beweist die bekannte Sage von dem Korbe mit den Akanthusblättern nicht auch noch unsern Satz? Hätte die Anwendung nicht im Ideenkreise jenes Steinmetzen gelegen, wäre sie also nicht ein der allgemeinen Richtung seines Stammes Verwandtes gewesen, so wäre nie ein Kapitäl mit Blättern geschaffen worden.

Je mehr Bedeutung die Städte später erhielten, je dichter die Bevölkerung und je wertvoller dadurch der Boden ward, desto mehr kam der Bogen zur Geltung. Seine Unersetzlichkeit, die in den Tagen früherer, untergegangner Kultur, in Assyrien, Persien und an anderen Orten den Sagen von großen Turmbauten und aufgefundenen Spuren nach offenbar schon anerkannt worden war, stritt gegen die Gewohnheit des Architravs und breiter Friese. Man fing an Stockwerke übereinander zu türmen, und wo Architrave blieben, blieben sie als Schmuck; das Bedürfnis konnten sie nicht mehr befriedigen, denn sie hätten im allgemeinen für die neuen Zwecke zu vieler und zu schwerfälliger Stützen bedurft. Anfangs waren ja auch sie nur ein Teil des notwendigen Gebälkes, vom Schönheitssinne der Menschen, von der Kunst benutzt und geschmückt. Die neuentstehende Architektur konnte sie nur als Reminiszenz mit hinüber nehmen und aus Gewohnheit oder Nachahmungslust reproduzieren. Notwendig waren sie ihr nicht mehr.

Mit dem Siege des Bogens beginnt eine neue Ära. Die Übereinanderschachtelung bildete sich zu gleicher Zeit auch in der Gesellschaft nach festen Grundsätzen aus. Menschen und Staaten lassen sich von da ab wie die Stockwerke in Kategorien bringen, die sie nicht überschreiten dürfen. Die erste Etage bleibt die erste und die siebente die siebente. Die Menschen waren einander nahe genug gerückt um Hierarchie, Büreaukratie und Polizei erfinden zu können. Die Übereinanderschachtelung nach bestimmten Regeln feierte ihren Sieg und baute im Bogen am ersten Kaiserpalaste ihren Triumphbogen auf. — — Folgerichtig wählte man zuerst die einfachsten Wölbungen, weil sie am meisten Festigkeit versprachen.

Rund- oder Spitzbogen, die Sehnen vom Gipfel nach den Stützpunkten bildeten mit der Grundlinie fast immer ein gleichseitiges Dreieck. Gesetz war es nicht, neue Forderungen erzeugten neue Formen; mit der Sicherheit wuchs die Kühnheit, man streckte oder hob die Wölbung nach Bedürfnis.

Die Kunst hatte im Westen und Norden durch Kolonien und mannigfachen Verkehr Wurzel geschlagen, sie blühte namentlich in den Küstengegenden des Westens, deren Reichtum sich durch Handel steigerte, in großer Pracht. Da ergoß sich jener große germanische Völkerstrom aus dem Osten über die durch Phönizier, Griechen und Römer zivilisierte Welt. Von da ab sehn wir zunächst in Nord und West die Bauwerke wieder roh und ungefällig werden. Es bestand in jener ersten Periode des germanischen Zeitalters keine Harmonie des kräftigen und nur kräftigen Wesens der Sieger mit den Schöpfungen der von ihnen unterjochten Völker. Sie fühlten zwar das Bequeme heraus, gewöhnten sich auch daran, aber ursprünglich verachteten sie die Besiegten zu sehr um nicht eine starke Dosis ihres eignen Trotzes und ihrer Eckigkeit in neue Werke zu übertragen. Die sogenannte altgotische Architektur ist völlig dem Standpunkte und Charakter jener Goten und Langobarden, die sich in die Spolien der einstigen Weltbeherrscherin teilten, angemessen. Hart, unerschütterlich, eckig und starr, ohne Gleichgewicht und Ebenmaß, wie die Menschen selbst in der Gewalt das Höchste und Letzte suchten, sind alle Denkmäler, die uns als von ihnen herrührend aus den ersten christlichen Jahrhunderten geblieben. Ja das Christentum selbst, das sich kaum aus der Finsternis der Katakomben emporgearbeitet hatte, brachte von unter der Erde, von den Gräbern der Märtyrer, den Hang zum Dunkel, zu drückender Düsterheit mit und ließ durch schmale Fenster, hier und dort in ellenstarke Mauern gespalten, nur karges Licht in die schmucklosen Räume dringen. Der Schönheitssinn ging mit der Verachtung des »Weltlichen«, die bei den ersten Christen auch nur ein notwendiges Agens war, weil sie nichts besaßen, gänzlich unter und tauchte erst später, als die Lage der Dinge eine andere, die

Armut des Klerus eine Phrase wurde, wieder auf. Mit der Verachtung des Weltlichen ist arg Komödie gespielt worden! Den großen Haufen der Kommunisten kauft man auch heute für hunderttausend Thaler dutzendweise.

So standen die Dinge noch, als die Mauren den Orient in den Occident brachten. Sie schufen sich die Natur ihrer verlaßnen Heimat aus Stein und Stuck; die Pracht, der Glanz und zugleich der Sinn für das Bequeme und sinnlich Angenehme, der dem Orientalen eigen ist, ließ die Ecken vermeiden und erzeugte Kuppeln über dämmerig erleuchteten Säulen und wieder durch den Kontrast die Minarets daneben. Die Kuppeln führten zu gezognen, reizend weichen Bogen und diese Bogen zu jenen Pfeilerbündeln, deren Kronen sich wie Palmen auseinander fächern. Sie kannten die Palme, verglichen unwillkürlich ihre Säulen mit dem Stamme des Baumes und gaben ihnen nun auch noch die Fächerkrone um ganz in heimatlichem Schatten zu lagern.

Auf ähnliche Weise dürften die Palmensäulen mit ihren mächtigen Gurt-Rippen nach den Kreuzzügen in den neugotischen Stil gekommen sein. Das Christentum war damals eine eigentümliche Mischung greiser Tiefsinnigkeit und geweihter, prachtliebender Märchenhaftigkeit. Die erste Eigenschaft war eine Folge der Stumpfheit, der Erschlaffung, die stets großen Siegen folgt; die zweite brachte das neue große Ereignis, die Schwärmerei für das gelobte Land, — genährt und ausgebildet aber wurde sie durch die Kristallisation der feudalen Hierarchie wie des hierarchischen Feudalismus. Das Christentum hatte wieder an seiner Wiege gestanden und das ohnehin so sagenreiche Mittelalter bemächtigte sich auch noch der Legenden, die ferne, kunstgesäugte oder doch von Kreuzfahrern fremdartig organisierte Länder umklangen, um durch dies neue, farbenreiche Element jenen wunderbaren, glänzend schattigen Mystizismus aus sich heraus gebären zu können, vor dem eine Welt sich beugen lernte. Die Religion der Katakomben trat nun auch plastisch als Siegerin, als Herrscherin auf und die Münster wurden ihre Denksäulen, ihre in

Stein gehauenen Siegeslieder. Nicht die Unterwürfigkeit des Haufens, die an den Pyramiden baute, sondern ein allverbreiteter, allenthalben eigner Drang, ein romantischer, jubelnd frommer Drang, von dem sich niemand Rechenschaft geben konnte, hob die granitnen Blütenbüschel, die reizenden Zweigverschlingungen in die Luft empor, — und hoch über allem zeigten die spitzen Türme zum Himmel, zu der geträumten Heimat hinauf. Wie in jener wunderbaren Zeit, die uns mit all ihrem Wollen und Streben oft selbst mehr als ein Zaubermärchen denn ein Stück Geschichte erscheint, überall Wunder eingriffen, so halfen auch bei den Bauten Engel und Teufel. Sie sind Wunder für uns, aber Werke von Mut, Kraft, Beständigkeit und — Glauben, diese Münster, also charakteristische Produkte ihrer Zeit. Sie mußten werden, wie sie sind; jedes neue Türmchen, jede Spitze, jeder zu den Wolken strebende Bogen war ein neues Halleluja, ein neuer sehnsüchtiger oder brünstig gläubiger Gedanke, der sich aus der Brust des Meisters zu seinem Gotte empor rang. Und diese grandiose Poesie, denn es ist wahrhaftig echte Poesie in alledem, war dennoch ein Resultat, eine Notwendigkeit, diese Frömmigkeit in ihrem Ursprunge eine erzwungene, und zwar oft nicht durch segnende, sondern grausam fluchende, blutige Mächte. Sie war erzwungen vom Geiste der Zeit, wie die Strebepfeiler, die wir in Köln, Straßburg, Amiens und hundert andern Orten bewundern, erzwungen sind. Man brauchte Stützen von außen, Stützen welche die gewaltigen Wölbungen tragen konnten, nachdem der neue Spitzbogenstil die Rundbogen und ihre massiven Wände verdrängt hatte. Es kamen unzählige, riesenhafte Fenster, verzierte Rippen und Nerven, die sich alle tragen und sichern lassen mußten; man baute ihnen zuliebe Pfeiler an die äußeren Wände, die unschön waren, weil sie das ganze Gebäude kerbten, bis man endlich jene Bogen fand, die durch ihr wuchtiges Anstemmen das Weichen der Mauern unmöglich machen. Diese nun, die nur zum Schutze des Durchbrochenen erfunden worden, fielen wieder der Ornamentation in die Hand, wurden selbst durchbrochen, geschnitzt, geputzt und

stehen jetzt, mit ihren zierlichen Ranken an den Hauptbau geklammert, als eine der schönsten Zierden jener Prachtwerke da. — So wurde auch jenes poetische Feuer, das jetzt als der herrlichste Schmuck, als die Apologie des ganzen Mittelalters erscheint, seiner Zeit angefacht um jene Tage zu beleben und zu tragen. Man brauchte es, darum ward es angezündet; das Bedürfnis der Herrschenden gebar es der Herrschaft wegen, nicht der Zufall; es sollte der Knecht des Geistes jener Zeit sein und ward nachgerade uns gegenüber seine Verklärung.

So sind die Sitten jeder Zeit der Name der Zeit selbst. — Die bunten Männeranzüge aus den Tagen Franz I. von Frankreich und seiner nächsten Nachfolger sind z. B. so charakteristisch, daß sie kaum einer Erklärung bedürfen. Das Rittertum begann ein Maskenscherz zu werden, der Minnedienst eine Tändelei; man behing sich mit Liebespfändern, man spielte alles, Liebe, Krieg, Religion und Politik. Es war eine lascive Zeit, und man trug Sittenverderbnis und Ernstlosigkeit offen zur Schau. — Noch sprechender aber ist der »Geschmack« des siècle Louis XIV.

Dieser Geschmack legte einst durch das politische Übergewicht Frankreichs, wie früher die Romantik, Europa Gesetze auf. Er entstand nicht überall als ein neues, im eignen Landesboden entwickeltes Gewächs, er verbreitete sich, — und das ist charakteristisch für die Zeit, es zeigt, daß sich alle volkstümlichen Elemente verlieren und Abhängigkeit und Unterthänigkeit sich auch über große Vasallen und bisher selbständige Souveräne zu erstrecken anfangen, — durch Nachahmung von seiten der Höfe und ward der Grundstein zu dem Tempel der Mode, in dem seitda die gesamte zivilisierte Welt opfert. Haben wir doch auch die heutige, freiere, fast demokratische Tracht aus demselben Paris, das uns die Allongenperücken schickte.

Ein Blick in einen Garten jenes Jahrhunderts genügt, um die Zeit zu verstehen. Die schnurgraden Alleen, die steifen Buchentreillagen, die geschnittnen Buchs- und Taxushecken, der gradlinichte Zopfton Corneilles und Racines und die streng äußerliche Etikette, sind

Kinder aus einem Neste. Und in diesen starren Laubgängen verborgne Muschelgrotten voller weicher Polster, sinnliche Statuen ohne Kunstwert, eben bloß sinnlich; in jenen steifen, vergipsten Versen Huldigungen für die regierende Mätresse und hinter der einförmigen, festgefrornen Etikette zügellose Sittenverderbtheit. — Man kann sich keinen innigeren Zusammenhang von Zeitrichtung und Geschmack denken. Der letztere ist hier ganz und gar unmittelbares Produkt des herrschenden Geistes, eine Äußerung, eine Verkörperung fertiger Theorien, kurz die Befriedigung vorhandner Bedürfnisse und weder mehr noch minder. Es ist ein rein absolutistischer Geschmack, ein Abklatsch des »l'état c'est moi« in Buchs geschnitten und von Millionen »Unterthanen« unterthänigst begafft und applaudiert. Die Völker hatten in jener Zeit nur insofern teil an der Geschichte, als sie Rekruten stellen und Steuern zahlen mußten, der Geist der Zeit wurde ausschließlich in Fürsten- und Mätressenlaunen Fleisch. Es gab kein natürliches Ebenmaß in der Zeit, und da man sich doch seiner nicht entschlagen konnte und es suchen mußte, verfiel man in jenen kalten, nüchternen Zwang, der schlimmer ist als naturwüchsige und am Ende doch nur scheinbare Unordnung. Der Absolutismus à la Louis XIV ist ekelhafter als der gewöhnliche, thatkräftige Despotismus, der immer noch eine Obmacht des Gedankens, vielleicht sogar Genie voraussetzt, — weil jener ein übersättigter, phlegmatischer ist. Er muß Fett ansetzen und schlüpfrig werden, er bereitet den Übergang zur legitimen Korruption, zum Konstitutionalismus vor. Ludwig der Vierzehnte hat die Monarchie zu Grunde gerichtet, — sie wird sich nie wieder erholen.

Unserem Jahrhunderte, das wie alle Zeiten sein innerstes Wesen in Äußerlichkeiten manifestiert, kann man große Verdienste um die Menschheit nicht ableugnen, auch wenn die Resultate den Erwartungen noch lang' nicht entsprechen. Wie es auf der einen Seite durch Schienenwege und Dampfschiffahrt Menschen und Länder aneinanderrückt, durch die ungeheure Lebendigkeit der Presse mit rapider Schnelligkeit Ideen nach allen Weltgegenden

trägt und zu allgemeinem Eigentume macht, so zeigen auf der andern diese Ideen fast alle ein zersetzendes, also trennendes Element. Dieser Zug nach Vereinigung, Verbrüderung der ganzen Menschheit, der offenbar mächtig da ist und Spekulation und Gewinnsucht nur als untergeordnete Mittel benutzt, — ihm gegenüber aber jene Feindseligkeit gegen Institutionen, Formen und Dogmen, die sich der wahren, ganzen Verbindung entgegenstemmen und nur Splitterverbindungen schützen, bedingt den Kampf der Gegenwart. Auch die Kritik, das Zersetzende, ist nun Mittel; Zweck ist die Vereinigung aller. Der Morgen der neuen Zeit datiert von dem bestimmten, festen Vorsatze den Gedanken durch alle Schleier, die man ihm angedichtet, durchbrechen zu lassen und rücksichtslos, ja selbst gemütlos, wenn es sein muß, das Ziel im Auge zu halten, das er erreichen muß und soll. Und er kämpft ihn, wie die Sonne mit den Nebeln streitet. Aber die Wärme läßt die Nebel verdampfen, und schon schießt durch tausend Lücken das Licht frei und ungehindert. Der Wolkenflor ist an allen Ecken und Enden zerfressen, die Sonne siegt: Wenn wir uns fürder selbst überredeten, daß wir das Ganze, das volle Licht nicht ertragen können, wie das bisher geschehn, so würden wir es auch nie ertragen lernen. Wir blinzeln aus Gewohnheit und sehn recht komisch dabei aus, zumal für die, welche seit lang' einen freieren Blick wagen. Wir erscheinen solchen wie Blödsinnige, denen man in blauer Luft und unter heitrem Himmel aufbinden kann, sie seien in einem Keller. Gestehn wir es indes nur ein, es mußte ein wirklich großartiger Betrug sein, der die Menschen durch Jahrtausende glauben machte, daß ihre Augen nicht sahen was sie sahen, ihre Ohren nicht hörten was sie hörten. Er ist das Äußerste was sich denken läßt.

Es ist also eine Zeit des Kampfes, in der wir leben, eine Zeit der Gärung, wie sie immer der Klarheit vorangeht. Und dieser Übergangszustand, hervorgerufen durch das Anstreben natürlicher Verhältnisse auf dem Wege der Vernichtung des Althergebrachten im Kampfe für Urältestes, wird sich hervorragend in den Sitten und

Gebräuchen, in Geschmack und Mode unsrer Tage kundgeben müssen. Er thut es auch, es ist ein Zucken, eine Gewitterschwüle, ein Experimentieren, eine aufreibende Sehnsucht, die allenthalben Blasen wirft, in allem was gethan wird oder geschieht bemerkbar. Nirgends etwas Festes und Bestimmtes, kein Halt, selbst in der Architektur kein Stil. Denn der moderne Kasernen- und Laternentypus, schal und platt wie alle Berliner Erfindungen, verkriecht sich längst wieder hinter gotische, mittelalterlich italienische und tausenderlei andre Reminiszenzen, so daß die neue Baukunst einen Mischmasch bietet, — einen Mischmasch wie die Zeit. Indes äußert sich am Ende auch in der Fensterzahl wieder der Drang nach Licht. Man kann dem leitenden Gedanken der Zeit nicht entgehn. Er schwebt in der Luft, wir atmen ihn ein und aus, ohne von ihm zu wissen. — Es klingt bizarr, aber es ist darum nicht weniger wahr, daß die Gewalt des analytischen Zwanges, des Hauches der Zersetzung auch in Männern wie Pückler-Muskau fruchtbar geworden. Seine Ansichten über Gartenanlagen, seine Pläne sind echte Kinder der Zeit, und Pückler ist entschieden der größte Gartenkünstler unsrer Tage.

Das was ihn leitet und was bei den sogenannten englischen Gärten seit jeher oberste Regel gewesen ist, bleibt angesichts des Überkommenen immer Analyse. Wir zerfetzen was unsre Altvordern ängstlich zusammen geknotet; wir lassen in Gruppen auseinander fallen, was dort gekleistert und gefesselt ward; wir belauschen die Natur, und unsre Kunst besteht darin, daß wir die Natur benutzen, ihr helfen, aber niemals darin Freude finden sie sich selbst untreu zu machen. Das ist das Streben der ganzen Zeit, in der Wissenschaft, im Fachleben und überall. Natur der Künstelei gegenüber. Dies Drängen ist stet wie die Wurzel eines Bäumchens, die sich in die Nieten einer alten Mauer zwängt, über lang oder kurz die Fugen löst und die Steine herunter rollen läßt. In der Wurzel ist die lebendige Naturkraft, sie zersprengt das Tote; in der Kritik der Zeit ist jungkräftiges Leben, ist die Zukunft, sie wird und muß den letzten toten, herzlosen Schutt erkünstelten Wahnwitzes vernichten.

Zerstörung ist dann Leben. Das Leben selbst ist nichts anderes als ein immerwährendes Zerstören, Zersetzen und Töten, und all dies ist Schaffen und Gebären.

Der Park von Schloß Hehlenried gab in der Zeit, die wir zu schildern versuchen, den besten Beleg dafür, daß wirkliches Leben nur aus dem Tode einer erkünstelten, bewegungs- und willenlosen Scheinexistenz emporsproßt. Er zeigte den siegenden Kampf organischer Gestaltung gegen die dumpfe Trägheit anorganischer Massen, die hier nach und nach, befreit von Schere und Spalier, das despotische Regiment zu vergessen anfingen. Der Frühling, das Leben kam auch über sie. Die Bäume und Berceaux im Geschmacke Le Nôtres zugestutzt, bildeten ja in der That wie das Volk des siècle du Grand Roi, wie das Volk in jedem absolutistischen Staate, eine anorganische Masse, die selbst wenn sie dem Strome des Lebens preisgeben, wenn sie ihre organische Berechtigung durch jenen wunderbaren Prozeß, der sich oft Revolution nennt, wieder errungen, ihre Freiheit noch lang' nicht fassen und nutzen kann. Sie schleppt Traditionen in den neuen Zustand hinüber, sie ist zu träg' sich für frei zu erklären, sie glaubt am Ende ohne ein wenig Spalier und Heckenschere gar nicht existieren zu können. Es wird nichts Rechtes und Ganzes, und der allem innewohnende Trieb des Gleichgewichts führt nach solchen Vorgängen zu neuem Unfuge. Es ist ein verrenktes Gefühl, und dies hat in der Gartenkunst die Geißblattlauben mit den steifen Holzlatten oder dem perückenhaft gestutzten Grün, die Kugelakazien und anderes erfunden, im staatlichen Leben aber, vereint mit der vis inertiae, dem Konstitutionalismus das Leben gegeben. Der Konstitutionalismus ist das Gesetz der Korruption von oben nach unten und von unten nach oben. Die Korruption ist eine natürliche Folge des sogenannten Gleichgewichts gleichberechtigter Gewalten. Dies Gleichgewicht ist unmöglich und darum der Kampf ein notwendiger. Auf der einen Seite wird durch Bestechung, Disziplinargesetze, Titelverleihungen und Terrorismus der Bajonette die Demoralisation planmäßig

organisiert, — auf der andern muß die Auktorität der feindlichen Gewalt ebenso planmäßig durch die Presse, durch Agitation und endlich durch die Insurrektion, durch brutale Gewalt gegen Gewalt untergraben werden. Es ist in solchem Staate gar keine Achtung für das bestehende Gesetz möglich, sie ist in einem denkenden Volke gar nicht denkbar. Auch haben alle konstitutionellen Staaten noch durch die um sich greifende Korruption ein elendes Ende genommen. Die sogenannten aufrichtig konstitutionellen sind allenthalben notorische Dummkopfe oder portefeuillesüchtige Schurken. — England ist kein konstitutioneller Staat, er ist es nur dann, wenn man etwa die Dogen von Venedig konstitutionelle Fürsten nennen wollte. Dann hat aber das Wort einen andern Sinn als den rezipierten. In England wird das Gleichgewicht zwischen Krone und Volksvertretung nie angestrebt; die Krone ist bloße Staatsrepräsentation nach außen und innen und als solche geachtet, die Regierung aber ist die Exekutivgewalt der Kammern, sie kann sich keinen Augenblick halten, sobald sie ihren gesetzlichen Boden verliert. Wann ist denn in England von dem Veto Gebrauch gemacht worden? Das Veto existiert honoris causa als Reminiszenz aus früherer Zeit. Das ist alles. England ist kein konstitutioneller Staat, kann also auch nicht als Muster der corruption à l'équilibre aufgestellt werden.

Die alten Anlagen des Schloßparks, einst im Stile von Versailles und Schönbrunn angelegt, waren nur noch in der nächsten Umgebung des Schlosses, soweit sie etwa von der Gräfin-Witwe besucht wurden, ein wenig gehalten; weiterhin hatte sich seit vielen Jahren keine Spalierschere gewagt Die Buchen schlugen ihre Sprossen aus den krummgezognen Hauptästen starr und grade in die Höhe, aber ihre beste Kraft wurde immer noch zerstückelt und auf die Unzahl von Trieben verschwendet, die der Stamm in den Tagen des Zwanges vom Scheitel bis zur Sohle herab hatte erzeugen müssen. Die neue Freiheit sah in dieser Form nachlässig, unsauber, ja schmutzig und verwildert aus; die Krüppel mit ihren knorrigen Beulen konnten ihre ursprünglich gesunden Glieder nicht

wiederfinden, diese Generation verstand es nicht mehr frei und schön zu sein Die Erziehung beherrscht und verfolgt den Baum wie den Menschen! Gehemmte Entwickelung hat inkurable Folgen.

Mächtige alte Linden dagegen, von wildem Nachwuchs an Strauchwerk und Stämmchen verschiedenster Gattungen umgeben und dadurch aus dem scharfen Theaterkarree, in das man sie gepflanzt hatte, herausgerissen, breiteten ihre dichten Laubmassen mit der ganzen großartig stolzen Eleganz nie gehemmter Freiheit schützend und schirmend über gedehnte Plätze. Die lasciven Götterstatuen, deren Tempel sie einst gebildet, lagen gestürzt; die üppigen Formen der Nymphen, in kaum erkennbare Torsos zerschlagen, verschwanden fast unter Wolken von Clematis und Vinka. In die Stücke behauenen Sandsteins selbst, die verwittert und porös, wie schlechtes Material immer in kürzester Zeit wird, zur Hälfte in Sand und niedergeschlagnem Staube versunken waren, hatten halmige Gräser und Moose sich eingeklammert. — Eine Art von Duodeztrianon, gelegen auf einer künstlichen Insel des großen Teiches, der durch das Zusammenströmen des Quell- und Regenwassers von höher liegenden Punkten her gebildet wurde, war eine Ruine geworden. Seine grauen moosigen Schnörkel sahen aus uralten tiefen Schatten und junger Verwilderung morsch und trübselig herüber. Die Insel war dicht umschilft, gelbe Iris blickten ungeknickt am Landungsplatze in die Nester brütender Wasservögel, im Frühling welkte die Butomusdolde, die europäische Lachyströmienblüte, ungesehn, und auf den Sagittarienblättern sonnten sich die Libellen so ungestört wie drin auf den Steinen der Ruine die Eidechsen. Nur Schwäne zogen still und ruhig zwischen Schilf und Wasserrosen über den Spiegel hin, der sonst das Bild reichgeschmückter Gondeln voller Menschen gezeigt. Eschen, Tannen, Robinien und eine zahllose Menge anderer Bäume und Sträucher, die niemand mit besondrer Absicht an ihren Ort gepflanzt, die aber in den letzten achtzehn Jahren zu einer schmucken Höhe aufgeschossen waren, mischten sich in neue und alte Partien, kreuzten untergehende Alleen und stellten die

buntesten Gruppen zusammen. Dort eine Birke, die ihren weißen Leib der Umarmung starrer Rüsteräste zu entziehn suchte, als wäre sie eine Waldnymphe; hier eine hohe dürre Ulme, die ihren kahlen, blattlosen Wipfel mit einer lockigen Perücke von Epheu bedeckte … Der Garten war eine Wildnis geworden, aber diese Wildnis war dort, wo sie sich selbst überlassen blieb, freundlich und schön. Sie öffnete Fernsichten, deren Reiz die gemalten Atrappen, deren eine jetzt Graf Hugo als Scheibenstand für seine Schießübungen benutzte, bei weitem übertraf, sie zeigte anmutige Wellenlinien und Wechsel in Form und Farbe; sie gab luftigen, am Rande vergoldeten Schatten statt der feuchten Düsterheit verdeckter Laubgänge, sie hatte Licht, Blüten, Rasen — und versprach vor allem eine noch schönere Zukunft …

»Und diese Zukunft ist mein!« dachte Cecile laut vor sich hin, als sie ihren Blick über das Vergehn und Werden ringsherum streifen ließ.

Sie hatte ihren Bräutigam begleitet und ritt nun langsam durch den Park heim. Es war sehr früh. Cecile genoß ein für sie seltnes, ja vielleicht neues Vergnügen, sie lebte einen jener köstlich frischen Morgen, an denen jedes Blatt, jeder Laut Poesie ist und eine grenzenlose Harmonie über die Erde gegossen scheint. Sie tauchte ihre Augen in das tauige Erwachen, wachte selbst und träumte. Es bestand auch Harmonie zwischen ihr und dem mädchenhaften Morgenlichte, es bestand sogar eine gewisse Ähnlichkeit ihres Wesens mit der Mischung von alten und neuen Ideen, deren Verkörperung ihr jenen Ausruf entlockt hatte. Sie wußte nichts und konnte nichts davon wissen, aber es war so.

Ihre Mutter, die »Marquise« des toten Jahrhunderts, starre Legitimistin, formell anständig, — die Tante, devot und rachsüchtig wie die Restauration, — ihr Vater bei aller aristokratischen Feudalherrlichkeit schon kaufmännisch, materiell und berechnend wie die damals in der Entwickelung begriffne Ära der Bourgeoisie, — ferner die Lehrer ihrer verstorbenen Brüder, deren Unterricht sie geteilt, aufgezogen und entflammt durch die

kritischen Streiflichter, die aus der schweren Wetterwolke der französischen Revolution herübergeblitzt, — und endlich ihr Bräutigam, der offne, loyale aber beschränkte Mann, der aus dem Kriegslager die Achtung für Tapferkeit und Konsequenz bis zum Tode mitbrachte, — alle hatten wechselweise verschieden auf sie gewirkt. Aber sie war mehr als ein abgeschlossenes Produkt dieser Faktoren, sie war bildungsfähig; auch sie hatte eine Zukunft.

Sie glaubte, — denn nur das Unglück glaubt bei unserer jetzigen Erziehung in solchem Alter nicht mehr, — aber sie glaubte, weil sie noch nicht wissen konnte, weil sie in den Sagen von himmlischen und irdischen Göttern etwas Schmeichelndes, ja Poetisches fand. Die Negation lag ihr nicht außer der Welt, sie lag sogar in ihrem Herzen, aber das Mädchen wußte weder das Wort noch die Form dafür. Sie hatte es während des Unterrichts, als der erste Beilhieb der Kritik ein Stück ihres sozialen Glaubens niederwarf, gefühlt, daß man mit gleichem Angriffe alles Bestehende vernichten könne, daß nichts an dem alten Baue unverwundbar sei, — aber obgleich sie gern dachte, meinte sie doch nicht berufen zu sein die bunte Welt, in der sie durch die Verwandten heimisch gemacht worden, durch Kämpfe ihres Geistes zerstören zu müssen ohne von außen dazu genötigt zu werden. Sie vergaß am Ende ganz, daß sie hierüber nachdenken dürfe, sie gewöhnte sich ein, sie fand Freude an dem was war, — wozu Neues, vom Alten Abgerissenes ersinnen? Sie selbst dachte nicht so, aber der Schluß bildete sich unbewußt in ihr heraus, sie hätte so denken müssen, hätte sie sich ihre ganze Lage klar machen können. Es fehlte die Einheit, das System, das all dem reichen Stoffe Gestalt und Ordnung geben sollte; es fehlte die leitende Hand, die aus Cecile wie aus dem wirren Garten ein klares, schönes Ganzes machen konnte. Die Festigkeit und der entschlossene Wille, die immer wenn sie allein war ruhig und sicher aus ihren Augen sahn, hätten sie vielleicht befähigt sich selbst auf eine höchste Höhe zu bringen, wenn sie sich selbst mit dem freien, ungetrübten Blicke zu betrachten im stande gewesen wäre, mit dem sie über den Garten urteilte. Aber sie wußte von sich nur, daß sie

eine sehr vornehme Dame, daß sie schön, auch wohl reich mit Talenten bedacht und, wie alle Leute sagten, sehr gut sei. Trauer um den Vater, dessen Liebling sie immer gewesen, scheuer Respekt für die Mutter, von der sie früher um der Söhne willen sehr zurückgesetzt worden, Zuneigung für Hugo und Sorge um die äußeren Einrichtungen ihres künftigen Lebens waren bis jetzt die einzigen ernsten Seiten ihres Träumens, und dieser Ernst war überwiegend ein thätiger, also freudiger.

Man hat die Mädchen oft die insipidesten und langweiligsten Geschöpfe genannt. Die Franzosen begreifen nicht wie wir den Roman vor die Hochzeit legen können, wie wir ein so lebhaftes Interesse für einen quasi zoophytischen Zustand zeigen dürfen ohne selbst zu langweilen. Läßt sich der Vorwurf auch schon zur Genüge dadurch abweisen, daß in Deutschland und England einmal die Mädchenerziehung und die Stellung der Mädchen in der Gesellschaft eine andere ist als in Frankreich, und daß zweitens die nationale Sitte und Anschauung in dem »Romane« nach der Hochzeit dort gern und wahrhaftig, wenn alles wäre wie es sein soll, nicht mit Unrecht etwas Anstößiges findet, — so ist die Auffassung und Ausschließung des »vegetabil-animalischen« Zustandes der Mädchenwelt von seiten der Franzosen doch sicher auch eine ungerechte und schiefe. Wären die Mädchen wirklich so insipid und langweilig, so trüge niemand die Schuld als die Männer, die Erziehung, die — Gesellschaft. Die Natur hat die Geschlechter nicht in so engherziger Weise geschieden, daß dem einen durch sich selbst eine Schranke gegeben wäre, welche die Entfaltung eines fertigen Charakters hinderte; die Gesellschaft erst zog diese Schranke. Mädchen dürfen bei unsern Institutionen nicht wagen sich in irgend einer festen Richtung zu kristallisieren, weil ihnen immer noch das Anpassen an einen fremden Charakter bevorsteht, dem sie Rechte bewahren müssen, und der erst die letzte Hand an ihre Entwickelung legt. Dies ließe sich recht gut mit dem natürlichen Verhältnisse in Einklang bringen, die Charaktere wirkten gegenseitig aufeinander, einer füllte des andern Lücken, das

Paar bildete eine Eins und die Ehe wäre wirklich ein unpassender Schluß für die Darstellung eines menschlichen, zumal weiblichen Entwickelungsprozesses. Der Name für die Mehrzahl unsrer Ehen heißt aber ganz trivial: Versorgung. Und damit schließt Roman und Liebe, leider aber nicht das Leben. Das weiß alle Welt. Glück ist Zufall, Unglück Regel, Herausbildung von Individualitäten seltne Ausnahme, Langweile sichre Folge. Der Roman findet in freundlicher Weise also nur ein neues Feld in der Trennung. Die Männer versorgen sich, die Mädchen werden versorgt, denn für sie ist das Zeigen einer Neigung, das Werben um den welchen sie lieben, unschicklich und unanständig, sie müssen warten und den nehmen der sie »versorgt«. In dem Worte liegt alles. Versorgen müßte nach guten Stammsprachgesetzen nichts anderes bedeuten als: mit Sorgen bedenken. Aber die Mädchen haben keine Wahl, wenigstens nur ausnahmsweise, und diese Abhängigkeit wird ihnen hochweise so früh und dringend eingeprägt, daß sie vor lauter Vorsorge, vor Angst Sitte, Anstand und Schicklichkeit zu verletzen nie zur Gestaltung ihrer selbst kommen können. Es ist wahr, daß dies Verhältnis, dies vage Hoffen auf Erlösung aus einem ewig schwebenden Zustande den Mädchen jene Innigkeit gibt, mit der sie sich auch an den nur »versorgenden« Mann anschließen können: es ist ferner wahr, daß es sie mit dem schleierhaften Reize jungfräulicher Scheu umwebt und sie zu Knospen macht, die in ihrer Schämigkeit lieblicher sind als manche volle, prunkende Blüte, — aber vergessen dürfen wir darum doch nicht, daß hierin grobe Unnatur waltet und daß diese ihnen jenes ausweichend Schwankende, jenes Zurückhalten ihrer besten und innersten Gedanken aufzwingt, das die Quelle von hunderttausend Mißverständnissen werden muß, die später dazu dienen — das Unglück in der Ehe zur Regel zu machen. Diese Scheu, dies geheimnisvolle Sehnen, dies Zurückhalten und Verschließen des eigenst eignen Ichs ist eine Form des Auftretens geworden, eine Form, die sich lernen läßt und die gelehrt wird. Sie ist eine Maske, die oft nichts bedeckt; das gelernte Knospentum ist oft eine Schale,

aus der nie eine Blüte emporsteigen kann. Und doch verlangt und hofft jeder Mann hinter jedem Knospenäußeren eine solche Triebkraft; er vermutet sie dahinter, da ja die Sitte es seiner Braut unmöglich macht ihm ihre ganze Bildungsfähigkeit, ihr ganzes inneres Ich »vor der Hochzeit« zu zeigen. Die Gesellschaft betrügt Mann und Frau zu gleicher Zeit. Das Mädchen äußert sich nicht, darf sich nicht äußern, und der Mann sieht sich genötigt auf Vermutungen hin zu wählen, selbst wenn er hoch genug steht mehr als ein Versorger zu sein. Das Zurückhalten und Fesseln edlerer Frauennaturen, die von Bonnen, Gouvernanten und Tanzlehrern gepredigte Mädchenhaftigkeit, die von dem kläglichsten Unterrichte sekundiert wird, ist eine Erfindung zu gunsten weiblicher Wesen niederer Art, wie die Schleppenkleider erfunden worden sind um den zu kurzen Fuß jener kleinen Herzogin zu bedecken, die eine Schere in der Tasche trug um Heinrich dem Dritten von Valois eine Glatze zu scheren. Es ist eine Falschmünzerei: gutes und schlechtes Metall wird mit gleicher Platte überzogen und mit demselben Stempel geprägt. Hierdurch entsteht neues Unheil. Der Bauer, gleichviel ob in Frack oder Jacke, der Gold weder kennt noch zu benutzen versteht, wetzt den Überzug ab und wird aus Verlegenheit brutal, wenn er ein Goldstück erhalten; er glaubt sich betrogen und ist es in gewisser Beziehung auch, denn er fand nicht was für ihn paßte und was er gefordert. Ein anderer, dem das Gold edler Weiblichkeit und inneren Wertes höchstes Bedürfnis ist, dessen Wahl nur durch die Hoffnung ein Weib im großen Sinne des Wortes zu enthülsen bestimmt worden, findet unter derselben Form Blei, totes Blei, das nie mehr noch weniger sein kann als Blei, das ihn selbst unter sich herabzieht. Und dies Blei hätte den Bauer, der es zum Verkitten seiner Fensterscheiben oder zur Befriedigung seines Aberglaubens am Silvesterabende brauchte, glücklich gemacht, so glücklich wie den anderen das Gold des Bauern. Beide hätten nach dem gegriffen was ihnen nötig war, beide Münzen wären in Kurs gekommen und hätten ihre Sendung erfüllt, — wenn das Gepräge nicht ein gleiches, täuschendes gewesen wäre. So aber verrosten

und verderben alle vier. — Das sind die ganz natürlichen Folgen des Untergrabens und Versteckens weiblicher Individualität unter einer Maske sogenannter äußerer Sittsamkeit. — Wir sprachen schon davon, daß die Gesellschaft Betrug aller Art nach und nach erfand um sich selbst zu stützen; wir sprachen schon davon, daß sie diesem Betruge durch Gewohnheit und Putz so viel Reiz zu verleihen weiß, daß wir uns zuletzt von den Blumen und Schlingpflanzen am Rande über die Tiefe des Abgrundes, der vor uns klafft, täuschen und trösten lassen. Das Knospenleben, der erzwungne »zoophytische« Zustand der Mädchen ist durch seinen Schmuck ein solcher von Blumen umbordeter Abgrund, aus dessen Schoße später giftige Dünste, einer nach dem andern, aufsteigen müssen, die Fluch und Qual in das Leben der Familien tragen. Wenn wird man endlich jedem Weibe sein gutes Recht werden lassen? Hochbegabte erzwingen es immer. Wir möchten freilich erst fragen: Wenn wird die abgenutzte, durch Knechtschaft elendester Art degradierte Männlichkeit großer, edler Weiber in größerer Zahl als bisher wert sein?

Jedenfalls aber schützt, wie die Dinge liegen, das wahre und selbst das gemachte Knospenleben, weil es reizt, die Mädchen wenigstens dem Beobachter gegenüber vor dem Vorwurfe der Insipidetät und Langweiligkeit, und man muß ein ›fat‹ sein um der französischen Ansicht nackt und kahl beipflichten zu können.

Cecile war weder eins noch das andere, weder insipide noch langweilig, sie sah frisch in den Morgen hinein, verstand was für ihre Umgebung zu thun war und langweilte sich weder selbst noch hätte sie einen Zuschauer langweilen können.

Und sie hatte einen solchen.

Der Weg, den sie geritten um Hugo zu begleiten, führte durch das Dorf, Hennings hatte sie gesehn und beschlossen einen Vorsatz, den gestern der Name der Gräfin in ihm erweckt und der über Nacht reif geworden, sofort zur Ausführung zu bringen. Als er Cecile auf dem Heimwege nach dem Parkthore zu lenken sah, war er ihr gefolgt und durch eine Nebenpforte eingetreten; von hier war

er quer durch die Büsche bis an die Hauptstraße gelangt und erwartete die Dame, der er den Vorsprung abgewonnen, an eine alte Weide gelehnt.

Sein Anzug war wie am vorigen Tage, nur das Käppchen war gegen einen Hut vertauscht; aber man konnte ohne große Mühe wahrnehmen, daß die geringen Kleidungsstücke mit einer besonderen Sorgsamkeit gereinigt waren und daß ihr Träger die Absicht hatte seine gefälligen Körperformen möglichst ins Licht zu setzen. Dazu lag eine Ungeduld, eine Spannung der Erwartung in seinen Zügen, die dem gewöhnlich so düsteren Gesichte Leben und einen fast freundlichen Ausdruck gab, der ab und zu noch von dem Vorgefühle eines Triumphes besonnt wurde. Unter dem Arme trug er ein kleines, wohlverpacktes Bündel, das er von Zeit zu Zeit sorgfältig untersuchte.

Endlich kam die Dame, die ihr Pferd hatte im Schritte gehen lassen, heran. Als sie den Mann erblickte, hielt sie unwillkürlich die Zügel zurück und sah sich nach dem Reitknechte um, der ihr in einer Entfernung von zwanzig Schritten folgte. Im nächsten Augenblicke aber warf sie spöttisch die Oberlippe in die Höhe, gab dem Pferde einen Schlag mit der Reitgerte und war mit zwei Sätzen des Tieres dem Platze, an dem Hennings wartete, gegenüber. Der Drechsler trat vor und grüßte diesmal nicht aus einem Vergessen, sondern mit Bedacht. Cecile war heiter, der Morgen hatte sie erquickt; sie dachte nur daran, daß sie den Mann gestern auf dem Friedhofe gesehn; was er gesagt war verziehn oder halb verlöscht; das Bündel unter Hennings Arm brachte sie auf den Gedanken: er habe nun wirklich die Mildthätigkeit in Schloß Hehlenried in Anspruch genommen. In der Absicht sogleich weiter zu reiten hielt sie ihr Pferd an und rief ihm zu:

»Nun, wenn Ihr krank seid, — und Ihr seht wirklich nicht allzu gesund aus, so kommt immerhin herauf ins Schloß, ich werde Befehl geben, daß man Euch nicht leer ausgehen läßt. Ihr habt wie ich sehe schon eine Probe gemacht, wiederholt sie, damit Ihr bessere Begriffe von uns bekommt, so gleichgültig …«

Hennings war nicht ein Zögling der Propagandisten unsrer Tage, die um der Roheit des Haufens zu schmeicheln oft mehr Roheit in Sprache und Weise affektieren als sie selbst vertragen können oder angenehm finden. Als solcher hätte er Cecile den Satz vollenden lassen um brutal antworten zu können. Er nahm indes nicht in der vielbeliebten modernen Weise Ungeschliffenheit und Frechheit für die einzig passende Form der Umgangssprache mit den jetzt noch Bevorrechtigten, er hatte endlich nicht die Absicht zurückzustoßen. Er würde das was er gestern gesagt nicht ausgesprochen haben, hätte er die Tochter jenes »verrotteten« Geschlechts in der Nähe gewußt. Er hätte es nicht gethan, nicht aus Feigheit, nicht weil er es für unrecht hielt, sondern weil er sich dagegen gesträubt hätte den Menschen in der Tochter eines Grafen so gut als in der eines andern Mannes zu verletzen. Ein angebornes Gefühl von Ritterlichkeit trieb ihn sich selbst vor sich selbst zu rechtfertigen, und mit diesem Gefühle ging Hand in Hand der Wunsch die junge Dame zu überzeugen, daß auch sie ihm gegenüber ein Unrecht gut zu machen habe. Es war ein Versuch, eine Anwendung. Er wollte sich mit der vornehmen Welt irgendwie in Rapport setzen um sich so entweder in seinen Ideen für immer zu befestigen oder sie zu modifizieren. Die klägliche Rolle, in die er gestern nach dem Pathos seiner ersten Worte gefallen, hatte ihm gezeigt, daß er nicht richtig, nicht allüberlegend gerechnet, und er war Mannes genug sich aus diesem Schwanken so rasch als möglich heraus arbeiten zu wollen. Ihm lag daran, daß die Gräfin ihn hörte. Dies und die Solidität seines Entschlusses ließ ihn die Rede der Dame abschneiden und ihr mit einer gewissen ruhigen Würde antworten, die nicht verfehlen konnte mehr Eindruck zu machen als eine heftige Zurückweisung des unvollendet gebliebenen Satzes.

»Ich war nicht im Schlosse«, sagte er, »ich kam nicht um Brot zu empfangen, das ich selbst verdienen kann …«

»So braucht Ihr irgend etwas anderes für eine kranke Schwester oder Mutter, für eine Frau, deren Knaben Ihr gestern bei Euch hattet, denn der Eure ist es doch wohl nicht, dazu seid Ihr zu jung.«

Hennings wurde rot. Diese Bemerkung sagte ihm grell, wie tief die Gräfin ihn unter sich stehend glaube. Sie hätte eine solche Äußerung keinem Manne gegenüber gethan, den sie nur einigermaßen für »gebildet« gehalten. Diener und Arbeiter dagegen rufen nie jene Scheu hervor, mit der Frauen aus den oberen Schichten der Gesellschaft denen begegnen, die sie verstehen und mit denen sie in gleicher Scheu erzogen sind.

»Ich brauche nichts, auch für meine Frau und meine Kinder nichts; ich kam nur hieher um Sie womöglich zu besseren Begriffen von mir zu bringen und dies dadurch, daß ich Ihnen sage: es liegt in dem was gestern zwischen uns vorgefallen eine Unschicklichkeit aber eine unbeabsichtigte auf meiner Seite und ein ebenso absichtsloses Mißverständnis auf der Ihrigen. Ich begegne Ihnen nicht durch Zufall, ich komme ausdrücklich um zu erklären was ich gesagt und um von Ihnen die Erklärung zu empfangen, daß Ihr Urteil voreilig war. Ich will nicht, daß jemand von mir schlechter denken darf und kann als billig, ich will dies ebensowenig als ich möchte, daß mich irgend jemand für besser hält als ich bin.«

Es waren diese Worte fest aber so gesprochen, daß das Harte was darin lag durch die Biegung der Stimme gemildert schien. Cecile hatte ein ablehnendes Wort auf der Zunge, aber das Schauspiel reizte ihre Neugier, wenn auch vorläufig auf nur frivole Weise. Der Mann war nüchtern, das zeigte der Ton seiner Stimme und seine ganze Haltung; sie hatte also nichts zu fürchten und konnte sich durch dies Zwiegespräch zum mindesten ohne alle Gefahr eine originelle Unterhaltung versprechen. Sie warf dem Pferde die Zügel auf den Nacken, kreuzte die Arme über der Brust und sagte nicht ohne Ironie:

»Nun, so erzählt mir was Ihr zu sagen wißt. Ich will Euch fünf Minuten Gehör schenken, nicht um Euretwillen, nicht weil ein Nachklang der häßlichen Worte, die Ihr gestern gesprochen, in mir geblieben wäre und mich persönlich kränkte, sondern nur weil ich genug an den Menschen hänge um wünschen zu können, daß Eure Geschichte eine Entschuldigung für Ausartungen der Phantasie in

Eurem Stile vorbringe. Sprecht!«

»Ich müßte weit ausholen und würde trotz alledem nicht von Ihnen verstanden werden, wenn …«

»Ei! Ihr haltet also mich für kurzsichtig und urteilslos?« sagte Cecile indem sie den Menschen in der Drilljacke neuerdings vom Scheitel bis zur Sohle maß und ihrem Lächeln einen fast mitleidigen Ausdruck gab.

»Mißverstehen Sie mich nicht aufs neue. Wir können nur über das klar urteilen was unsrem Denkkreise irgendwie nahe gerückt worden, so daß wir uns auf den Standpunkt des anderen zu stellen vermögen. Ihnen ist der meine ganz fremd. Meine Worte zeigen und zeigten Ihnen, daß ich nicht mit der dumpfen Masse, die nichts gelernt hat und vor nichts mehr zurückscheut als vor dem Lernen, in einen Korb zu werfen bin, und doch kommen Sie nicht über meine einfachen Kleider hinaus.«

»In der That sprecht Ihr anders als ich's von Leuten in Eurem Anzuge zu hören gewohnt bin«, warf die Amazone doppelsinnig hin und richtete sich dabei im Bügel in die Höhe.

»Vergessen Sie meinen Anzug! Mein Unterricht gibt dem Ihrigen wenig nach, meine Lehrer waren tüchtige Männer, und ich war ein gelehriger Schüler. Außerdem habe ich vor Ihnen eine Schule voraus, — den Kampf mit dem Leben. Sie mögen es also immerhin nicht für eine müßige That nehmen, wenn ich Sie aufsuche um Ihnen zu sagen, daß wir wohl ein Recht dazu haben denen zu zürnen, die uns einen Preis dafür abverlangen, daß wir leben und uns ernähren dürfen, obgleich wir Menschen sind so gut als sie; daß ich aber gern zugestehe, gestern habe der Ort nicht dazu gepaßt meine Gedanken hierüber laut werden zu lassen. Die Toten haben ein Recht auf Frieden. Ich erkenne dies Recht an und wünsche, daß Sie mir meine gestrigen Äußerungen vergeben.«

»Aber wer seid Ihr denn?«

»Ich war ein Künstler, einer von denen, die mit den ›Geborenen‹ ›auf der Menschheit Höhen‹ wandeln dürfen, jetzt bin ich ein Handwerker, der sich von seiner Arme Kraft und seiner Finger

Geschick ernähren läßt.«

»So habt Ihr Unglück gehabt!«

»Nein, ich hatte Glück, viel Glück, obgleich die Welt mein Glück den Traum eines Thoren nennen mag.«

»Dann hat man Euch wenigstens in dem was Ihr Kunst nennt nicht anerkannt und Ihr mußtet Brot suchen.«

»Auch dies nicht. Man hat mich anerkannt und — man mußte es wohl.«

Er wickelte das Bündel, das er unter dem Arme getragen, auf und nahm jene Gruppe der heiligen Cäcilie mit dem stummen Kinde heraus.

»Da!« sagte er, »das ist nicht die Arbeit eines talentlosen Handwerkers, es ist, wenn auch nicht der Gipfel der Kunst, doch ein Beweis, daß ich ein Künstler werden konnte. Zeichnung, Gruppierung, Ausführung … da, sagen Sie nun selbst, ob ich mich mit Unrecht einen Künstler genannt.«

Mit diesen Worten reichte er die Statuetten der Reiterin hinauf, die beim ersten Anblicke der reizenden Gruppe einen Ruf des Erstaunens nicht unterdrücken konnte.

»Und das habt Ihr gemacht?« fragte sie endlich zweifelnd.

»Wohl ich! Und ich hätte nach längeren und gründlicheren Studien Besseres leisten müssen, denn es gibt hier«, — er zeigte nach seinem Kopfe, — »noch viele Bilder, die nun unausgeführt bleiben.«

»Aber sagen Sie mir«, rief die Gräfin, immer noch die Schnitzerei betrachtend, »wie kommen Sie mit einem so schönen Talente, in solcher Jugend dazu eine Laufbahn aufzugeben, die Sie verfolgen müssen, wenn Sie nicht sich und die Welt bestehlen wollen? Ich glaube Ihnen, daß Sie anerkannt worden sind, um so mehr setzt mich aber Ihre Aussage in Staunen, daß Sie ›Handwerker‹ seien. Vielleicht könnte ich Ihnen irgendwie nützlich sein, wollen Sie mir sagen, wie? Ich verstehe Sie in der That nicht, aber wohl nicht aus Mangel an Fassungskraft oder aus Vorurteil, wie Sie vorhin meinten, sondern weil Ihr Handeln wirklich rätselhaft ist. Sie tragen

die Schuld jedes Mißverständnisses, das Sie hervorrufen, selbst.«

Die Gräfin betrachtete den Mann, in dessen Auftreten sie nun nichts als eine ausgeführte Künstlerlaune finden wollte, mit dem regsten Interesse und legte so viel Wärme in ihre Worte, daß er unwillkürlich lächeln mußte.

»Helfen können Sie mir nicht, denn mir fehlt nichts, was Sie mir verschaffen könnten, und alles andere hab' ich durch mich. Ich wollte kein anderes Los, ich lebe so meiner Überzeugung gemäß. Ich bin vollkommen befriedigt wenn Sie anerkennen, daß ich, wie ich einmal bin, wohl eine Entschuldigung, ja selbst eine Rechtfertigung für meine Worte finden kann, und daß Sie sich von einem Irrtume verleiten ließen als Sie mich gleich einem Bettler abwiesen.«

»Allerdings war ich im Irrtume …«

»Mehr verlange ich nicht! Damit geben Sie mir meine Würde wieder, und ich mag nun eine Sühne zwischen uns stiften, die, auch wenn sie sonst folgenlos bleibt, für Sie eine Mahnung sein wird den Armen, den Mann oder das Weib im schlechten Arbeiterkleide, nicht stets für einen Vagabunden zu halten.«

»Sie geben mir gute Lehren als wären Sie meine Gouvernante; finden Sie nicht selbst, daß diese Szene höchst komisch ist und für einen Dritten überaus ergötzlich sein müßte? Warum sind Sie nicht Professor geworden, ich glaube, daß Sie dafür noch mehr Talent haben als für die Kunst!« sagte Cecile, deren Mutwille wiederkehrte.

»Fassen Sie die Szene ernst. Ich finde nichts Komisches darin. Ich gewann das Recht Ihnen Ernstes zu sagen dadurch, daß ich mein Unrecht vorher gut machte. Fassen Sie unsre Begegnung ernst und behalten Sie zur Erinnerung an die Offenheit eines Handwerkers und an ein vorschnelles Urteil von Ihnen diese Statuetten, die, wie ich zufällig gestern noch erfahren, eine Legende von Ihrer Schutzheiligen darstellen.«

Mit diesen Worten grüßte er und wollte gehn.

Cecile lachte hell auf aber ohne Spott. Sie rief ihn mit dem gutmütigsten Ausdrucke ihrer Stimme zurück und sagte fast

vertraulich:

»Aber Sie sehn doch wohl ein, daß es so nicht geht. Ihr Vorschlag, Ihr Geschenk, beides ist bizarr und überspannt. Soll ich Ihnen denn jetzt eine Vorlesung halten? Daß Cecile Hehlen nicht von einem ›Handwerker‹, dessen Namen sie nicht einmal weiß, auf der Straße eine Gabe annehmen kann, ist so klar, daß Sie sich's vorher gesagt haben müssen. Was ist also zu thun? Mir gefällt die Arbeit; Sie wollen sich ihrer entäußern, und ich möchte sie gern erwerben. Kommen Sie gegen Mittag ins Schloß hinauf und lassen Sie uns den Handel abschließen; auf diese Weise wird Ihr Zweck zu allgemeiner Zufriedenheit erreicht, denn ich werde Ihre Schnitzerei in meinem Zimmer aufstellen und mich so immer an Ihre Worte erinnern können.«

»Verkäuflich ist mir grade dies Stück nicht, ich würde den hohen Wert, den ich ihm beilege, nicht in einen Preis verwandeln mögen, und könnt' ich's auch, so wüßt' ich mit dem Gelde nichts zu thun. Ich lebe von der Hand in den Mund und da ich rasch arbeite und genügend beschäftigt bin, würde mich ein Mehrverdienst nur stören. Ich will nichts besitzen, was ich nicht brauchen mag. Sie sehn, daß bei meiner Weise zu denken der Verkauf einer solchen Arbeit unmöglich ist.«

»Sie sind ein wunderlicher Mensch, ich möchte mehr von Ihnen hören. Über die Art und Weise, in der ich Ihr Werk in meinen Besitz bringen kann, reden wir später noch. Kommen Sie heute abend nach sechs Uhr zu mir herauf und bringen Sie das Schnitzwerk mit. Behielt' ich's jetzt, so kämen Sie nicht, es ist mir also in Ihrer Hand eine Garantie Ihres Wiedererscheinens.«

»Ich schließe meine Arbeitszeit erst nach sieben Uhr.«

»Gut, dann kommen Sie nach sieben. Ich muß mich fügen, da Ihre Zeit kostbarer ist als die meine und man am Ende von mir sagen darf wie von den Lilien des Feldes: sie spinnt nicht, sie webt nicht u. s. w. Aber nehmen Sie jetzt, und vergessen Sie nicht, daß ich Sie erwarte.«

Sie nickte ihm freundlich zu, trieb das Pferd an und flog im

Galopp dahin. Der Reitknecht, der sich in der Entfernung gehalten, und von dem ganzen Vorgange nur begriffen hatte, daß seine Herrin etwas, das man ihr — wahrscheinlich zum Kaufe — anbot, zurückwies, ritt nun auch in scharfem Trabe heran und schnitt Hennings, der sich wieder durch die Büsche seinen Pfad brechen wollte, den Weg ab.

»Sieht Er denn nicht wo die Straße geht, daß Er hier die Bäume zerbricht und den Rasen zusammen trampelt!« rief er ihm im Vorüberreiten zu.

— »Diese sind's, die aus den Herren machen was sie sind!« murmelte Hennings. »Die Lakaienseelen mit und ohne Livree, das Bedientenpack, das es sich zur Pflicht macht roh und tyrannisch zu sein um so die Herrschaft ins Gemeine übersetzt weiter zu spielen.«

FÜNFTES KAPITEL.

MAN VERSUCHT SICH ZU ARRANGIEREN.

Der gewöhnliche Hang ihres Alters für das Abenteuerliche war der Gräfin nicht fremd. Ehe sie ihr Zimmer erreicht hatte war es also ihrer Phantasie schon gelungen eine höchst merkwürdige mit pikanten Szenen aller Art durchwürzte Geschichte zu erfinden deren Verlauf den inkognito reisenden Künstler zu seinen Ansichten und zu der Begegnung mit ihr gebracht. Sie hatte absichtlich nicht nach seinem Namen gefragt, denn sie war überzeugt, daß er den wahren nicht nennen würde, aber sie hoffte ihn durch List zu erfahren und entwarf schon im voraus einen Angriffsplan. Da sie ihn nun nicht mehr nach dem Kleide schätzte, verlieh der Anzug, dessen Wahl ihr jetzt originell vorkam, dem Manne eine neue, romantische Seite, ebenso fiel ihr die ebenmäßige Gestalt mit dem eigentümlichen Kopfe, Dinge die sie an dem »Handwerker« nicht des Bemerkens wert gehalten, günstig auf. Es war einmal etwas Ungewöhnliches, eine Abwechselung besondrer Art, auf die sie sich in der Eintönigkeit des jetzigen Schloßlebens freuen konnte, sie dachte darum wiederholt mit Vergnügen daran, daß der Mann nach sieben Uhr kommen würde.

Zum Unglück für ihren Traum erzählte sie von ihrer heutigen Begegnung und ihren Hoffnungen über Tische in Gegenwart der Diener. Der alte Tafeldecker, der seit langer Zeit das Privilegium hatte das lebende Intelligenzblatt von Hehlenried nebst zweimeiligem Belagerungsrayon zu sein, glaubte auch hierbei sein Wissen geltend machen zu müssen. Er verglich die Personalbeschreibung, welche Cecile mit einiger Vorliebe gab, mit

Zügen, die ihm bekannt waren, ein Irrtum schien bald nicht möglich, und mit Entsetzen bemerkte er, daß die Gräfin sich durch die Frechheit eines Menschen, dessen Gruß er selbst kaum mit einem wegwerfenden: Bon jour! beantwortet hätte, verführen und täuschen lassen.

Es ist ganz derselbe Stolz, den die Büreaukratie, die Hofschranzen und die gewöhnlichen Lakaien haben. Man wird sagen, es ist ein Glück, daß die Leute so dumm sind, eine Ehre im Dienen zu finden, sonst wäre ihre Lage unerträglich, — aber es ist dies wieder nur eine naturwidrige Notbrücke, eine Stütze unnatürlicher Verhältnisse. Einer Sache, einer Idee, dem allgemeinen Besten endlich willig und eifrig seine Dienste zu widmen, das ist ehrenvoll und setzt auch eine spezielle, persönliche Fähigkeit voraus, die von den andern ebenso willig geachtet und anerkannt wird. Einer Person dienen, einer Person gehorsam sein müssen ohne Wahl, ohne Urteil, das ist aber eine Stellung, die den Menschen zum Werkzeuge, zur Maschine herabwürdigt, die also in einem denkenden, seiner Würde bewußten Wesen nie Stolz hervorrufen kann. Es gehört eine Störung, ja fast eine Vernichtung aller Einsicht und alles Erkennens dazu, wenn der vom Volke bezahlte Beamte sich über das Volk stellt. Man kann diesen Lakaienstolz auch bei den Fürsten selbst finden, die ja trotz ihrer Gottesgnadenschaft Nullen wären und hungern müßten, wenn das Volk nicht so rätselhaft gutmütig wäre für sie zu arbeiten. In dem auf vollkommen sittlicher Basis begründeten Volksstaate würde die Verwaltung öffentlicher Ämter nicht den Charakter einer Bedienstung haben, sie würde auch keine Besoldung im jetzigen Sinne mitbringen. Der Fähige, der für die andern, für eine Anzahl oder die Gesamtheit seiner Mitbürger arbeitet, würde notwendig und naturgemäß nicht bloß die Kosten der Amtsverwaltung durch öffentliche Mittel gedeckt sehn müssen, sondern auch auf dieselbe Weise den Unterhalt seiner selbst und seiner Familie von der Gemeinde erhalten. Abhängig von der Gemeinde wäre er dadurch aber ebensowenig als die Gemeinde ihm unterthänig: er wäre

Arbeiter wie die andern.

Und in einem reinsittlichen Staatsverbande dürften nur Arbeitsinvalide nicht Arbeiter sein. Die Gründe, die man gegen ein letztes Nivellement anführt, die Behauptung, daß Kunst und Wissenschaft zu Grabe gingen wenn die Aussicht Geld und Ehrenstellen zu erlangen gestrichen würde, alldies zeigt auf der einen Seite, daß man in den meisten Kreisen gar keine Ahnung von dem hat was die Neuzeit eigentlich anstrebt, und auf der andern bricht es den Stab über die Unsittlichkeit der Zeit, die wir zu verlassen suchen. Das Nivellement gleicht nicht dem berüchtigten Prokrustesbette, es leugnet nur die ohnehin nur geträumte Berechtigung des Zufalls und setzt dafür die höchste, überall gleiche Berechtigung des Individuums. Wer ein Recht in sich hat, der wird es auch in der neuen Gesellschaft haben, aber ein anderes Recht als das der persönlichen Befähigung, des Talents, der Geschicklichkeit wird sie nie anerkennen. Das Nivellement greift nur Vorrechte an, die das Kind schon haben soll, das Recht das der Mann durch sich selbst zur Anerkennung bringt wird immer gelten. Das ist eins. Das andere, die Befürchtungen für Kunst und Wissenschaft sind wahrhaft erbärmlich. Das ist's ja eben was die Halb-, Viertels- und Untalente in wissenschaftliches und künstlerisches Leben bringt, die Möglichkeit durch Gunst und Ungeschmack ein Stellchen oder eine Pension zu ergattern. Nur der allmächtige Drang, der schaffen muß, nur die wirkliche Begabung würden schaffen und wirken um der Kunst, um der Wissenschaft willen, nicht aber aus andern elenden Rücksichten, zu denen auch das wirkliche Talent in unsern Tagen oft genug gezwungen ist. Cornelius wäre wahrscheinlich nie zu seinen Lineal-Heiligen gesunken, wenn unsre auf den Mehrerwerb angewiesne Gesellschaft ihn nicht gezwungen oder doch dahin gestachelt hätte das zu arbeiten was man ihm gut bezahlen wollte. — Das Volk auf seiner Höhe garantiert denen, die es verklären durch die Kunst und die es erleuchten durch die Wissenschaft, die also auch arbeiten für die Gesamtheit, ihren Unterhalt so gut wie den anderen, die es mit öffentlichen Ämtern

betraut; aber Stümperei und Mittelmäßigkeit, die der Kunst wie der Wissenschaft seit je nur geschadet, können nicht auf Rechnung des Volkes betrieben werden, sie gehn also unter. Wer will sie bedauern? Man wird in der neuen Zeit das Schöne und Edle um seiner selbst willen lieben, die Meisterwerke werden dem Volke gehören, und das Volk wird sich daran zum Schönen und Edlen hinauf bilden. Die Kunst wird erst ungetrübt von Zwang und Marotte sich wieder zu sich selbst empor schwingen können, ja sie wird sich erst zu ungeahnter Blüte entwickeln, wenn sie nur um ihrer selbst willen wird geliebt und gepflegt werden können. Es ist immer dieselbe jammervolle Kurzsichtigkeit oder die parteiische Böswilligkeit, die den Stabilismus mit der baumwollnen Schlafmütze lobhudelt, weil sie entweder nicht über die eigne Nase hinaussehn kann oder in der eignen Unbrauchbarkeit und Unfähigkeit die Schranke erkennt, die sich ihr bei einer Umgestaltung der Dinge entgegenstellen muß. Man ist so weit gegangen einen Heroismus daraus zu machen, wenn ein Mensch einmal wagte keinen andern Platz in der Gesellschaft für sich zu fordern und einzunehmen als den, zu dem ihn die Natur ausgestattet; man schrie: Wunder! wenn er nach vollbrachter Sendung wieder zu seinem gewöhnlichen Dasein zurückkehrte! Es ist wahrhaftig arg, daß die Sittlichkeit, denn weiter ist es nichts, ein Wunder heißen muß. Diese Unsittlichkeit ist eine Folge des konsequenten Lakaientumes, das sich über die ganze Erde gesponnen. Während die Arbeit dem Menschen in den Augen unsrer Zeit wie schon seit Jahrhunderten eine Art Brandmal aufdrückt, das von den Arbeitern, denen die Frechheit der andern imponiert, auch ganz ruhig getragen wird, — wagen die, deren Erhalter die Arbeiter sind, stolz zu sein. Auf was? — Nun, sie haben nicht so unrecht, denn die Klügeren sind sie wirklich. Würde ihr Stolz und die eigne Unterordnung, so widernatürlich sie ist, nicht von dem freien Manne, der sich durch sich selbst und seine Arbeit erhalten kann, anerkannt, so würde das Verhältnis bald ein anderes sein. Man würde wissen, daß Fürsten und Herren nichts als privilegierte

Bettler sind, die von den Almosen des Volkes leben, und daß schon darum selbst in dem jetzigen Staate der geringste Arbeiter mehr Rechte hat und stolzer sein darf als alle Fürsten der Welt. Man spricht so gern von der Tendenz der Neuzeit in einem Sinne der glauben läßt, es solle alle »natürliche und göttliche Ordnung« umgestoßen werden, gäbe man sich aber die Mühe statt einer so vagen Phrase eine Untersuchung des Thatbestandes und der Elemente, die seine Umschmelzung fordern, in gründlicher Weise herbei zu bringen, so würde man bald erkennen, daß nicht die Unordnung, sondern die Vernichtung schreiender Unordnungen das Ziel der Opposition gegen das Bestehende ist. Es ist das Chaos verkehrter und verjährter Begriffe, aus dem der Kampf der Elemente sich klar und hell empor arbeiten will. Darum muß alles analysiert und ventiliert werden, die Stoffe müssen sich scheiden, ihre natürlichen Berechtigungen müssen erkannt und nach dem Gesetze innerer Notwendigkeit in ein Verhältnis zu einander gebracht werden, das natürliche Gleichgewicht für die Gesellschaft muß sich finden. Dieser chaotische Zustand dauert an seit es Menschen gibt, aber der Kampf der Elemente war ein vereinzelter, er gewinnt jetzt eine andere Gestalt, weil er sich überallhin ausdehnt, weil es gilt nicht eine Nation, sondern die Menschheit selbst, die ganze große Gesamtheit, in den Kampf um ihre eigne Freiheit zu verwickeln. Schlag auf Schlag wird ein weiterer Gedanke gefunden, Blitz auf Blitz zuckt durch die alten Wirrsale, — so mag es in der That bei der großen Weltgestaltung vor der Geburt des Lichtes gewesen sein. Aber mit der Sonne kam Wärme und Leben, — und man meint wirklich, daß das Licht der neuen Gesellschaft Kälte und Tod bringen müsse? Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit, Lakaientum und geborne Niedrigkeit, das sind die Feinde der Entwickelung des sozialen Lebens, das sind die inkarnierten Feinde der Menschheit. Sie wollen dem Gedanken den Triumph rauben durch sich selbst zu siegen und drücken ihm die rohen Waffen der Gewalt in die Hand um ihn schmähen zu können und die feige, träge Masse für sich zu gewinnen, aber es ist umsonst: die große Schlacht des Gedankens

gegen die Gewohnheit, der Sittlichkeit gegen die Unsittlichkeit wird nicht mit Kanonen und Bajonetten geschlagen werden. Der Gedanke siegt wie die Sonne. Sowie er hoch am Horizonte steht gehört ihm die Welt. — Sowie der Arbeiter in der Arbeit nicht mehr eine Plage, der er entfliehen möchte, sondern eine ehrenvolle natürliche Beschäftigung finden wird, sowie er das Brandmal, das er selbst sich aufprägen half, verwischt, wird auch der Bettelstolz der Nichtarbeitenden schwinden, und alle werden nach ihrer Kraft und Befähigung arbeiten, weil es ohne Arbeit keine Existenz geben und weil der Müßige, Träge außerdem der allgemeinen Verachtung der Menschen anheimfallen wird.

Aber wir sind auf dieser Stufe moralischer Entwickelung noch nicht angelangt. Der Tafeldecker in Schloß Hehlenried, der einen roten Livreerock mit goldnen Tressen, eine weiße Weste, über die ein gestickter Busenstreif fiel, enge schwarze Kniehosen, weißseidne Strümpfe und Schnallenschuhe trug, einen Anzug, der kontraktmäßig erst nach zweijährigem Gebrauche sein Eigentum wurde, bis dahin aber der Herrschaft gehörte, verachtete den Drechsler in der eignen frei verdienten Drilljacke. Er verachtete den Mann, der überall und immer durch seine Hände Nahrung finden konnte ohne ein demütiges Gesicht und einen krummen Rücken bei Scheltworten wie bei Lob machen zu müssen. Er verachtete ihn wie ein echter Lakai, nicht weil er ihn an Unterricht und Bildung unter sich glaubte, sondern weil er seine soziale Stellung jenem gegenüber für bevorrechtigt hielt. Kaum war er also zu der Überzeugung gelangt, daß Gräfin Cecile, von einem beklagenswerten Irrtume befangen, einen gemeinen Handwerker für eine Art von Menschen, — denn das schien ihm ein Künstler doch, — gelten ließ, als er sogleich fast mit Entrüstung meldete, daß der fragliche Künstler nichts anderes sei als ein nicht ungeschickter Drechsler Namens Hennings, der schon seit mehreren Jahren im Dorfe wohne, übrigens aber ein Kopfhänger und Duckmäuser, jedenfalls ein schlechter Mensch sei, der das Werk, wodurch er sich habe als Künstler legitimieren wollen, eher

gestohlen als gemacht haben dürfte …

Warum denn nicht? Ein Mann in einer Drilljacke ist von vornherein jedes schlechten Streiches verdächtig. Warum trägt er auch nicht Uniform oder Frack, in diesen gilt auch der Lump für anständig. Arbeit ist schmachvoll, Armut dringend verdächtig! Wahrhaftig die Erfindungen des Unsinns der Gesellschaft sind überaus sinnreich.

Auf Cecile machte diese Mitteilung einen sehr unangenehmen Eindruck. Schien ihr die letzte Bemerkung, der präsumtive Diebstahl, auch unwahrscheinlich, so war die Nachricht, daß Hennings schon seit Jahren im Dorfe lebe, doch mit ihrer Annahme einer bloßen Künstlerlaune unvereinbar. Sie war, wie das in der vornehmen Welt zu jeder Zeit, selbst dem Republikanismus gegenüber geschieht, gern bereit, eine vorübergehende Laune, einen originellen Streich, zur Hälfte gegen sich selbst geführt, für etwas Lobenswertes, Geniales zu halten, aber die Konsequenz, die Durchführung einer solchen »genialen« Lebensanschauung verlor den Reiz, den der Gedanke ursprünglich hatte. Der Künstler verhandwerkerte, der wohlerzogne Mensch mußte endlich doch verbauern, die Sache blieb also ein Unrecht. Und dann mußte man gestehn, daß der echte künstlerische Drang von innen heraus, der wie ein Kork im Wasser unter allen Verhältnissen nach Luft und Licht ringt und immer wieder auftaucht, dort nicht sein konnte, wo die Degradation zur niederen Arbeit dem Rechte auf höhere freiwillig vorgezogen wurde. Hierbei aber fand sie die Marotte wieder. Der Mann war noch jung, er hatte sich früh verheiratet, dieses Verhältnis fesselte ihn vorläufig, aber es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß er über lang oder kurz, des kleinen engen Familienlebens überdrüssig, das ihn für den Augenblick seinen größeren Beruf vergessen ließ, wieder der Kunst zueilen würde. Wie es damit stehe und zumal ob jene Statuetten wirklich sein Werk seien, war leicht zu ergründen. Es galt, ihm eine Probe aufzulegen. Weigerte er sich, so wurde die Wage seiner Glaubwürdigkeit um vieles minder gewichtig; ließ er sich mühsam überreden und

arbeitete lässig, so wurde sein künstlerischer Beruf in Frage gestellt; entschloß er sich dagegen noch so schwer, erwärmte aber bei der Arbeit, ließ sich wohl gar hinreißen und durch diesen äußern Anstoß bewegen ganz zur Kunst zurück zu kehren, zu studieren, sich in anderem Stoffe zu versuchen, dann … Cecile träumte schon ihn als großen, berühmten plastischen Künstler zu sehn und that sich im voraus nicht wenig darauf zu gut, daß sie ihm die äußere Veranlassung zur Umkehr werden sollte.

Sie mußte indes warten. Hennings kam weder an diesem noch am zweiten Tage, — aber der Tafeldecker, bei dem sie sich beiläufig erkundigte, wußte ganz genau, daß die Frau des Drechslers, die schon seit langer Zeit nicht gesund sei, ab und zu so schwach werde, daß der Mann auch im Hause thätig sein müsse, da die »Leute« zwei Kinder und keinen Dienstboten hätten. Das war zum mindesten eine thatsächliche, in den Umständen gegebne Entschuldigung, obgleich die Gräfin meinte, er habe sich wohl die Zeit nehmen können, ihr den Grund seines Nichtkommens am zweiten Tage auch in Worten mitzuteilen.

Endlich kam er. Cecile empfing ihn in Gegenwart des Schloßkapelans mit affektierter Gleichgültigkeit. Sie suchte sich dadurch vor dem Eklat einer möglichen Enttäuschung wenigstens in den Augen anderer zu decken und Hennings auf keinen Fall den Triumph zu lassen, daß er sie düpiert habe. Aber Ernst war es nicht, sie war im Gegenteile höchst neugierig und der sonderbare Handwerker interessierte sie im höchsten Grade.

Der Kapelan ging ihm zwei Schritte entgegen und suchte dabei seine Nase womöglich wenigstens zur Halshöhe des Drechslers zu erheben, zog die Augenbrauen wichtig und ausdrucksreich nach oben, wodurch natürlich die Kopfmuskeln die Atzel nach vorn schieben mußten, so daß sein gewöhnlich nichtssagendes Gesicht für den Augenblick ganz jenen berühmten Philologenausdruck bekam, den auch die jüngsten Scholaren auf der Quartanerbank schon sprechend zu daguerrotypieren wissen. Jene Penetration, jene tiefe Menschenkenntnis, die gewiß den unglücklichen Burschen

herausfindet, der die Unregelmäßigkeiten des Terrains im Schulhofe besser kennt als die der Verba dieser oder jener Klasse, jenes Bewußtsein allwissender Beschränktheit durch den Willen Gottes und des Hohen Schulkollegiums, das trotz alledem eine Art von Unfehlbarkeit für sich beansprucht, alldies drängte sich auf dem Raume zwischen Atzel und Kinn in Ehren-Ambrosius' Gesicht zusammen, das dadurch aussah wie ein aus dem Geleise gekommenes Fragezeichen. Kunst oder Handwerk? Und der Weise sprach das Urteil, es lautete auf — Kunst, denn der Mann hatte ihn kaum eines Streifblicks wert gehalten und war an ihm vorbei auf die Gräfin zugegangen. Solche Keckheit hätte ein simpler Handwerker nicht gehabt, er hätte an der Thüre gewartet und sich erst tief vor dem Kapelane gebeugt. So rechnete wenigstens Herr Ambrosius.

»Ich hatte längst vergessen, daß Sie kommen wollten, indes da Sie einmal hier sind, — wie ist es mit den Figürchen, die Sie mir neulich zeigten?«

»Ich pflege stets zu halten, was ich verspreche, und mache nur dann eine Ausnahme, wenn durch das Einhalten eines gleichgültigen Versprechens Wichtigeres versäumt wird. Ihnen that es nichts, daß ich vorgestern nicht kam, Sie hatten, wie Sie sagen, mein Versprechen schon vergessen; dagegen lag zu Hause meine Frau krank und hatte ebensowenig als ich vergessen, was wir einander nicht nur versprochen, sondern was wir uns gern täglich freiwillig geben: Aufmerksamkeit und gegenseitige Dienste.«

»Ah, Sie sind also wohl ein sehr guter Ehemann?«

»Ich bin ein Mann und habe eine gute Frau. Ein solches Verhältnis kann nicht leicht ein anderes als ein gutes sein. — Wollen Sie aber nun nicht die Gruppe nehmen, die ich Ihnen bringen sollte?«

Cecile rief den Kapelan heran, der drei Schritte hinter dem präsumtiven Künstler in einer Mischung von Staunen und Ärger einen Sermon über Agesander und Polydorus vorbereitete, den er gelegentlich nebst Bemerkungen über den Zeus des Phidias von

Stapel lassen wollte. Aber als er die Elfenbeinarbeit erblickte, fand er es angemeßner, zu schweigen und von dem Werke immer wieder mit einem Anlauf des Kopfes von unten nach oben den Werkmeister anzuschielen.

Die Arbeit war nicht nur kunstreich, sondern auch kostbar. Sie hatte mit dem Sockel eine Höhe von acht Zoll und dieselbe Breite. Der Wunderkuß war gegeben, die Heilige sah mit schwimmend verklärten Augen zum Himmel auf; das Kind, das sie noch in den Armen hielt, öffnete den Mund, aber nicht zu einem unartikulierten Schrei, denn die Erregung des Gesichtes verriet keinen Zwang, keine wilde Anstrengung, es war Harmonie in den Zügen und der Ausdruck ein freudig lauschender, als sei das Kind selbst entzückt über den Laut, den es hervorgebracht. Daneben sank die Mutter des Kindes überselig dankend in die Kniee und breitete die Arme nach dem geliebten kleinen Wesen aus, als sehne sie sich danach, ihr Kind, das nun erst ein ganzer Mensch geworden, zu umarmen und ihm in tausend Küssen das süße Wort »Mutter« zu lehren. Zwischen diesen beiden, die Gruppe schließend, überließ sich ein halbwüchsiger Knabe dem Ausbruche innigster Freude; sein Gesicht glich dem des Kindes, er war der Bruder des Mädchens, das die Sprache gefunden. — Hätten die beiden Kinder ein paar Flügelchen gehabt, so hätte die Gruppe auch noch etwas anderes bedeuten können, denn in der That langte das Kind von den Armen der Heiligen mindestens ebensosehr nach dem Knaben als nach der Mutter. — Ob die gleichzeitige Darstellung einer von der Liebe wachgeküßten Mädchenseele in der Idee des Künstlers gelegen, können wir indes nicht verbürgen.

»Nun Kapelan, was meinen Sie zu diesem ›Heiligenbilde‹?« fragte Cecile.

»Wenn ich meine bescheidne Meinung äußern darf, gnädigste Komtesse, so ist dies eine äußerst passende Acquisition für Hochdieselben, sintemal es eine nicht unebne Erinnerung an Dero Schutzheilige ist, obgleich die Schnitzerei — ohne dem Herrn Meister … Hm, hm …«

»Hennings heiße ich.«

»Ohne also dem Meister Hennings zu nahe treten zu wollen, vermag ich die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß einzelnes an diesen Figuren mir ein wenig profan scheint.«

Das Kind auf den Armen der Heiligen war fast ganz nackt, der Knabe bis zum Gürtel entblößt, und auch an der Mutter hatte der Künstler angenommen, daß der rasche Wechsel der Stellung vom Stehen mit vor der Brust gefaltenen Händen zum Niedersinken auf die Kniee mit ausgebreiteten Armen das Gewand in Unordnung bringen mußte.

Hennings lächelte, die Gräfin sagte: »Bah, ich glaube Sie verfallen nachgerade in den Manichäismus, von dem Sie mir in Ihren Religionsstunden erzählt. Sie halten jetzt schon den äußeren Menschen für profan, am Ende fangen Sie nächstens an den Körper für eine Schöpfung des Bösen, für ein Unglück und eine Sünde zu halten.«

»Und das wäre hier eine Sünde gegen den heiligen Geist«, sagte der Drechsler.

Cecile sah erstaunt auf und fand sich nicht wenig überrascht, als sie sah, daß Hennings sie angeblickt und unzweifelhaft die Beziehung in seine Worte gelegt hatte, an die sie im Momente selbst gedacht. Wenn sie auch ihr Verstehen verbarg, zürnte sie dem Manne darum doch nicht, im Gegenteile, sie ward ihm für das antimanichäische Anerkennen ihrer Schönheit noch mehr gewogen. Zugleich wurde es ihr durch diese Kourtoisie auch immer wahrscheinlicher, daß er selbst der Vater seiner Legende sei. Im klaren war sie indes noch immer nicht darüber, sie mußte ihr Ziel verfolgen.

»Und sie haben es ganz aufgegeben, in dieser Weise zu arbeiten? Ich meine, wollen Sie nie mehr in Elfenbein oder Holz schnitzen?«

»Gewiß gab ich es nicht auf. Ich übe mich sogar fortwährend darin, um meine Fertigkeit nicht zu verlieren. Da ich aber den Grundsatz habe, nicht mehr zu verdienen, als ich momentan brauche, ohne darum irgend eine Arbeit unter dem Werte fortgeben

zu mögen, muß ich jetzt, wo meine Bedürfnisse gering sind, mich mit geringerer Arbeit begnügen. Steigert sich das Bedürfnis, so werd' ich meine Arbeitsweise ändern. Was ich brauche muß ich verdienen, und da alles, was ich mache, einen gewissen Grad der Genauigkeit und Vollendung erreicht, ohne daß ich deshalb die Preise erhöhen müßte, hab' ich von der Konkurrenz nicht viel zu fürchten.«

»Sie werden aber zuletzt gar nicht mehr im stande sein, sich zur letzten Höhe aufzuschwingen.«

»Ich sagt' es Ihnen schon, daß ich den Trieb zur Kunst nieder gekämpft habe, weil er mich in eine Sphäre zog, in eine Luft, die ich nicht atmen mag. Ich will über das Handwerk nicht hinaus, und mein künstlerisches Wissen soll mir nur dort und da zur Verklärung, zur Vervollkommnung des Handwerks dienen.«

»Wenn Sie in solcher Weise resignieren konnten, war Ihr Beruf auch nie bestimmt ausgesprochen.«

»Sehen Sie doch! — Glauben Sie nur, wenn es gilt über das Leben zu entscheiden, wenn ein einziger versäumter Augenblick das nehmen kann, wonach wir dann vielleicht unser ganzes Leben hindurch in vergeblicher Reue Sehnsucht tragen, — wenn wir zu gleicher Zeit dem Leben eine neue, häßliche Seite abgewinnen und die Menschen nicht mehr als ein großes, gutes Ganzes ansehn können, — dann siegt das Leben auch über die Kunst, aber freilich nur dann. Nötig mag zu diesem Entsagen auch noch sein, daß die Höhe der Kunst uns noch nicht zur Gewohnheit geworden, und daß der werdende Künstler jung ist. Die Jugend kann alles, was sie will, sie gibt auch für eine Erfüllung hundert Entsagungen.«

»Ich wollte Sie bitten eine Arbeit für mich zu übernehmen, muß aber wohl fürchten, daß der Stand Ihrer Bedürfnisse Ihnen noch nicht gestattet sie auszuführen, da ich natürlich nichts unter dem Werte annehmen kann, — wie Sie mir heute nach besserer Überlegung wohl auch einen Preis für die Statuetten setzen werden.«

»Es fragt sich zunächst, worin die Arbeit besteht, die Sie mir

übertragen wollen, meine Bedürfnisse steigern sich, da meine Frau krank liegt und ich eine Magd nehmen muß. Findet ein Verhältnis zwischen dem statt was ich brauche und dem Preise, den ich für die Arbeit fordern kann, so übernehme ich sie gern.«

»Was Sie in Ihrer Marotte wunderlich sind. Sie dürften ja nur später Tage oder Wochen ruhen bis Ihr Erwerb zur Neige geht, so wäre der von Ihnen so sehr gefürchtete Überfluß leicht vermieden.«

»Das geht aus zwei Gründen nicht. Einmal liefe ich bei der Anfertigung größerer und kostbarerer Gegenstände Gefahr, Not zu leiden, bis sich eine Gelegenheit zum Verkaufe fände, und zweitens wäre das Ruhen ein verschwenderischer Müßiggang. Ich muß täglich so viel verdienen als ich brauche, das ist ein geordnetes Dasein.«

»Sonderbar bleibt's doch und ob vernünftig, ist eine Frage.«

»Ja, aber nur weil die Verhältnisse des Lebens sonderbar und unvernünftig, hoffentlich aber auch für die Länge der Zeit eine Frage sind.«

»Halten Sie das, wie Sie mögen, ich fühle mich nicht berufen über dergleichen Dinge mit Ihnen zu streiten, der Kapelan versteht sich auf Kontroversen und Disputationen besser als ich. Ich weise Sie damit an ihn.«

»Ich antwortete nur auf Ihre Bemerkungen und bedarf der gewiß sehr guten Lehren des gelehrten Herrn nicht.«

»Gut, gut! Lassen Sie uns zu unsrem Geschäfte kommen. Waren Sie je in Ulm?«

»Nein!«

»Das ist schade, indes will ich versuchen, Ihnen klarzumachen, was ich wünsche. Im Münster in Ulm sind die Stühle im Chor, die Prälatensitze, meisterhaft in Holz geschnitzt. Man kann sich kaum etwas Zierlicheres und Eleganteres denken. Gleich als ich sie zum erstenmal sah, wünschte ich ähnliche Arbeit in unsrer Schloßkapelle zu haben und überredete meinen Vater, ein Gitter vor den Altar in dieser Weise schneiden zu lassen. Der Bildschnitzer, der es übernahm, hatte wenig Geschmack, die Arbeit ist plump und

ungefällig.«

»Und das soll ich gut machen?«

»Nein, ich weiß recht gut, daß es angenehmer und leichter ist ein Gedicht, ein Buch, ein Bild, also noch mehr eine Schnitzerei selbst besser neu zu machen, als eine verrenkte Arbeit einzurichten. Ich wünsche denn auch etwas Neues. — Nach Ablauf des Trauerjahres um meinen Vater, also nach fünf Monaten, heirate ich meinen Vetter; ich möchte bis dahin eine schön geschnitzte Kniebank zur Benützung bei der Trauung haben. Wollen Sie die Arbeit übernehmen und zu rechter Zeit abliefern?«

»Dazu müßt' ich erst den Raum, den sie einnehmen soll, kennen; ich müßte ferner Holz besorgen, das zu dem andern in der Kapelle verwendeten paßt, und endlich muß ich Pläne und Entwürfe zeichnen, ja für sehr erhabne Arbeit Modelle anfertigen.«

»Das erste Hemmnis soll sogleich dadurch überwunden werden, daß ich Ihnen die Kapelle zeige; das zweite wird sich heben lassen, da es in unsern Remisen gewiß trocknes Holz aller Art gibt, für das dritte endlich zu sorgen ist Ihre Sache.«

»Sehr wahr. Ich werde Ihnen sagen, was ich thun kann, nachdem ich genauer weiß, was Sie verlangen.«

Der Kapelan verstand sich offenbar besser auf die Zeichen von Gunst und Zuneigung, die vornehme Leute anderen zu geben pflegen, oder er war leichter zu befriedigen als der Drechsler. Herr Ambrosius hielt ihn von nun ab für den erklärten Schützling Ceciles und richtete sein Betragen danach ein. Cecile war die aufgehende Sonne, und an Höfchen und Höfen wie im geringsten Herrenhause weiß man das Morgenrot der Herrschaft zu schätzen, wenn man klug ist. Es hat noch kein Fürst einen Thron bestiegen, ohne daß er auf Kosten seines Vorgängers in den Himmel erhoben worden wäre. Wirkliche Hoffnungen knüpft allerdings nur der beschränkte Unterthanenverstand an solchen Wechsel, denn jeder Unbeschränkte weiß, daß von dort kein Heil kommen kann. Einmal weil der Fürst im besten Fall nur Halbes thun kann, wenn er sich nicht selbst aufgeben will, und zweitens weil die naturwidrige

Erziehung der Fürstenkinder, die krummen Rücken ihrer Umgebung, wenn sie kaum gehen können, kurz der ganze Betrug von Gottesgnaden ihnen auch das Wollen des Rechten unmöglich macht. Es gibt nur eine Bahn, in der Fürsten, die nicht zufällig Genies sind, wandeln können, sie kehren alle in den Schlendrian der Vorfahren, den sie nur etwas modern zustutzen lassen, zurück. Es kann also niemand, am wenigsten das Volk, gewinnen, denn das Laudemium, das die Fürsten beim Regierungsantritte gewöhnlich zahlen, ein wenig Amnestie, ist die Illuminationskosten nicht wert. Gleichwohl drängt der Kampf um ein hündisches »Sein oder Nichtsein« die unnützen Unentbehrlichen, die Trabanten des verlöschenden Planeten, sich dem neuen sofort und im voraus auch unentbehrlich zu machen. Le roi est mort, vive le roi! Diese Phrase, in die man die ganze Idee des Königtums bannt, ist nicht mehr als eine Speichelleckerei und zugleich ein höhnisches Schnippchen, das man dem Toten, dessen Loblied eben noch auf allen Zungen war, in die Grube nach schlägt. Könige können keine Freunde haben, weil ihr ganzer Denkkreis durch offizielle und legalisierte Lügen dermaßen beschränkt ist, daß der Freund, der die Lüge nicht achten und schonen kann, weil Freundschaft ohne Wahrheit nur ein Aftergewächs ist, durch sich selbst ein fremdes und unverständliches Element für den Fürsten wird. Man nennt den Respekt für jahrtausendalte Lügen Pietät und Treue, aber werden sie darum Wahrheiten? Man findet die Unterstützung der Lüge rührend und womöglich poetisch und hat Gesetze gegen Meineid? Bezeichne man den Kampf der Neuzeit wie man will, man wird gestehn müssen, daß die offizielle Demoralisation, das polizeiliche Anhalten zur Lüge und Heuchelei eine Unmöglichkeit sein wird, sobald die äußere Nötigung dazu nicht in der Organisation des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens gegeben ist. Der Faden der Lüge zieht sich konsequent durch Staat, Gesellschaft und Familie hindurch, aber er reißt auch überall, wird er in einer dieser Sphären durchschnitten. So ist es auch mit dem Anschluß der »Freunde« des Sterbenden an den Erben, mit der Untreue gegen die Person unter

dem Scheine der Anhänglicheit an die Idee, — ein Akt, der die gewöhnlich zwischen Herrscher und Thronfolger waltende Verstimmung und Eifersucht bedingen hilft. Auch dies Element spinnt sich durch alle Verhältnisse bis in die Familie hinab. Zwischen der Gräfinwitwe, deren Regiment mit dem Trauerjahr ablief, und Cecile, machte sich diese Spannung bereits geltend und lockerte das ohnehin nie innig gewesne Verhältnis zwischen Mutter und Tochter noch mehr. Cecile war nichts weniger als hart, aber sie wußte es nicht anders, als daß jetzt die Reihe an sie gekommen sei, daß sie das Recht habe nach ihrem freien Belieben Anordnungen zu treffen und ausführen zu lassen, ohne der Zustimmung der Mutter zu bedürfen. Die Diener, die sich von ihr direkt Befehle holten; der Kapelan, der sich müde sann um ihren Wünschen, die er sonst nur lavierend beachtet, zu begegnen, und vorzüglich die Insinuationen der Tante Klothilde, die das Vergnügen haben wollte, der verhaßten Schwägerin das Zepter entwunden zu sehn, alles bestärkte sie darin, daß sie jetzt ein unveräußerliches Recht habe — auf ihre Mutter möglichst wenig Rücksicht zu nehmen. Der zeremoniöse, rein förmliche Verkehr, in dem sie seit je mit der Gräfin gestanden, die sie bis zu ihrem fünfzehnten Jahre nur zu bestimmten Stunden aufsuchen durfte, machte den Riß nicht einmal fühlbar. Die Form wurde auch jetzt beobachtet, wenn auch modifiziert, und das peinliche Gefühl, das Cecile empfand, wenn sie im Begriffe war etwas zu bestimmen, wovon sie im voraus wußte, daß es ihrer Mutter nicht recht sein würde, endete stets mit dem Aufatmen, — »nur noch wenige Monate, dann bezieht sie den Witwensitz und wir können thun, was uns beliebt.« — Sie waren einander fremd, die Formlüge, die sie verband, war auch ihre Trennung.

Der Kapelan hatte allen Grund zu fürchten, daß er in ziviler Weise verbannt und mit einer kleinen Pension entlassen werden dürfte, sobald das junge Paar, dessen Gunst er sich nicht zu erfreuen hatte, erst ganz die Zügel der Regierung ergriff. Da es ihm nun ebenso sehr um seinen langgewohnten Platz an der unteren Tischseite der gräflichen Mittags- und Abendtafel, als um die

Gelegenheit zu thun war, Neuigkeiten, Anekdoten und — (mit gesenkten Augenlidern) — Skandalosa aus der großen Welt zu hören und dabei auf die bequemste Weise unter dem Vorwande gelehrter Studien müßig zu gehn, suchte er alles auf, was ihn in seiner Stellung halten konnte oder ihn wenigstens nach seiner Meinung zu halten versprach. Kaum war er sich darüber klar geworden, daß Cecile den Drechsler protegiere, als er es sich angelegen sein ließ, diesen für sich zu gewinnen.

Hennings hatte die Arbeit für die Kapelle übernommen und seine Werkstatt zum Teil in der Kapelle selbst, zum Teil in der daranliegenden Sakristei aufgeschlagen, da er zu Hause für so ausgedehnte Werke keinen Raum fand und überdies hierdurch seiner kränkelnden Frau das Geräusch der Arbeit ersparen konnte.

Einen Kampf hatte es freilich gegeben, ehe Cecile diese Profanation durchsetzte. Zumal hatte Gräfin Klothilde ein Anathem über das andere ausgestoßen, aber der Kaplan, den sie zur Unterstützung aufforderte, hielt sich »äußerst« neutral im Hintergrunde und war um alle Welt nicht zum Aussprechen einer entschiedenen Ansicht zu bewegen. Es wäre in der That leicht gewesen, eine Remise oder selbst ein Zimmer im Erdgeschosse des Schlosses für den Zweck herzurichten, aber Cecile erklärte, daß sie die Arbeit selbst beaufsichtigen wolle und durchaus nicht Lust habe, über den Hofplatz in eine Remise oder unten in eins der feuchten Zimmer zu gehn, und daß ihr außerdem die Kapelle für eine Arbeit, zu der Licht unumgänglich nötig sei, am passendsten schiene. Während der Messe, die der Kapelan täglich las, und die außer Gräfin Klothilde und ihrer alten Duenna ohnehin niemand besuchte, ruhte die Arbeit.

So war der Drechsler aus dem Dorfe plötzlich in ein Verhältnis zu den Bewohnern des Schlosses getreten, das nur zum Scheine und für solche, die ihn nicht kannten, ein abhängiges war. Cecile ging äußerst schonend mit ihm um und beschäftigte sich gern und viel mit seiner Arbeit, wobei sie nicht unterließ, durch Fragen aller Art über seine Lage und vor allem über seinen Lebenslauf Notizen zu

sammeln. Indes, entweder konnte oder wollte der Mann nicht so antworten, wie sie es wünschte, genug, sie bekam trotz aller Mühe kein festes Bild. Dagegen schien sie einen andern, unbeabsichtigten Erfolg zu erringen: der Drechsler, jetzt wieder in einen Bildschnitzer umgewandelt, zeigte eine auffallend rege persönliche Teilnahme für sie, und sie fand den Platz, den sie gewöhnlich einzunehmen pflegte, wenn sie sich an seinen Werktisch setzte, stets von Staub gereinigt und die Arbeit selbst so gewendet, daß sie jeden Zug des Meißels verfolgen konnte. Sie nahm diese Huldigung, so wie andere, die ihr der Meister oft in seiner barocken Weise darbrachte, hin und fühlte sich sogar dadurch geschmeichelt. Sie hatte bisher noch ziemlich einsam gelebt, es war ihr darum nicht viel gehuldigt worden, ihre Eitelkeit war noch nicht blasiert und ihre Koketterie noch natürlich. Sie gab ihrerseits, da Hennings trotz seines barschen Tones und des Mangels geselliger Tournüre, der sich mehr herausstellte, als Cecile geglaubt, immer die gemessensten Schranken hielt, ihren Lobsprüchen über die Arbeit stets eine schmeichelhafte Wendung, die ebenso gut dem Arbeiter gelten konnte, und schien sich außerdem mehr und mehr mit der Weltanschauung ihres Günstlings zu befreunden. Sie stellte oft Fragen der Art, daß Hennings bei größerer Weltkunde die Absicht hätte herausfühlen müssen, man wolle ihn über das und jenes nur darum hören, weil er in anderer als der gewohnten Weise drüber spreche. Er war zu unbefangen, zu grade, wenn er einem freundlichen Gesichte gegenüberstand, als daß er nach Absichten hätte forschen können. Und schlimme waren auch in der That nicht da, obgleich er nur unterhielt, wo er den Apostel zu spielen glaubte. Er ließ sich warm hinreißen und warf seine Gedankenspäne mit den Holzsplittern zugleich in die Luft, aber trotz seiner Glut konnte er keinen tieferen Eindruck machen, weil seine Weise zu abrupt und zu regellos war. Die Entgegnungen der Gräfin, meist in ein launiges Gewand gekleidet, machten viel mehr Eindruck auf ihn, als seine Ausfälle auf sie. Sie brachte es durch einfach praktische Bemerkungen, ähnlich denen seiner Frau, aber hier mit größerer

Sicherheit ausgesprochen, dahin, daß er zu zweifeln anfing, ob seine bisherige Lebensweise neben der von aller Welt und mit dieser zugleich, wirklich so richtig sei, als er gemeint. Das Abnorme seiner Handlungen, das niemand zur Nachahmung einlud und das doch nur durch Nachahmung segensreich werden konnte, wenn es überhaupt gut war, fiel ihm nun schärfer in die Augen. Er hatte es in seinem isolierten Zustande bisher nur in einer gewissen trotzigen Weise beurteilt, er hatte nie überlegt, daß sein Einzelkampf gegen die herrschende Macht in seiner Sphäre in der That mehr einer hartnäckigen Quälerei seiner selbst wie seiner Familie gleichkam … Aber er hatte darin Befriedigung und Frieden gefunden, er war stolz, vielleicht sogar eitel auf seine exklusive Stellung gewesen. Cecile riß ohne direkte Absicht den Schmuck dieses Traumes ab und machte dadurch wieder neue Wünsche in seinem Herzen rege. Er hatte ein Netz um sich gespannt und einen Wall um seine Ideen gezogen, wie dies die Art der Menschen ist, die nicht über sich selbst und ihre Familie hinausgehn mögen; hinter diesen Palissaden hielt er sich für fertig und für alles gewappnet, aber ein Schritt ins Leben hinein, in die Welt, die er für immer von sich gestoßen zu haben glaubte, zeigte ihm Lücken und Trugschlüsse. Oft war er auch nur durch das Ungewohnte geblendet und gab die eigne Wahrheit für eine bunte, von schönem Namen maskierte Lüge.

Es fehlte das dritte, vermittelnde und entscheidende Element in diesem Kampfe, der nur auf der einen Seite ernst geführt wurde, und um es zu ergänzen, gab Hennings nun auch dem Kapelane Gehör, wenn er auch bald fühlte, daß dieser einen ebenso großen Mangel an Ursprünglichkeit habe, als die Gräfin daran reich war. Ehren Ambrosius war augenblicklich bereit, in irgend einem Folianten der Bibliothek über diesen oder jenen Punkt nachzuschlagen, er brachte für alles Citate, aber Urteil, ja auch nur ein Zusammenschmelzen verschiedner Urteile war seine Sache nicht. Die Gräfin schmiegte sich zum mindesten mit einer Art von Wißbegierde an Dinge und Ansichten, die ihr fremd waren, der Bakkalaureus aber versicherte sogleich, Cicero in seinem Buche

über die Pflichten oder seinen tuskulanischen Untersuchungen, sowie der Kirchenvater Eusebius traktiere die Sache ganz anders, und solchen Autoritäten könne man doch wohl die geziemende Achtung nicht versagen, denn Cicero, obgleich ein Heide, sei doch ein grundgelehrter Mann gewesen, ohne den wir eine Menge Verse des Ennius, z. B. den »Unus homo nobis cunctundo restituit rem« auf den berühmten Fabius cunctator, nicht wüßten. Solche Gründe, die der ungelehrte, obwohl verständige Drechsler nun nicht in vollem Maße zu würdigen verstand, machten ein vernünftiges Weiterspinnen der Debatte unmöglich, und glaubte Hennings angesichts der Teilnahme der Gräfin und der langen, verdutzten Gesichter des Paters schließen zu können, daß zum mindesten die Mehrzahl seiner Ideen bei begabten Menschen Beachtung fände, auch wenn die Borniertheit, — denn er hielt Herrn Ambrosius Feigenblatt trotz seiner Kenntnis des großen Heiden Cicero und des noch größeren Kirchenvater Eusebius für borniert, — nicht damit auszukommen wüßte.

In der Richtung der Gedankenwelt, zur Berichtigung schiefer Ansichten war der Bakkalaureus der freien Künste also nicht zu brauchen, dagegen nahm der Drechsler ein anderes Anerbieten gern an.

Christian kam ab und zu hinauf und wurde nur heimgeschickt, wenn der Vater glaubte, die Gräfin könne kommen. Er fühlte, daß der Knabe nicht kindlich und angenehm sei, obgleich er selbst die Schuld davon trug, er fühlte es und wünschte darum nicht, daß ihn die Gräfin sähe. Der Kaplan traf ihn dagegen oft, sprach mit ihm und bewunderte seinen regen Geist und seine rasche Fassungsgabe. Als er sah, daß der Handwerker immer festeren Fuß in der Gunst der Gebieterin fasse, und daß diese gewiß Rücksicht auf ihn nehmen würde, da sie, sobald die Kniebank erst vollendet, schon neue geschnitzte Boisserien in mehrere Zimmer bestellt hatte, machte er den Vorschlag, den ersten Unterricht Christians zu übernehmen, und vermaß sich hoch und teuer, ihm das Lesen aller Arten von Schrift, sowie das Schreiben deutscher Kurrent- und

Kanzleischrift in weit kürzerer Zeit beizubringen als der Dorfschullehrer, der allerdings wenig für sich hatte, da er nicht mehr noch weniger als ein pensionierter Unteroffizier war. Ja er versprach sogar mit diesem Unterrichte sogleich durch Memorierübungen die Elemente der lateinischen Sprache in den Kopf seines Scholaren zu prägen und, wie sich von selbst versteht, die Religionslehre in den Kauf zu geben. Von diesen glänzenden Versprechungen war indes vorläufig nur der Elementarunterricht den Wünschen des Vaters genehm. Er fürchtete mit Recht, daß ein übertriebnes Anstrengen des Knaben nachteilige Folgen auf seine Gesundheit ausüben müßte, obgleich er keineswegs der Ansicht war, daß es für ein leichtfassendes gesundes Kind, wäre es auch nur zur Übung des Verstandes, irgend einen überflüssigen Unterricht gebe. Das Gedächtnis der Kinder, das bekanntlich von wunderbarer Schärfe ist, nimmt spielend auf und behält das Erlernte, auch wenn es nicht weiter verarbeitet wird, so daß später die rationelle Methode, das Erkennen und Lernen durch Schlüsse, mächtige Unterstützung findet. Wer darum das Geschick hat, Kindern spielend eine Menge von Begriffen beizubringen, ohne sie abzuspannen und zu ermüden, erleichtert ihnen nicht nur späteres Begreifen, sondern macht ihnen außerdem noch die Freude, daß sie oft in anscheinend schwierigen und verwickelten Gedankenketten mühlos das Richtige finden, weil sie es vorher gewußt und gekannt. Der Zusammenhang, der ihnen nun plötzlich einleuchtet, führt sie fast ohne weitere Hinweisung darauf, daß auch anderes zusammenhängen müsse und damit ist das intellektuelle Bedürfnis für immer in sein Recht gesetzt. Man hat die Notwendigkeit eines Vorunterrichts der Kinder in neuerer Zeit vielfach erkannt, ohne darum immer den richtigen Weg einzuschlagen. Die Spielschulen sind wenig anderes als Bewahranstalten für die Kinder vielbeschäftigter Eltern, die durch den Betrieb ihres Gewerbes abgehalten sind, ihre Kleinen den Tag über selbst zu beaufsichtigen. Man läßt sie thun und treiben, was sie mögen, und sorgt nur dafür, daß der Tumult und die Schlägereien nicht zu arg werden;

höchstens wenn der Aufseher oder die Aufseherin ganz besonders guter Laune ist, kommt es zu einem allgemeinen Spiele ohne weiter liegenden Zweck. Ist dann das gesetzlich vorgeschriebene Alter erreicht, so verfallen die Opfer sogleich der zähen Methode, die sich's unter dem Vorwande planmäßiger Erleichterung des Unterrichts recht angelegen sein läßt, in geraden, gegeneinander geneigten Linien vorwärts zu schreiten. Das ganze Sinnen und Trachten der Kinder ist ein wellenförmiges, und um große Resultate zu erzielen, muß man dieser Wellenbewegung folgen können und die Schwingungsknoten benutzen, nicht aber mitten hindurch eine starre, reizlose Linie ziehen. Kinderschulen sollten mit Bildern aller Art geschmückt sein und hierin einen immerwährenden Wechsel darbieten. Der schlechteste Holzschnitt eines Pfennigblattes wird dem Kinde unendlich lehrreicher sein als die beste methodische Beschreibung und Begriffsentwickelung. Bilderbogen sind die instruktivsten Handbücher für Kinder, wie denn überhaupt das »Schauen« das beste Bildungsmittel ist. Der Sohn einer wohlhabenden Familie aus den oberen Schichten der Gesellschaft wird oft bei mittelmäßigen Fähigkeiten und schon im Jünglingsalter eine überraschende Sicherheit und Gewandtheit im Urteile zeigen, ein treffender Witz wird in seinem Munde nicht zu den Seltenheiten gehören und vor allem wird ihm eine gewisse Übersicht und ein Nicht aus der Fassung kommen eigen sein. Man suche die Ursache davon nicht allein in anerzognen und durch seine Stellung ausgebildeten Elementen. Sie liegt darin, daß er vor andern eine große Reihe von Anschauungen aus allen Sphären voraus hat, daß er deshalb mehr Anknüpfs- und Vergleichspunkte in sich trägt, also rascher urteilen und leichter witzig sein kann, denn Urteil und Witz beruhen beide mehr oder weniger auf dem Vergleichen. Es darf darum jene sprichwörtliche Unbeholfenheit der Gelehrten im Salonleben neben dem sicheren Auftreten flacher Gecken, die man nicht ganz mit Recht allein auf Gewohnheit und Ungewohnheit zurückführt, gar nicht überraschen: Die einen sind reicher an methodisch entwickelten Begriffen, die andern in der Regel an

Anschauungen, und die Anschauung siegt dort immer, wo nicht das Erkennen, sondern das Kennen allein Wert hat. Der Verein beider Eigenschaften aber gibt stets eine ungewöhnliche Bedeutung, er gibt Bildung und Unterrichtetsein im großen Sinne, und stellt den Mann im Leben wie auf dem Katheder in gleiche Höhe. Durch diesen Verein erst wird eine gewisse Vielseitigkeit möglich, die auch durch die gründlichsten Stubenstudien nicht erreicht oder wenigstens nicht für das Leben nutzbar gemacht werden kann. Bilderbogen für die Kinder, Reisen für den Mann, das sind die Elemente, das die Basis, auf die sich ein stolzes und schönes Gebäude aufführen läßt, in dem große, lichte Gedanken wohnen können. Man kann sich anheischig machen, in einem halben Jahre Kinder durch Bilder und daran geknüpfte Erläuterungen weiter zu entwickeln, als durch drei Jahre des besten methodischen Unterrichts. Die Methode ist dem jungen Verstande eine Zwangsjacke, das Spiel mit Bildern eine Freude, die dem Kinde über alles geht. — Über das Reisen aber als vorzüglichstes Bildungsmittel ist oft genug gesprochen worden, man weiß es längst, daß man in der That »vom Spazierengehn und von der Luft« gescheit werden kann.

Hennings glaubte, daß er bessere Nahrung für seinen Knaben wisse, als sie ihm der Kaplan geben konnte, so sehr er ihn fähig hielt, mechanische Unterrichtsrequisite, wie Buchstabenkenntnis und dergleichen in Christians Kopf zu schaffen. Die andern Anerbieten des Paters abzulehnen, bestimmten ihn indes sicher noch andre Gründe als die von ihm angegebenen: der Sohn eines Handwerkers, wieder zum Handwerk bestimmt, brauche das Latein nicht, und zur Auffassung religiöser Lehren sei er noch zu jung. Wenigstens sprach die Vorsichtsmaßregel, daß die Unterrichtsstunden in Gegenwart des Vaters vorgenommen werden mußten, sehr für einen Hinterhalt. Der Drechsler schien zu fürchten, daß das Abc seiner Protestation ungeachtet, zwar nicht lateinisch, — das hätte er verziehn —, aber irgendwie konfessionell traktiert werden dürfte. Vor dem Latein aber mochte er Respekt haben, weil die vorgeschlagnen Memorierübungen

allerwahrscheinlichst eher den Kirchenvater Eusebius als den Heiden Cicero zur Grundlage gehabt hätten.

Nachdem alldies reiflichst erwogen und besprochen worden, übernahm Herr Ambrosius Feigenblatt den Knaben und begann den Unterricht mit vielem Eifer und einem Geschicke, das Hennings ihm nicht zugetraut hätte. Er überwand den Widerwillen, den ihm Christian entgegensetzte, zwar nicht, und hätte oft auf den schmalen, blassen Lippen seines Scholaren ein Lächeln sehen können, das zwischen Bosheit und einer Art von Verachtung die Mitte hielt, aber da dieser Widerwille nur seiner Person galt, seine Lehren dagegen aufmerksam hingenommen wurden, endlich der Fleiß des Knaben das übrige that, blieb ihm immer nur die angenehme Pflicht, die Fortschritte seines Schülers zu loben.

Christian hatte bald nach Beginn der Lektionen, nachdem er kurz vorher eine Debatte zwischen seinem Vater und dem Kaplan belauscht, in der, wie er glaubte, sein zukünftiger Lehrer auf arge Weise geschlagen worden, Hennings gefragt: »Muß man einen dummen Menschen für klug halten, weil er mehr gelernt hat als wir?«

»Warum fragst du so?«

»Weil der Kaplan sehr dumm ist und ich von ihm lernen soll.«

»Du sollst von ihm nur lernen, was er weiß, und was brauchbar ist, zunächst Lesen und Schreiben, das muß jeder Mensch können. Wirst du einmal klüger als er, desto besser für dich, vorläufig kann man dich weder dumm noch klug nennen, du wirst aber später Gelegenheit haben zu zeigen, was du bist.«

»Aber ich brauche nicht wie die andern Kinder im Dorfe zu glauben, daß der »Herr Lehrer« alles am besten weiß, ich brauche den Kaplan auch nicht für klug zu halten?«

»Lerne von ihm, das ist alles, was ich von dir verlange.«

Und Christian ließ sich das gesagt sein. Er lernte in der That rapide und hörte auch die Erzählungen an, mit denen Ehren Ambrosius die trockne Kost würzte, aber über die Buchstabenformen hinaus galt die Autorität des Lehrers nicht. Daß

Hennings mit dieser Unterscheidung einverstanden war, stand ganz in Einklang mit seiner sonstigen exzentrischen Richtung; er richtete hierin, wie immer, sein und seiner Familie Leben auf den Fuß des Kampfes gegen Unwahres ein, vergaß aber auch hier wie immer, daß die Resultate dieses Kampfes in ihrer Vereinzelung nachteilig zurückwirken mußten, und daß selbst jeder Sieg eine Niederlage war. Es ist eine grobe Unwahrheit, zu behaupten, daß Kinder von vornherein »gläubig« sind, im Gegenteile sehn sie in der Regel klar und fassen nur das Unverschleierte gern und willig. Die Anlage zur Sittlichkeit, die sich bei ihnen als sogenannte Kindereinfalt, Unschuld und Naivität mit der ganzen Gewalt der Ursprünglichkeit äußert, muß erst untergraben und verderbt werden, ehe das Kind für das Leben in der »wohlerzognen« Gesellschaft erträglich wird. Es gehört darum schon ein Grad von Verderbtheit oder eine frühreife Unterscheidungsfähigkeit, wie sie Christian besaß, dazu, wenn Kinder von Lehrern lernen mögen, die ihnen etwa durch Gespräche der Eltern herabgesetzt werden. Der Lehrer muß ihnen als ein Muster in allem gelten, sonst glauben sie ihn in allem zu überragen. Das ist weder Eitelkeit noch Arroganz, denn beides ist dem »Kinde« fremd, sondern eine natürliche Folge, ein instinktives Erkennen des Wertes der Sittlichkeit. Wie die Sachen einmal stehn, bleibt in der Regel nichts anderes übrig als die Kinder hierin, wie in vielem anderen, zu belügen und sie nach und nach durch die ganze Kette der Erziehungslügen hindurch zu jener Gläubigkeit zu bringen, die endlich auch das Widersinnigste demütig hinnimmt. Es ist dies entschieden der einzige Weg, für die jetzige Gesellschaft Bürger zu erziehn, die andere richtigere Weise, in der dem Kinde nie eine Lüge gegeben wird, führt jetzt unzweifelhaft dahin, unglückliche Menschen heranzubilden, die auch andere unglücklich machen müssen. Sie können keinen Frieden haben, ein ewiger Groll, eine anhaltende Bitterkeit reibt sie auf oder verwickelt sie in Kämpfe, in denen sie von der Überzahl der Gegner erdrückt werden. Konsequenz im Guten ist vorläufig praktisch geradezu unmöglich, sie muß im Irrenhause oder durch Selbstvernichtung enden. Und

das Lavieren, mit dem sich die Erkenntnis begnügen muß, ist etwas so Widerwärtiges, und reizt dermaßen zur Verachtung anderer und zur Wut gegen die eigne Ohnmacht, daß es mehr als wahrscheinlich ist, die allergrößten Schurken seien grade aus überlegner Erkenntnis des Guten und aus Haß gegen die Gewohnheit, die sich ihnen entgegenstemmte, in den polaren Gegensatz ihrer besseren Überzeugung gehetzt worden. Wir sehn wieder, daß die Lüge das einzige Mittel ist, das Bestehende zusammenzuhalten und den Schein der Ordnung herzustellen.

In dieser Weise ging es ohne merkliche Störung wochenlang fort. Cecile hörte nicht auf, die Werkstatt täglich zu besuchen, irgend eine launige Frage an den Arbeiter zu richten und seine rhapsodischen Ergüsse anzuhören; der Pater hielt seine Lektionen pünktlich und war nach wie vor mit seinem Schüler zufrieden; Hennings endlich wanderte alle Tage lieber ins Schloß hinaus und sah in der freundlichen Gräfin bald ein Muster von Liebenswürdigkeit. Es ist den Großen so leicht gemacht, durch ein wenig Güte auch die widerstrebendsten Elemente sich nachgiebig zu ziehen und prinzipielle Feinde zu Freunden zu gewinnen. Der Drechsler ließ mehr und mehr von seiner Schroffheit, und wie er damit seinen festen Boden verlor und sich in eine fremde Region drängen ließ, äußerte sich der Rückschlag nach und nach auch fühlbarer für sein Familienleben.

Seine Frau war nach wie vor krank, auch wenn sie sich von Zeit zu Zeit wohler fühlte und thätig sein konnte. Ihre Krankheit brachte eine große Reizbarkeit mit sich, ihre Gemütsstimmung war aufgeregt und riß sie zu Äußerungen hin, die für ihren Mann verletzend waren. Sie hatte zuerst die Übernahme der Arbeit im Schlosse freudig begrüßt und das, was Hennings von dem Entgegenkommen der jungen Gräfin erzählte, wohlgefällig angenommen, sie hatte sogar das Fortgeben der Schnitzerei stillschweigend gutgeheißen, — als Hennings aber immer mehr mit Enthusiasmus von der Schloßdame sprach, endlich aber von ihr schwieg und überhaupt nachdenklich wurde, solang’ er zu Hause

sein mußte, aber mit einer gewissen freudigen Eilfertigkeit mit dem Schlage der Stunde hinaufeilte, fühlte sie sich peinlich und im höchsten Grade unangenehm berührt. Sie war es jetzt, die all' die so oft von ihr bekämpften Ansichten ihres Mannes hervorsuchte und pries; sie war es, die ihm endlich direkt den Vorwurf machte, er sei im Begriffe, sich selbst untreu zu werden. Auch daß Christian zu gewissen Stunden die Schloßkapelle meiden mußte, fiel ihr auf, sie kombinierte mit der Phantasie einer Kranken, die sich vernachlässigt glaubte, mit der mißtrauischen Phantasie einer Eifersüchtigen, sie klagte, schmollte, empfing ihren Mann kalt und mit spitzen Bemerkungen, die ihn zu harter Entgegnung reizten, — es gab Thränen, und ein Riß zwischen zwei Menschen, die sich einst freiwillig ihre Ansprüche an die Gesellschaft geopfert, bereitete sich vor, ohne daß ein positiver Grund dazu vorhanden war.

SECHSTES KAPITEL.

EINE KRISIS.

Es gibt eine überraschende Verwandtschaft zwischen Theorie und Praxis, Traum und Leben, Phantasie und Wirklichkeit, mit — Farbe und Form. Die Theorie, der Traum und die Phantasie ohne Rücksicht auf äußere Gestaltung, auf Anwendung und Verwirklichung, reizen sofort und ziehen ohne Kampf siegreich mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen in Kopf und Herz des Menschen ein. Der Jubel ist so groß, daß man den inneren Widerwillen der Natur gegen diese Elemente im Augenblicke völlig übersieht und erst später das Unzureichende, Unbefriedigende zu fühlen anfängt. Ganz ebenso wirkt die Farbe auf das Kinderauge, und der Beobachter kann dabei dem seltsamen Schauspiele zusehn, daß der äußere Sinn sich sichtlich gegen etwas sträubt, das von der »Quintessenz« der Sinne mit Jauchzen aufgenommen wird. Bunte Farben ziehen Kinder unwiderstehlich an, sie jubeln und greifen danach, aber es ist eine Art von schmerzlicher Wollust, die sie empfinden, ihre Lider zucken, man kann an dem Blinzeln, an dem wechselweisen Dehnen und Zusammenziehen der Pupille, das stets selbständig neben den Äußerungen der Freude hergeht, deutlich wahrnehmen, daß die Sehnerven durch das vielfach gebrochne Licht unangenehm affiziert werden. Das Spiel, das Händeklatschen dauert eine Zeit, dann wenden sich die Augen ermüdet ab, das Kind überzeugt sich, daß die Farbe nichts Tastbares ist und verlangt nach neuem Spielwerke.

Gegen die Praxis und alles Wirkliche sträuben wir uns dagegen mit einer gewissen Angst, es muß uns fast aufgedrungen werden,

wir müssen uns daran gewöhnt haben, ehe wir es fest anfassen. Wir ziehen ungern ein neues Kleid an und dachten uns doch in diesem Kleide vorher ganz prächtig. Haben wir uns in ein Verhältnis aber erst eingewöhnt, sind wir mit einer Sache erst vertraut, so finden wir nur im Verkehre damit, im Schaffen und Handeln volle Befriedigung. — Man gebe Kindern einen greifbaren Gegenstand, ein geformtes Etwas, das ihnen fremd ist, und sie werden sich fürchten, wohl gar weinen, — haben sie aber erst den Versuch gewagt zu tasten und zu befühlen, so wollen sie von ihrer Puppe nicht mehr lassen, sie drücken sie an sich und überhäufen sie mit Zärtlichkeiten. Das ist Kinderart. Und wie uns trotz jenes Bangens eine nicht zu betäubende Sehnsucht in das Leben zieht, so fühlen sich auch die Kinder zu Gegenständlichem gedrängt, und ist der Ausdruck ihrer Augen, wenn auch ihr ganzer übriger Körper von Furcht zittert, nie ein anderer als — Neugier. Sie fürchten das tastbare Unbekannte, aber sie wünschen es. Es liegt dies also in der Naturanlage des Menschen, solang' sie unverfälscht ist. Die Verbindung der Farbe mit der Form ist entweder Raffinement oder Verklärung; die Praxis von der Theorie erläutert, steht höher als gedankenlose Empirie; das Leben im Schmuck des Traumes, die Wirklichkeit im Mondlichte der Phantasie, — so sind beide erst mit jenem schmerzlich wollüstigen Reize ausgestattet, den man zugleich liebt und fürchtet. Der Schein als Putz für die Wahrheit, — denn die Farbe ist Schein, — macht auch in den verkehrtesten Verhältnissen das Leben möglich, wenn man die Fähigkeit hat, das Wirkliche äußerlich, objektiv und fern zu fassen und aus dem Inneren heraus das Reizende, den Schein, die Farbe hinan zu dichten. Aber die Farbe muß eine subjektive sein, man muß, um solches Leben zu lieben, in der Gesellschaft nach außen so stumpf und dumpf geworden sein, daß man gar keine objektiv gegebne »Farbe« mehr anerkennt. Das ist das einzige Mittel, ohne Verstimmung durch das Treiben von oben und unten zu schreiten. An das Förmliche gewöhnt man sich nach und nach aus angeborner Trägheit, und für die Farbe, an die man sich nicht gewöhnen kann, trägt man selbst

Sorge. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf diese Weise jene Reihe nicht alltäglicher Menschen, die eine Art von »höherem« Egoismus affichieren, mit dem Leben fertig werden. Daß wir aber jetzt den Schein brauchen, um das förmlich Gegebne schön zu finden, ist entweder ein Zeugnis gegen uns oder die Form selbst. Die Farbe ist heiter, wirkt rasch und — verstimmt zuletzt; die Form ist ernst, wirkt schwerfällig und macht — heiter. Daher kömmt die höchste ernst-freundliche Bedeutsamkeit der farblosen Form in der plastischen Kunst und jene edle, fast kindliche Einfachheit, die wir an allen großen plastischen Künstlern wahrnehmen können. Ihr ganzes Wesen ist ein Entkleiden des Seins vom Scheine. Thorwaldsen würde seine besten Werke, seinen Ganymed und seinen Mars lieber zerschlagen haben, ehe er Tünche hätte darankommen lassen. So wie die Summe des Lichtes farblos ist, müßte die höchste Phase der Lebensentwickelung auch farblose Reinheit geben, d. h. wir müßten auf der letzten menschlichen Bildungsstufe allem Reize durch Schein entsagen und das nackte Wahre allein für begehrlich halten. Wir kommen auch dahin, wir kommen zu jener ernsten Heiterkeit, die das Ungestüm, aber nicht die Innigkeit ausschließe, nur gilt es erst die lügenhaften Farben, den täuschenden Köder, den wir uns selbst hinhalten, zu entfernen. — Dieser Schluß widerspricht nur scheinbar der oben angeführten Läuterung und Verklärung durch Farbe und Theorie. Theorie, die praktisch Form nimmt, so daß sie sich nicht als für sich bestehend geltend macht; Farbe, die mit der Form zugleich wird, so daß sie als natürliches Aggregat erscheint, das keine selbständige Berücksichtigung verlangt, geben an und für sich keine Gelegenheit zur Täuschung, und endlich hat diese Läuterung und Verklärung nur Sinn und Zweck, wenn die Form, das Wirkliche, unvollkommen ist, nicht aber in einem Normalzustande, von dem unten die Rede war. Man verzeiht in einem Gemälde Titians wohl der Farbe zuliebe eine inkorrekte Zeichnung, man bewundert aber die Galathea Rafaels auch unkoloriert im ersten besten schwarzen Umrisse.

Der Formsinn ist der überlegne, der Farbensinn der minder

solide und vergängliche. Der Formsinn ist der Sinn der Zukunft; das Zeitalter der Farben ist vorüber, sie verschwinden immer mehr, — nicht aus der Welt, sondern aus der Gesellschaft. Sie verschwinden dort, wo sie mit dem andern Scheine kokettierten, nicht aber, wo sie eine Wahrheit sind. — Es liegt eine gewisse Vornehmheit in diesem Entsagen, obgleich es nicht offiziell ist, in dieser Verachtung des gemeinen Kitzels, und sie wird gute Früchte bringen. So wie die eine Wagschale steigt, muß die andere sinken, je leichter der Schein wird und je weniger Wert man ihm beilegt, desto gewichtiger wird die Wirklichkeit, und in dem Momente, in dem wir uns ernstlich und ohne optische Täuschungen, ohne vage Spekulation und traditionelle Maskeraden mit ihr befassen, ist auch ihr Sieg für alle Zeit entschieden.

Dieser Kampf zwischen Form und Farbe, Sein und Schein, wiederholt sich allenthalben in der Welt und im Menschen und tobt lange Zeit und mit wechselndem Kriegsglücke, bis ihn endlich ein äußerer Anstoß zwingt einen Namen für sich selbst zu finden und über die Regenbogenbrücke hinweg ein festes Ziel zu suchen.

Hennings täuschte sich fortwährend, das Flimmern und Blinken seines Traumlebens, dem er jetzt weniger als je eine Form gab und es auch nur unbestimmt an eine Person zu knüpfen wagte, brachte ihn scheinbar über alles hinweg, er lebte ohne sich wie früher eines Lebenszwecks bewußt zu sein. Die Umstände hatten ihm von außen eine Charaktermaske umgehangen, aber dieser Charakter hatte sich nicht von innen heraus gestaltet, die Maske war eine aufgelegte, nicht mit ihm verwachsne Folie, sie konnte ebenso wieder von außen vernichtet und abgerissen werden. Er war als Jüngling Mann geworden und hatte Form gewonnen, und jetzt als Mann schien er die versäumte Jünglingszeit mit ihren Farbenspielen nachholen zu wollen. Seine Phantasie nahm einen immer wilderen, phantastischeren Schwung, es war so viel Begeisterung und Feuer in seinen Reden, daß der Handwerker mit dem Schurzfelle unter Spänen und Werkgerät nun wirklich für Cecile die originelle unterhaltende Figur war, die sie gehofft. Sie kam immer häufiger

und legte immer weniger Herablassung in ihre Worte, ja sie reichte dem Arbeiter sogar die Hand und vollendete dadurch die Verwirrung, in die ihn ihr Benehmen und seine Phantasie längst gesetzt.

So saß sie eines Abends ihm gegenüber und benutzte seine Schwärmerei dazu ihn von seinen Familienverhältnissen sprechen zu lassen. Er erzählte ihr, wie er dahin gekommen, sich so früh zu verheiraten, was ohnehin in einer Zeit, wo die Mehrzahl der jungen Männer Militärdienste that, nichts Auffallendes war, bei ihm aber noch durch besondre Verhältnisse herbeigeführt worden. Er schilderte seine Frau, seine Kinder, — aber die Art, wie er von diesen sprach, war nicht freudig und offen, wie er ihrer früher gedacht, sondern es klang eine gewisse Verdrossenheit, Mißmut und Gedrücktsein durch.

Cecile glaubte ihn auf dem Wege, auf dem sie ihn wünschte. Sie verstand seine Gedrücktheit so, daß sie meinte, er sehne sich danach frei und fessellos zu sein, um jung wie er war, nochmals den Stab zu ergreifen und sich für die Kunst auszubilden. Das war ihre Lieblingsidee. Rücksicht auf ein ganz gewöhnliches, hausbacknes Weib zu nehmen und so eine vom Zufalle herbeigeführte Voreiligkeit mit dem Untergange eines Talents und lebenslangem Entsagen zu büßen, schien ihr ungerecht und sinnlos. Diese kränkliche Frau konnte nicht die Ursache eines solchen Fehlgriffs werden; diese Knaben, die anderweitig unterzubringen waren und vorläufig noch gar nicht der leitenden Hand des Vaters bedurften, konnten ihrem Plane ebenso wenig störend in den Weg treten. Daß die Trennung, zu der sie reizen wollte, eine unverantwortliche Härte gegen Hennings Familie enthielt, fiel ihr nicht ein, denn — wie gesagt — ein gewöhnliches Weib durfte den Künstler in seinem Fluge nicht hemmen. Eine mächtige Neigung, wie Cecile sie dem Drechsler wohl zutraute, hätte einzig allein ein wirkliches Hindernis abgeben können, aber sie glaubte genau genug zu wissen, daß eine solche jetzt wenigstens nicht mehr da war. Sie wollte den Knoten durchhauen und eine Entscheidung herbeiführen.

»Wollen Sie einmal ganz ehrlich sein?« sagte sie.

»Ich denke es immer zu sein.«

»Wollen sehn! Ich bin überzeugt, daß Ihnen die Verhältnisse, in denen Sie leben, jetzt nachdem Sie wieder ein wenig Kunst gekostet, ganz unerträglich sind. Zugleich fühlen Sie, daß Ihnen eine Reihe von Studien nötig wäre, um aus einem Bildschnitzer ein plastischer Künstler von Verdienst und Ruf zu werden. Ihr Talent ist unverkennbar, aber zwischen dieser Kniebank und einem Relief in Marmor liegt eine Kluft. Und Ihr Beruf ist zu deutlich ausgesprochen, als daß Sie nicht nach dem Höchsten greifen und streben müßten. Sie fühlen das auch und sehnen sich danach, — eins aber hindert Sie, — Ihre Familie …«

»So mächtig ist der Trieb nicht …«

»Lassen Sie mich ausreden. Wenn Ihnen die Erhaltung Ihrer Familie garantiert würde, Sie aber in den Stand gesetzt nach Italien zu pilgern, um dort die Meisterschaft zu erringen …«

»So ginge ich doch von Hehlenried jetzt, jetzt nicht mehr fort!« brach Hennings aus. »Ich fühle immer mehr, ich fühl's an dieser Arbeit, daß die Kunst nicht so mächtig in mir ist, als ich geglaubt, ich hätte sonst hier Großes leisten müssen. — Und dann«, sagte er mit wiederkehrendem Stolze, »würde ich weder für meine Familie noch für mich eine ›gnädige‹ Unterstützung annehmen. Was geschehn ist, ist geschehn, — und meine Heirat ist das Schlimmste nicht. Bin ich denn so tief gesunken, daß Sie mir vorschlagen dürfen Weib und Kind zu verlassen um einer Möglichkeit nachzujagen? — Ach ja, Sie haben recht, es ist bei mir nicht mehr alles, wie es sein soll …« Er preßte seine Hände an die Stirn und versetzte Cecile, die nichts weniger als einen solchen Aufschrei aus dem Innersten von einem Manne erwartete, den sie vollkommen gezähmt zu haben glaubte, in das höchste Erstaunen.

»Nun, Sie sagen, ich habe recht, und doch wollen Sie scheinen, als sei mein Vorschlag ein Unrecht gegen Sie und Gott weiß wen?«

»Wissen Sie, daß ich wünschte, ich hätte Sie nicht am Grabe Ihres Vaters gesehn, kein Unrecht gegen Sie gut zu machen gehabt,

und wäre der Drechsler im Dorfe geblieben, statt hier im Schlosse meine Entschlossenheit, meine Festigkeit, mein ruhiges Gewissen, kurz alles zu verlieren, auf das ich stolz war.«

»Aber Sie sind wahrhaftig ein Kind …«

»Gut, gut!« sagte Hennings bitter, »ich hab' es verdient gescholten zu werden und muß es sogar von Ihnen tragen. Das ist immer noch nicht so schlimm als sich selbst schelten zu müssen.«

»Sogar von mir? Sie verfallen, glaub' ich, wieder in die barbarischen Sitten, die Sie abgelegt zu haben schienen. Ihre Arbeit ist brav, aber Ihr Wesen scheint nun doch inkorrigibel. Ich werde mir ferner nicht Mühe geben …«

»Wäre auch gar zu liebenswürdig von dir, mein Herz, lasse du mir den Burschen, wenn er ungehobelt ist, ich werd' ihn schon korrigieren. — Guten Abend!«

Graf Hugo war eben angekommen und hatte auf dem Wege nach seinen Zimmern in der Kapelle Ceciles Stimme gehört. Er war eingetreten und ihre letzten Worte einem Manne im Arbeitsanzuge gegenüber gaben ihm seiner Ansicht nach das Recht etwas derb »dazwischen zu fahren«, auch begleitete er sein Anerbieten mit einer bezeichnenden Bewegung der Reitpeitsche, so daß Hennings blutrot wurde und einen Schritt vortrat.

Wie es immer zu gehn pflegt, nötigte die größere Heftigkeit der beiden Männer, deren Ausbruch sie vorbeugen wollte, Cecile, die vorher selbst heiß geworden, nun vermittelnd aufzutreten. Die Bank war noch nicht fertig, sie wünschte darum gar nicht, daß Hennings durch eine direkte Beleidigung aus dem Hause gewiesen würde. Nach flüchtigem Willkommen erzählte sie, zwischen Hugo — der noch immer mit der Peitsche spielte und durch den ruhigen Blick des Handwerkers ein wenig aus der Fassung gekommen war, — und Hennings stehend, im Umriß den Hergang.

»Du bist im Irrtume, Hugo«, sagte sie, »Herr Hennings« — sie betonte das »Herr!« — »Herr Hennings hat die Güte für uns diese Kniebank anzufertigen. Du siehst, wie schön die Arbeit ist. Ich war vorhin nur ärgerlich, weil er nicht nach Italien reisen will und

meine Vorschläge abweist. Herr Hennings, dies ist mein Bräutigam, der Sie nicht kennen konnte …«

»Ich meine indes, man droht nur Hunden mit der Peitsche!« sagte Hennings scharf betont ohne seine Stellung zu ändern.

»Den Teufel auch, wer kann wissen, was in einem solchen Kittel steckt! Lassen Sie Gras drüber wachsen, es ist unter vier Augen geschehn …«

»Ich bin kein Kavalier, daß ich Zeugen dazu brauchte, mich beleidigt zu fühlen.«

»Nun, alle Welt, ich werde Sie doch nicht jetzt vor Zeugen um Verzeihung bitten sollen? Da meine Hand, Herr …« Gleichviel wie, ich habe Sie verkannt, damit abgemacht! Weiß der Henker, was ich heute für ein Pechvogel bin. Wie ich durch den Wald reite, attackiert mich eine halbe Stunde von hier eine Horde Zigeuner, halbnacktes, wüstes Gesindel, erst bettelnd, hernach drohend und mich und Hans halb von den Pferden zerrend, so daß ich mir mit Gewalt Luft machen mußte …«

»Es ist dir doch nichts geschehn? Und wie kommen Zigeuner hierher?«

»Mir ist nichts, aber einige von den Kerls dürften die Hufe meines Hannibal im Abdrucke und einige Eindrücke meines Peitschenknopfes mit nach Hause nehmen. Du fragst, wie das Gesindel hierher kommt? Ist dir das so rar? Von Böhmen aus schleichen sie sich im Gebirge hier ein, zur Hälfte wirkliche Zigeuner, zur Hälfte Ausschuß aller Nationen noch von der letzten Kampagne her.«

»Warum schossest du nicht?«

»Weil mein teurer Hans, der fast dafür gebüßt hätte, so weise war, die Pistolen in den Mantelsack statt in die Halftern zu stecken! — Das war die eine Affaire, aus der ich mit Hilfe von Peitsche und Sporen kam, in eine andere, die ich dir eigentlich wohl nicht erzählen darf, kam ich wieder grade durch die Peitsche. Indes du wirst lachen, also erzähle ich lieber.«

Cecile lachte in der That schon, aber mehr über die Art, mit der

sich Hugo immer halb an Hennings wendete, als wolle er ihn durch diese Aufmerksamkeit vollends beschwichtigen. »Erzähle nur«, sagte sie, »da du mich heute so angenehm überrascht hast, denn ich erwartete dich erst übermorgen, werd' ich wohl schlimmsten Falls Gnade für Recht üben.«

»Denke also, und denken Sie, Herr …«

»Hennings! Ich sollte glauben, mein Name sei nicht so ungefüge.«

» Merci! Eine Bäuerin oder sonst etwas hier aus dem Dorfe hat dir, Cecile, ein verzweifelt schlechtes Kompliment über deinen Geschmack gemacht. Ich reite durchs Dorf, der Weg ist staubig, mein armer Hannibal arg müde, ich lass' ihn also recht behaglich schlendern und schlage dabei in der Luft nach Mücken. Bei dieser Gelegenheit fliegt der Knopf von der Peitsche herunter, wahrscheinlich durch die Zigeunerprügelei lose gemacht, und fällt in das Gestrüppe am Straßenrande. Ich habe nicht Lust ihn zu verlieren, — du weißt, es ist der ziselierte Löwenkopf, den ich aus Paris mitbrachte, — jage also Hans aus dem Sattel und bitte außerdem eine hübsche Blondine, Frau oder Mädchen, was weiß ich, kurz eine sehr hübsche, sauber aussehende Person, die eben vorüber ging, den Knopf suchen zu helfen. Die kleine zarte Person ist gutmütig, sucht und findet das Ding richtig. Als sie mir den Knopf aufs Pferd hinaufreicht, halt' ich ihre Hand fest und sage, daß ich sie zum Danke küssen wolle. Sie entreißt mir die Hand, aber Hans, der glaubt, daß mir wunder was dran läge, hebt sie in demselben Momente zu mir hinauf. Ich denke nun, daß sie entweder schreien oder sich beruhigen wird, statt dessen bekommt die Person wie eine Stadtdame Nervenaffektionen und wird ohnmächtig. Da hatten wir die Bescherung, — und kaum tret' ich hier ein, so bekomme ich fast ein Duell mit Herrn … Hennings! Sie sehn, ich habe jetzt Ihren Namen behalten!«

»O, Sie werden ihn behalten, Herr, Sie werden ihn behalten, wenn das, was ich vermute, wahr ist«, rief Hennings, der das letzte Abenteuer mit steigender Aufregung und mühsam unterdrückter

Wut angehört hatte. Damit wandte er dem Paare den Rücken und verließ mit raschen Schritten die Kapelle.

»Sag mir um alle Welt, wo hast du dies Animal aufgejagt? Der Kerl ist rein verrückt! Ich glaube, wenn die nervenschwache Dirne zufällig seine Schwester gewesen ist, schickt er mir morgen einen Kossaten als Kartellträger, der auf der Spitze einer Mistgabel die Ausforderung dieses Originals überbringt. — Aber nun möcht' ich auch wissen, wozu uns diese Kniebank soll! Meinst du, ich würde als Ehemann devot werden? Wenn der Anblick eines Möbel mich stets an den Namen des rasenden Rolands Hennpix oder wie das Ding heißt erinnern soll, hätte er uns etwas anderes machen müssen, was ich wahrscheinlich öfter sehn werde als dies Marterwerkzeug …« Er faßte seine Braut um die Taille und zog sie mit sich aus der Kapelle, indem er ihr lachend etwas ins Ohr flüsterte. —

Hennings hatte kaum den Schloßhof verlassen, als er Christian sich entgegen kommen sah. Der Knabe hatte sich ganz außer Atem gelaufen, und wenn Hennings nicht durch die Erzählung des Grafen den Zusammenhang hätte erraten können, würde er in den abgerißnen Sätzen, die Christian hervorstieß, keinen Sinn gefunden haben. Das Kind war so erschöpft, es zitterte dermaßen und weinte aus Wut und Angst, daß der Vater es auf den Arm nehmen und nach Hause tragen mußte. Sein Vorgefühl hatte ihn nicht getäuscht. Seine Frau, das einzige Wesen im Dorfe, das auf »Zartheit« Anspruch machen konnte, war der Spielball einer Herrenlaune gewesen und auf offner Straße gekränkt worden. Ihm wurde wüst und wirr im Kopfe. Es war ganz gleichgültig, ob er das alte innige Interesse für Gertrud hegte oder nicht; die Frau, die seinen Namen trug, die Mutter seiner Kinder, hatte als Dank für eine Gefälligkeit von einem Herrn eine unverschämte Zumutung und von einem Diener eine rohe Frechheit erdulden müssen, die bei ihrem Zustande einem Attentate auf ihr Leben gleichkam. Es war auch gleichgültig, daß der Graf nicht wissen konnte, daß die Frau, die er antastete, nicht eine stumpfe Bäuerin und daß sie leidend sei. Mit

welchem Rechte durfte er es wagen, Weib oder Kind eines Fremden mit seinen Zumutungen zu verfolgen? Recht? Es fiel ihm ein, daß hier der Vorwurf nicht so schwer den Herrn träfe als die Niedrigkeit der Gesinnung, die Hundegeduld, ja die freiwillige Prostitution der Masse. Wenn sich die unteren Schichten der Gesellschaft nicht oft eine Ehre daraus machten, von den oberen beschimpft zu werden, würden die »Herren« nicht wagen, was ihnen jetzt nur ein kleiner Scherz scheint. Wer Schmach für Ehre nimmt, ist nicht wert, anders behandelt zu werden. — Er lachte wild auf und drückte sich die Nägel in die Hand.

So kam er heim. Gertrud war wieder erwacht, die Magd hatte sie halb entkleidet auf das Bett gelegt und durch Einflößen von kaltem Wasser, sowie durch Umschläge um die Stirn die Ohnmacht gehoben. Der kleine Richard saß neben ihr auf dem Kissen und schluchzte, da es ihm nicht gelang der Mutter, die er in seinem kindlichen Lallen mit dem ganzen Wortschatze seiner Zärtlichkeit überhäuft hatte, ein Lächeln abzugewinnen. Sie starrte tonlos vor sich hin und von Zeit zu Zeit flog ein Hauch unendlicher Wehmut, der sich in lebenssatte Müdigkeit auflöste, über ihre Züge. Sie drängte dann auch ihr Kind von sich ab, das immer aufs neue Versuche machte, sie mit seinen Armen zu umschlingen und mit seinen kleinen Lippen warm zu küssen.

Ihre Augen leuchteten, als ihr Mann eintrat, aber es war ein düstres Feuer. Sie sah ihn mit einem Hohne an, der um so schneidender auffallen mußte, als er ihrem Gesichte völlig fremd war; sie heftete ihre Blicke so stechend fest auf ihn, daß er glaubte, sie liege im Fieber und Phantasiere.

»Nun bist du doch zufrieden? Du siehst, so ist alles in Ordnung! Du bei seiner Braut, er bei deiner Frau. Er hat dich gestört, sonst wärst du wohl noch nicht hier, denn du wirst mich doch nicht etwa überreden wollen, daß du meinethalb eine Stunde angenehmer Unterhaltung aufgegeben hast? Nicht wahr, er kam zur Unzeit, ich hätte ihn noch ein wenig beschäftigen sollen? Was ich doch auch dumm und ungeschickt war.«

»Gertrud, du fieberst, sonst würdest du solch häßlichen Unsinn nicht reden. Du weißt, daß ich arbeitete …«

»Nicht wahr, du meinst, es sei ein zu großer Abstand zwischen der Gräfin und dir? Das soll ich jetzt glauben, nachdem du mir hundertmal das Gegenteil bewiesen. Das soll mich jetzt beruhigen? Ich kenne deine Überredungskunst, du hast sie an mir gezeigt, und da die schöne Gräfin doch auch nur ein »Weib« ist, wird sie ja auch Augen und Ohren gehabt haben. Es ist wahr, du wirst erst jetzt ein recht hübscher Mann, während ich verfallen und halbtot bin …« Sie sprach das heftig und rasch, so daß er sie nicht unterbrechen konnte. Damit war aber auch ihre Kraft zu Ende, sie rief schluchzend: »O Gott, o Gott, daß es dahin kommen mußte!« und drückte den Kopf in die Kissen.

»Und wirst du die Mutter so weinen lassen?« fragte Christian, da der Vater ratlos neben dem Bette stand. »Bist du, wie sie sagt, daran schuld …?«

Es kam heute alles auf einmal zum Ausbruche. Auch Christians Erziehung begann Früchte zu tragen, er kehrte seine Starrheit nun auch gegen den Vater und forderte Rechenschaft.

Aber Hennings belauschte die tiefen Atemzüge, die mit einem leisen Pfeifen in die Brust seiner Frau sanken und kurz abgestoßen wiederkehrten. Er preßte schmerzlich seine Hände an die eigne keuchende Brust und hörte nichts von der Frage seines Sohnes.

»Liebe, liebe Mutter, sehr krank!« lallte der kleine Richard und brach aufs neue in herzzerreißendes Weinen aus.

Dieser schrille Naturlaut brachte wieder etwas Licht in das dumpfe Sinnen des Mannes. Er nahm den Knaben auf seinen Arm und bat Gertrud sich ganz zur Ruhe zu legen. Sie machte eine verneinende Bewegung. Er nahm ihre Hand. Sie entzog sie ihm hastig und schluchzte laut auf.

»Du willst mir schmeicheln!« murmelte sie. »Pfui, pfui, Fritz, seit wann hältst du mich für so gemein!«

Nun setzte er sich auf den Bettrand, immer den Knaben im Arme haltend, und wendete ihren Kopf mit leiser Gewalt herum, so daß

sie sein trübes ernstes Gesicht und den angstvollen Kinderkopf sehn mußte.

»Gertrud!« sagte er mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke, so zerrissen, schmerzlich, weich und kummervoll zugleich, daß sie wie von einem Erinnerungsschauer überrieselt am ganzen Körper zitterte.

»Laß mich ruhen«, sagte sie dann matt, »ich bin sehr, sehr krank.« Aber ihre Stimme klang nicht mehr so gereizt, sie drückte ihr heißes Gesicht an die Hand, die es emporgehoben, als wollte sie zeigen, wie krank sie sei.

»Aber du kannst so nicht ruhen, Gertrud, ich will dir dein Lager in Ordnung bringen, damit du schlafen kannst. Es geht vorüber, nur die Aufregung und die Entrüstung haben dich angegriffen. Komm!« Er setzte den Knaben auf die Erde, nahm die Kranke, die leicht wie ein Kind war, vom Bette und trug sie, ohne daß sie sich gesträubt hätte, auf einen Stuhl. Dann machte er das Lager zurecht und entkleidete seine Frau. Sie ließ es bewegungslos mit geschloßnen Augen geschehn. Als er niederkniete, um ihre Schuhe zu entfernen, und er von unten in das fieberglühende Gesicht sah, das schlaff auf den Busen herunter hing, überkam ihn aufs neue der wilde Schmerz. Er warf die Schuhe hin und umschlang knieend und trostlos zu ihr aufsehend die einst so frische, lebensvolle Gestalt.

»Was fällt dir ein? Fritz, du träumst wohl?« sagte sie traurig.

»Gertrud, willst du mir denn nicht mehr glauben?«

»Ach, ich bin so schwach und krank; vielleicht ist nur meine Krankheit an alledem schuld, und dann wollt' ich's schon tragen, dann ging's auch wohl vorüber.«

»Glaube mir, es ist nicht mehr. Du hast Fieber und siehst irre. Gib unsern Kindern Gute Nacht und schlafe. Ich werde bei dir wachen.«

»Du wirst wachen? Weißt du noch, als du zuerst wachtest und ich auch nicht schlief, wie ich heute nicht schlafen werde? Ich war auch krank und litt viel, — weißt du noch? Aber so werden wir heute nicht wachen. Wie doch so alles vorübergeht, und das

Schöne, Liebe am allerschnellsten. Gehe du nur auch zu Bett, ich wecke dich, wenn es sein muß. Damals sprachen wir trotz meiner Schmerzen viel, aber was sollten wir heute sprechen?«

Der kleine Richard langte an ihr hinauf. Sie küßte ihn, hielt ihn so von sich ab, daß sie ihn betrachten konnte, und küßte ihn dann nochmals innig.

Christian, der die ganze Zeit in der Lieblingsstellung seines Vaters, mit vorn gekreuzten Armen, am Tische gestanden hatte, trat heran und sagte ihr mit ungewöhnlicher Bewegung: »Du bist sehr gut, Mutter, ich habe dich mehr lieb als du weißt!«

Gertrud sah ihn einen Augenblick ebenso erstaunt an als Hennings, dann zog sie ihn lebhaft an sich und sagte, mit dem feinen Gefühle der Kranken die Stimmung des Knaben erkennend, »es hat dich auch niemand so lieb als dein Vater und ich; gute Nacht, mein liebes, liebes Kind!« Sie küßte ihn auf Mund und Augen und gab ihn sogleich in Hennings Arme, der ihn, obwohl dem Dringen seiner Frau nur mechanisch folgend und ohne sie ganz zu verstehen, ebenfalls küßte. Nun ließ sie sich zu Bett bringen, drückte ihrem Manne, der seinen Mund an ihre feuchte Stirn preßte, mit einer gewissen Scheu die Hand und schien bald zu schlummern, wenn es Hennings auch scheinen wollte, als sei ihr Schlaf mehr eine dumpfe Bewußtlosigkeit, eine Regungsunfähigkeit von großer Erschöpfung herrührend, als eine erquickende Ruhe.

Christian versuchte sein Rollbette selbst hervor zu ziehn und schien zum erstenmal durch das Bewußtsein seiner Hilfsbedürftigkeit zu leiden. Es standen ihm dicke Thränen in den Augen, als er den Vater bitten mußte, ihm zu helfen, auch setzte er mit einem gewissen Trotze hinzu: »Aber, bitte, thue es leise, damit die Mutter nicht erwacht.« Richard war nicht eher zu beruhigen gewesen, bis er einen Platz neben der Mutter bekam. Die Bedingung, die Kranke nicht durch enge Berührung zu stören, erfüllte und umging er zugleich dadurch, daß er vorsichtig zwei seiner kleinen Finger auf ihren Arm legte. In dieser Stellung und vielleicht im Nachdenken darüber, ob dies eine enge Berührung sei,

schlief er ein und war wohl die einzige der vier Personen, die keinen Groll, keinen Kummer und keinen nachhaltigen Schmerz für den nächsten Morgen bewahrte. Denn auch Christian weinte noch lange Zeit und suchte sein Schluchzen unter der Decke zu verstecken. Es ging etwas in dem Knaben vor, seine Thränen waren weder von Rührung noch Schmerz erpreßt, sie bedeuteten Kampf und Krampf. Er schlief unruhig und kam wiederholt an das Bette der Mutter heran und sah nach, ob sie ihre Stellung verändert; dann legte er sich ohne des Vaters Frage, was er wolle? zu beantworten, wieder in seinen Kasten nieder.

Hennings verschanzte die Lampe so, daß das Bett ganz im Schatten lag, und nahm ein Buch. Er las mechanisch Buchstaben für Buchstaben, ohne am Ende der Seite ein Wort von dem zu wissen, was er gelesen. — Man kann im Sitzen denken, wenn man fährt, man kann es, wenn uns Krankheit an einen Ort fesselt, aber eine lange Zeit nur um jedes Geräusch zu vermeiden, gesund, wach und nachdenkend an einem Platze zu sitzen, das ist eine Folter. Man sucht unwillkürlich die Bewegung auf und will den Körper mit den Gedanken zugleich spazieren führen, es liegt eine Befriedigung darin, den Schritt beschleunigen zu können, wenn das Sinnen sich erhitzt, und es ist eine Erleichterung, gleichsam ein räumliches Hinauskommen aus einem finstern Traume möglich, wenn man sich Herr seines Körpers fühlt. Im Sitzenmüssen aber liegt eine Lähmung für heitre Phantasiebilder, und für düstere eine furchtbare, grenzenlose Steigerung. Sie engen die Brust ein, und man kann ihnen nicht entfliehn; nach und nach scheinen die Glieder paralysiert, abgestorben, lästig, — zu dem allem, was den Gedanken niederhält, kommt noch eine Art von Alp. Dies Gefühl ist so auflösend und vernichtend, daß es dem eines Scheintoten gleichen mag, der im Starrkrampfe alles genau hört, was um ihn her gesprochen wird, der alle Anstalten zu seinem Begräbnisse treffen sieht und keinen Laut, kein Zucken, ja nicht einmal einen Hauch findet, um sich vor dem entsetzlichen Schicksale zu bewahren, lebendig dem Grabe zu verfallen. — So war Hennings Lage eine

schreckliche. Er konnte nicht lesen, er konnte aber auch nicht denken; er konnte nicht hoffen und konnte doch auch niemand so verdammen, daß ihm diese Verurteilung eine Genugthuung gewährt hätte. Was geschehen war, hatte hundertmal gespielt ohne dauernde Folgen zu haben. Hier waren es die Verhältnisse, die eigne Disposition, die das, was sonst nur eine allgemeine Verdammung verdient hätte, zu einer verderblichen Spitze machten, die so recht ins Herz seines Familienlebens gestoßen wurde. Er verzweifelte nicht an der Heilung, aber einmal fürchtete er auch im besten Falle die Narbe, und zweitens mußte er sich sagen, daß er nicht so rein, nicht so ohne Schuld sei, um die Heilung der moralischen Wunde wesentlich zu fördern. Er hatte nichts gethan, was schlecht war, aber er hatte unterlassen, was gut war, er hatte seine kranke Frau vernachlässigt und durch immerwährende, von ihm unbeachtete Gemütsbewegungen ihren Zustand zu einer Spannung kommen lassen, der jene Szene mit dem Grafen weit über ihre ursprüngliche Tragweite hinaus gefährlich machte. Er konnte sich's nicht ableugnen, daß er sogar schuldiger als Hugo, denn dadurch, daß er — freilich ohne direkte Schuld — Veranlassung zu den Beziehungen gab, die Gertrud ausgesprochen, war die Kränkung erst recht intensiv geworden. Entschuldigt war aber die Barbarei, mit der ein Reitknecht sich's vor den Augen seines Herrn heraus zu nehmen wagte, eine Frau anzutasten, dadurch immer nicht. Ohne diesen »Herrenspaß« hätte die Umkehr, zu der ihn die heutige Debatte mit Cecile trieb, das Wiederfinden seiner Würde, die er sich von dem schönen Mädchen spielend hatte entwinden lassen, alles wieder ins Geleise bringen können … So kämpfte in ihm Selbstanklage und Drang sich zu rechtfertigen. Er floh vergebens aus dem Bereiche des einzelnen Falles, er versuchte umsonst durch eine Darstellung der allgemeinen Verhältnisse, die einen solchen Konflikt möglich gemacht, sein Brüten auf ein anderes Feld zu bringen. Umsonst! Die Macht des Traumes war gebrochen durch die Wirklichkeit, die Farben verwischt durch die Gestalt, durch die Form. Er konnte sich nicht entrinnen. Trost ist

Unsinn oder Beleidigung, und die beste Doktrin paßt immer auf alles, nur nicht auf den konkreten Fall. — Er litt und büßte in dieser Nacht schwer und geriet selbst in ein Fieber, dessen rasende Bilderjagd sich auf der einförmigen Pendelbewegung der Schwarzwälder Wanduhr wiegte und mit Tick und Tack taktmäßig an seine Schläfe hämmerte. Als ihn endlich der Morgen erlöste, war er stumpf und verfallen. Es war in der That keine Nachtwache gewesen wie jene, von der Gertrud sprach, jene, in der sie die Geburt ihres ersten Kindes erwarteten.

In Gertruds Zustand hatte sich nichts geändert, ein erschöpfender Schweiß machte sie noch hinfälliger, sie war kaum imstande, die Arme zu bewegen. Als sie den Wunsch äußerte, sich aufzusetzen, und zu diesem Zwecke das Unterstopfen eines Kissens verlangte, Hennings aber im Augenblicke erst etwas aus der Hand legen mußte, schwang sich Christian auf das Bett und brachte es mit Anstrengung all seiner Kräfte dahin, daß wirklich der Dienst schon geleistet war, als der Vater kam; ebenso rasch brachte er der Kranken ein Glas Wasser, kurz seine Bemühungen, der Mutter die Handleistungen des Vaters so entbehrlich als möglich zu machen, waren im höchsten Grade auffallend und wurden von Gertrud mit einer gewissen Ängstlichkeit überwacht. Hennings dagegen schien sie nicht zu bemerken oder fand doch nicht das darin, was die Kranke darin suchte.

Gegen Mittag kehrten die Kräfte einigermaßen wieder, und Gertrud verlangte mit der derartigen Kranken eigentümlichen Unruhe und Ungeduld aufzustehen. Nur mit Mühe konnte sie überredet werden, nicht nur im Bette, sondern auch müßig zu bleiben.

»Du bist so krank, daß ich es für meine Pflicht halte, einen Arzt aus der Stadt kommen zu lassen. Ein Versehn könnte deinen Zustand nur verschlimmern.«

»Einen Doktor? Der ist teuer und wir sind so arm. Glaubst du, daß ich das Geld meiner Kinder anrühren lasse? Hättest du Spinnräder gemacht, ja hättest du die hübsche Elfenbeingruppe

noch, die mir so lieb war, aber alles, alles blieb im Schlosse, alles was mich gesund machen könnte …«

Hennings' Gesicht bot einen gräßlichen Anblick. Die fixe Idee seiner Frau, die all jene Milde, die ihr sonst eigen war, vertilgt zu haben schien, jetzt auch noch in dieser rauhen Weise angewendet, beschwor alle Furien seiner Heftigkeit herauf und die Gewalt, die er der Kranken gegenüber gegen sich anwenden mußte, verzerrte alle seine Muskeln. Er war dunkelrot, und nochmals im Innersten verwundet, warf er sich an dem Bette nieder und stierte die Frau an … Sie las auch in seinem Gesichte und sagte, indem sie leise ihre Hand auf seine Haare legte: »Hab' ich dir weh gethan? Und ich sagte doch nur die Wahrheit. Wie lang aber wühlst du schon in meinem Herzen, und es wollte noch immer nicht brechen. Es bricht auch jetzt noch nicht, wenn du nie, nie mehr dort …« Sie machte mit Abscheu eine Bewegung nach der Gegend des Schlosses. »Ich werde wenigstens den Kindern etwas sein, wenn auch dir nicht mehr.«

Hennings weinte, weil er keine Worte fand.

»Ich werde mich erholen, selbst arbeiten, und wenn du fleißig bist und mir hilfst, werden wir auch eignes Geld für den Doktor haben, wenn wir ihn brauchen.«

Grade die Einfachheit, mit der sie sprach, war es, die aus jedem ihrer Worte einen Dolch machte. Sie sprach immer schlicht und mit einer gewissen kindlichen Innigkeit, jetzt aber schien es ihrem Manne, als bedeute diese Weise mehr. Sein Herz blutete, aber er sah ein, daß es im Moment, und solang' sie so heftig krank war, keiner Macht gelingen würde, ihren Glauben zu zerstören. Er mußte sich darein finden, er mußte es tragen, wenn er nicht neue aufregende Szenen und damit neue Gefahr herbeiführen wollte. Er hoffte dagegen, sobald ihre Kräfte sich nur einigermaßen gehoben, ihr mit einer einfachen Erzählung den Beweis zu liefern, daß sie im Irrtume sei, und dadurch, durch die Freude, die ihr seine Unschuld machen würde, mächtig auf ihre Genesung einzuwirken.

Gegen Abend trat wieder Fieber mit einer Anwandlung von

Delirium ein, die abgezirkelt roten Kreise auf ihren Wangen brannten, sie klagte über lästige Hitze in Handtellern und Fußsohlen und verlangte durchaus an die Luft gebracht zu werden, da sie in der Stube, durch Hitze und Beängstigung ein immerwährendes Flirren vor den Augen, ein Spiel von Millionen glühender Mücken aushalten müsse.

Kaum hatte sie sich mit Hilfe ihres Mannes und der Magd angezogen, um sich in den Garten zu setzen, als ein unerwarteter Besuch kam. Christian führte den Kapelan, der einem kleinen, runden Herrn in einem roten Rocke den Vortritt ließ, in die Stube und lief mit dem Rufe: »Da ist der Doktor!« auf seine Mutter zu.

Er hatte das Gespräch seiner Eltern, worin der Elfenbeingruppe Erwähnung geschah, angehört und erinnerte sich genau, daß Hennings früher erzählt, das Geschäft mit den Statuetten sei noch nicht abgeschlossen, da er sie nur als Geschenk aus den Händen geben und die Gräfin sie so nicht nehmen wolle. Hierauf hatte der Knabe seinen Plan gegründet. Es war unzweifelhaft, daß die Mutter in den Verkauf der Schnitzerei zur Bestreitung der Kurkosten willigte, sonst hätte sie nicht daran gemahnt. Sobald er sich hierüber klar geworden, machte er sich auf und ging mit der ihm eignen Unbefangenheit ins Schloß hinauf; die Leute, die ihn schon kannten, wiesen ihn zum Kaplane, nach dem er fragte, und von diesem wieder ertrotzte er durch seine kategorische Forderung, daß er sogleich zu Gräfin Cecile geführt wurde. Sie erinnerte sich seiner vom Friedhofe her und würde den Sohn des Drechsler Hennings auch ohne die Vorstellung durch den Kaplan erkannt haben.

»Nun, warum kommt dein Vater heute nicht? Ist deine Mutter wieder krank?« fragte sie ihm lebhaft entgegen. »Schickt dich dein Vater?«

»Mein Vater kommt nicht mehr zu dir«, sagte der Knabe, ihr voll ins Gesicht sehend, »und meine Mutter ist sehr krank, weil dein Bräutigam sie gemißhandelt, und der Vater ihr weh gethan hat. — Ich aber komme zu dir, weil ich will.«

»Bursche, du sprichst zwar eine verzweifelte Naht zusammen

und verdientest mit Herrn Kloppstock Bekanntschaft zu machen, außerdem lügst du auch, wenn du sagst, ich habe deine Mutter gemißhandelt, denn ich habe nur mit ihr gescherzt, also ist dein Vater wahrscheinlich mehr schuld als ich …«

»Das glaub' ich auch!« sagte Christian, der vorher gar keine Notiz von dem Grafen genommen hatte, obgleich er dicht neben Cecile stand. »Aber ich lüge nie.«

»Meinst du wirklich? Du bist ja ein kleiner Teufelskerl, Junge, — die Sache ist die, daß es mir leid thut, wenn deine Mutter irgendwie durch mich gekränkt worden ist, und daß ich's gern übernehme, sie wieder gesund machen zu lassen, wenn es irgend geht. Das Leid, das ich ihr angethan habe, läßt sich jedenfalls reparieren.«

»Ich will einen Doktor, aber nicht von dir. Zu dir komme ich nicht.«

»Also zu mir? Sage nur endlich, was du willst.«

»Ich hätte gar nichts weiter gesagt, wenn ihr nicht immerfort fragtet.«

»Wie jammerschade, daß das Menschlein so winzig ist und wohl kaum dem Kaplan über den Kopf wachsen wird, was gäbe das für einen resoluten Soldaten.«

»Werdet ihr mich nun bald anhören, statt über mich zu spotten, weil ihr alt und lang seid, ich aber jung und klein?

»Ja, ja, rede nur!«

Christian ging an einen kleinen ausgelegten Tisch heran, auf dem die Arbeit seines Vaters stand, deutete mit dem Finger darauf und sagte: »Mein Vater will dir das schenken, du willst es kaufen. So bekommst du es nicht, — aber du kannst es doch behalten, ohne dem Vater Geld dafür zu geben: schicke der Mutter einen Doktor, der sie gesund macht. Das kostet Geld, und wir haben keins, denn der Vater war nicht fleißig, und die Mutter will sich für das, was Richard und mir gehört, nicht gesund kaufen.«

So konfus die Worte des Knaben auch für die Zuhörer waren, leuchtete es Cecile doch ein, daß er durch sie einen Arzt verlange, aber so wenig wie sein Vater etwas geschenkt haben wolle.

»Dein Vater war sogar sehr fleißig, aber er wollte vor Beendigung seiner Arbeit weder einen Preis machen noch Geld nehmen. Ich will dir, denn du bist ja so klug, daß du es gewiß nicht verlieren wirst, Geld als Abschlagszahlung mitgeben und außerdem gleich einen Reitenden nach der Stadt um den Doktor schicken. Über die Schnitzerei spreche ich schon noch mit deinem Vater. Schreiben Sie doch gleich, Kaplan, an Dr. Vermilio und schicken Sie einen Reitknecht damit ab. — Du bist deiner Mutter wohl sehr gut?«

»Ja, seit der Vater den ganzen Tag im Schlosse war und uns allein ließ, und seit gestern erst recht. Kommt der Doktor aber auch gewiß?«

»Er wird nachmittags, spätestens fünf Uhr hier sein. Bist du zufrieden, kleiner Sicherheitskommissarius?«

»Gut. Jetzt geh' ich wieder, aber du mußt mir die Thüre aufmachen, ich bin ja so ›winzig‹, wie dein Bräutigam sagt.«

»Nimm nur zuerst das Geld für deinen Vater.«

»Nein, ich kam nur um den Doktor zu verlangen.«

»Aber so sieh dich doch wenigstens hier ein wenig um, Junge, so habt ihr's bei euch doch wohl nicht; und willst du nicht ein Stück Kuchen haben?«

»Ich will nichts, gar nichts von euch. Für den Doktor hast du die heilige Cäcilie, wir brauchen also nicht zu danken.« Und der Knabe sah in der That nur die Thüre an, als fürchtete er von den Bildern an den Wänden und den hundert andern ihm fremden Dingen im Auge etwas mitzunehmen, wofür er am Ende doch danken müßte.

Hugo öffnete ihm die Thüre und rief ihm noch nach: »Warte nur, kleine Range, du wirst schon noch gezähmt werden. — Das ist ja eine verzweifelte Brut. Der Vater nimmt sich Freiheiten gegen dich heraus und will dir gar Geschenke machen, die Mutter wird ohnmächtig, weil ich sie anrühre, als wäre sie eine verzauberte Prinzessin und die Majestät in ihr beleidigt worden, und der Bengel endlich benimmt sich mit einer Keckheit, die zu komisch ist, als daß man ihn, wie er's verdient, zur Thüre hinauswerfen könnte.«

Wir wissen nicht, ob Graf Hugo durch diese Bemerkungen oder einen andern glücklichen Zufall der Gardinenpredigt entging, die Cecile für ihn in petto hatte, — wenigstens hatte sie weder über den Knaben noch über Hugos Zusammenstellung gelacht. Der Konflikt mit Hennings war ihr überaus unangenehm und sie war überzeugt, daß er sich nur schwer würde ausgleichen lassen.

Christian war nach Hause gegangen, hatte es über sich gewonnen zu schweigen und die Uhr zu kontrollieren, die ihm heute merkwürdig langsam zu gehn schien. Nach vier Uhr verließ er das Zimmer und stellte sich auf die Lauer. Kaum sah er endlich, nachdem doch wohl noch mehr als zwei Stunden vergangen waren, also seiner Ansicht nach eine Lüge der Gräfin vorlag, einen Herrn in Begleitung des Kaplans vom Schlosse herunterkommen, als er ihm entgegenlief und kurz fragte: »Sind Sie der Doktor?«

»Ja, mein Junge!« antwortete das behäbige Männchen und ließ sich nun nebst seinem neugierigen Begleiter den Weg weiter zeigen.

So kam es, daß plötzlich Herr Vermilio, medicinae Doctor, nebst Herrn Ambrosius Feigenblatt, Baccalaureus liberarum artium und Schloßkaplan zu Hehlenried, die kleine Wohnung des Drechsler Hennings mit seiner Gegenwart beehrte.

Der Doktor war ein in seiner Art berühmter Mann und namentlich als Frauenarzt weit und breit in den höheren Kreisen beliebt. Er war hochbejahrt, galt für höchst diskret und hatte zu viele Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt, als daß jemand gezweifelt hätte, ein anderer als er sei im Besitze des möglichsten Lebensverlängerungselixiers. An seinem Äußeren war noch viel aus jener Zeit, wo die Arzneikunde nicht bloß eine halbe Charlatanerie war. Und es liegt in dem Gedanken, der dahin geleitet, nichts so ganz Unrichtiges. Bei jener Heilmethode durch ewiges Aderlassen und Purgieren nebst vielem unnützen Pflastern und großem Latwergengebräu mußte der Glaube, die Superstition doch ein übriges thun. Reell und sinnig war nur die Chirurgie, wie sie bis heute noch der einzige Zweig der medizinischen Wissenschaften geblieben ist, deren Wesen fern von aller Charlatanerie und auf den

Glauben berechneter Gaukelei Bestimmtes versprechen und leisten kann. — Dr. Vermilio trug einen roten Rock mit blanken Knöpfen, kurze Hosen und weiße Strümpfe. Seine runde Perücke war gepudert, in der Busenkrause steckte eine große Brillantnadel, die er einst für eine Wunderkur an einer polnischen Fürstin bekommen, — eine Geschichte, die er sehr gern erzählte, — aus der Seitentasche seiner langen Schoßweste, die sich nur mühsam über dem portativen Globus seines Bauches schloß, sah neben einer dicken goldnen Uhrkette mit Breloques verschiednen Kalibers eine große goldne Dose, ebenfalls ein von der Dankbarkeit gewidmetes pretium affectionis, und in der Hand wiegte er einen schönen Rohrstock mit schwerem, goldnem Knopfe. Fügen wir hiezu ein rundes, rotes Gesicht mit freundlich pfiffigen Augen, einer Burgundernase, einem etwas breiten, leicht beweglichen Munde und einem Doppelkinne, alles unter einem kleinen, an den Seiten aufgekrempten Hütchen, so haben wir eine Gestalt, die nach allen Regeln der Kunst den Kranken Vertrauen einflößen mußte. Das Männchen hatte sich selbst zu gut erhalten, als daß es nicht auch andere konservieren konnte. Sein Auftreten war durch eine Mischung von jener Bonhommie, die wir fast immer bei thätigen Menschen finden, die sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen, und echtmedizinischer Rücksichtslosigkeit bezeichnet. Seine Erfahrungen über die »Hinfälligkeit des Menschen« mit oder ohne Wappen, mit oder ohne Renten, seine genaue Bekanntschaft mit dem großen Nivelleur Tod gaben ihm auf der einen Seite eine gefühlte Überlegenheit, die sich vornehmen Herrschaften gegenüber oft in kleinen Schikanen und Plackereien äußerte, während er anderseits für Arme eine ganze beispiellose Milde und Gefälligkeit hatte — wenn er eben guter Laune war. Man sagte ihm zwar nach, daß seine Armenpraxis eine Art von Hospital- oder Experimentalpraxis sei und daß er sich für seine unentgeltlichen Studien bei ihrer weiteren Anwendung hinlänglich entschädigen ließe, aber es unterlag doch keinem Zweifel, daß er oft in Hütten wie in Palästen mit dem Nimbus eines Retters erschienen war und

daß sein roter Rock, obgleich genäht und nicht tausend Jahre alt, schon viele Wunder gewirkt.

Diesmal brachte er zum Unglücke den Kaplan mit und hatte dadurch Gelegenheit seine einzige große Untugend, eine wahre Uhrwerksgeschwätzigkeit in Gegenwart des Kranken und seiner Angehörigen, auszukramen.

Hennings ging den Herren entgegen und fragte in natürlicher Überraschung, was sie hierher geführt? Er dachte daran, daß Cecile das Kommen des Arztes veranlaßt und war überzeugt, daß eine Silbe davon genügen würde, Gertrud aufs neue heftig anzugreifen. Aber ehe Dr. Vermilio, der eine Prise nehmend zwei Schritte von der Thüre entfernt die Stube musterte, oder der Kaplan antworten konnte, trat Christian wieder vor und erklärte, er habe den Doktor verlangt und würde hernach schon erzählen wie.

»Ja, ja«, sagte der dicke Mann im roten Rocke, »wir haben viel über den kleinen Burschen gelacht. Ihr habt einen braven Jungen, Meister Hennings … so heißt Ihr ja wohl? Ich bin auf seine Ordre hier und braucht Ihr für Kosten etc. etc. keine Sorge zu tragen. Alles in Ordnung! Auch ohne die hohe Gönnerschaft, derer Ihr Euch rühmen könnt.«

»Erlauben Sie mir Herr Doktor, daß ich doch vorher …«

»Laßt es nur jetzt«, sagte Vermilio gemütlich, »wir wissen, daß Ihr ein sonderbarer Kauz seid, haben im Schlosse von Euch gehört, werdet aber doch darum Eure Frau nicht ohne Hilfe lassen wollen? He? Sind auch wie Ihr arm gewesen, sind es jetzt nicht …« er spielte mit den goldnen Breloques seiner Uhrkette, »wissen Eure Delikatesse zu schätzen, aber ist ein eignes Ding um den Arzt, sehr eigen. Der Arzt ist eine Art Gottgesandter, ein Engel —.« Er wie die Umstehenden mußten trotz der Spannung, die auf ihnen lag, und trotz der Feierlichkeit, mit der er sprach, beim Anblick seiner kurzen, kugligen Gestalt über den Vergleich lächeln. — »Ja wahrhaftig eine Art Engel unter den Menschen, der Leben bringt von oben und durch das Auflegen der Hände gesund machen kann, — wenn es nämlich die Natur des Menschen erlaubt. Die

Gesundheit läßt sich nicht bezahlen, Ihr dürft mich also nicht fortweisen, weil Ihr nicht zahlen könnt. Ich schenke Euch auch nichts, ich thue nur, was Pflicht und Gewissen dem wissenden Manne auflegen, und will darum, daß Ihr mir vollständig freie Hand laßt.«

Ob er diese Lehre überall anwenden wollte, oder ob er sie überhaupt im stillen mit einem Rückblicke auf die hohe »Gönnerschaft« versah, kann nicht verbürgt werden, auch machte trotz des freundlichen Gesichtes die überflüssige Emphase auf den Drechsler keinen Eindruck, und dieser war in seiner Störrigkeit immer noch bereit seinen Platz zwischen dem Arzte und der Kranken zu behalten, bis ein fester Kontrakt ohne jede Zweideutigkeit abgeschlossen worden. Gertrud saß mit einer überraschend gleichgültigen Miene dabei und sah aus, als kümmere sie die ganze Verhandlung nichts.

Unterdes war der Doktor mit seiner Inspektion des Zimmers fertig geworden und wiegte zum Zeichen seiner Zufriedenheit mit dem Kopfe auf und ab. Dann nahm er eine neue Prise Spaniol, die er vorn übergebeugt mit großer Vorsicht in die Nase praktizierte, schob die Dose in die Tasche, schlug die Manschette an der rechten Hand zurück und hob den Stock mit der linken Hand zur Höhe des Kinnes empor. Jetzt erst fand sich die rechte Amtsmiene ein, und mit zusammengezognen Brauen und vorgeschobnen Lippen sagte er: »Einen Stuhl, Meister Hennings!«

Der Drechsler gehorchte unwillkürlich und gab dadurch den Raum zur Kranken frei, den der Doktor sofort einnahm. Er zog sich den Stuhl bequem heran, bedeutete den Kaplan, sich neben ihn zu stellen, und sagte mit unendlicher Gewichtigkeit: »Thun wir unsre Pflicht!« Dann zu der Kranken gewendet: »Liebe Frau, Ihr seid nicht wohl, wo fehlt's?« — »Überflüssige Frage«, sagte er zum Kaplan halblaut, »müßte ein Stümper sein, und das ist Dr. Vermilio nicht, wenn ich die Diagnosis nicht beim ersten Anblicke dieses casus fertig hätte, aber muß der Kranken Mut machen und zu Ihrer Belehrung, — denn es ist ein casus criticus, — alle Symptomota

gründlichst eruieren.«

»Überall, ich bin matt und schwach!« sagte Gertrud.

»Das ist's. Kein örtliches Leiden?«

»Nein, überhaupt keinen Schmerz, aber wie eine Lähmung aller Glieder.«

»Und schon seit langer Zeit?«

»Seit mehreren Monaten, seit mein jüngstes Kind wenige Tage nach der Geburt starb.«

»Ah! Sehr jung geheiratet, eins, zwei«, er deutete zählend mit dem Stocke nach den Anwesenden, — »drei Kinder, selbst gestillt, — gar nicht wunderbar! Eine Amme hätte sehr gut gethan, sehr gut. Zartes Geschöpf, viel Arbeit, ja, das ist's eben. Weiter also, liebe Frau, bejaht oder verneint nur, was ich frage. Ich will Euch die Mühe des Sprechens ersparen. — Gegen Abend fiebröse Exacerbation … will sagen Hitze, Unruhe, Aufregung, kurz ein allgemeines krankhaftes Gefühl? Etwa, wie jetzt, fadenförmiger Puls …« er fühlte ihr den Puls und sagte dem Kaplan: »Da, da, mit dem Finger zu zerdrücken, fühlen Sie, das ist bezeichnend!« Dann fuhr er in seinem Examen fort. »Zunge … rein, ohne Belag, — etwas trocken, nicht wahr? … Kleine Störungen im chylopoëtischen Systeme, will sagen in der Verdauung? Unbehaglichkeit während der Digestion? Hm, hm! Remissionen in der Nacht, Schlaf ohne eigentliche Erquickung, Kolliquationen durch die Haut, will sagen starke Schweiße, die Euch angreifen, so daß Ihr des Morgens erst einige Erholungsstunden braucht, ehe Ihr die Schwäche überwindet? Gelähmte Energie des motorischen Nervensystems gabt Ihr schon an. Ist Euer Geist rege, habt Ihr Delirien? Ja so, lieber Meister, das müßt Ihr mir beantworten, sind wir bereits in dem Stadium des Deliriерens, d. h. hat Eure Frau Vorstellungen, die keinen Zusammenhang mit der Wirklichkeit haben, glaubt sie Dinge zu sehn, die kein anderer bemerkt?«

»Bis auf eine Art von Mückenspiel vor den Augen …«

»Ah, ah, immer besser. Das wollt' ich nur hören. Deliria muscitantia. Damit sind wir fertig, die Kranke hat alles bejaht,

Domine, wir fügen durch eignes Anschauen und Untersuchen, frequenten, kleinen, zitternden Puls hinzu, ebenso: abgeschnittne Röte, trockne Zunge und trockne Hitze in den Händen. Nun ist es leicht lege artis den Namen für die Krankheit zu finden.« Er setzte sich zurück, rieb wiederholt seine Nase mit dem Stockknopfe und fixierte den Kaplan, dann sagte er, jede Silbe scharf accentuierend: »Die Kranke leidet seit ihrer letzten Niederkunft an einer febricula depascens, seu febris nervosa lenta. Köstlicher Name das, febricula depascens, so bezeichnend, o, es ist eine große, schöne Sache um die Wissenschaft! Diese febricula, die ihrem Wesen nach schleichend ist, hat durch gemütliche Affektion einen Stoß erhalten, der sie mit Gewalt in das äußerste Stadium drängt, die Prognosis ist also, wie immer — — pessima, Domine, pessima! Was ist zu thun? Ehrlich gestanden, lieber Kaplan, bin ich kein Freund der bisher üblichen Methode den ganzen antiphlogistischen Apparat in solchem Falle in Anwendung zu bringen. Es ist sichtlich kein Aderlaß indiziert; Digitalis, solutio Tartari stibiati, sulphur aurat. nützen nur scheinbar und resolvierende Kräuter, Chelidonium, Taraxacum etc. sind purer Streusand. Die Krankheit liegt in einem Schwinden der Kräfte; was gethan wird, muß also dahin zielen, die Kräfte zu mehren. Wir verschreiben plumbum aceticum gegen die Kolliquationen, Caragaheen oder Lichen islandicum zum Tranke und verordnen außerdem mit Rücksicht auf die Vermögensverhältnisse der Kranken zwar weder Schildkröten noch Wildbret, obgleich wir ihr das letztere zu verschaffen wissen werden, aber doch Ziegen- und Eselsmilch, kräftige Fleischsuppen, Schneckenbrühen und vor allem — hören Sie das, lieber Meister Hennings, — Entfernthalten jeder Gemütsbewegung. Andere Vorschriften, die zu geben nötig wären, sind bei dem jetzigen Zustande der Kranken als von selbst verboten, überflüssig. — Wir schicken Euch das Nötige morgen früh, bis dahin haltet Zugluft und dergleichen von der Kranken fern und gebt ihr nur Milch!«

Die Gegenwart des Kaplans hatte ihn zu einem förmlichen Vortrage über die febricula depascens hingerissen, auch der Laie

konnte sie jetzt vorkommenden Falls nicht verkennen. Als er sich am Schlusse der Rede erhob und somit das Katheder verließ, kehrte auch seine reinmenschliche Teilnahme zurück, und obgleich die Blicke der Kranken stumpf geblieben waren, und er nur für den Kapelan und in der Übersetzungs- und Interpretations-Paranthese für Hennings gesprochen und erklärt hatte, vergaß er doch nicht der Kranken jetzt die Versicherung zu geben, daß sie durch nahrhafte Kost und Vertreibung des Fiebers sowie der erschöpfenden Schweiße bei großer Ruhe nach und nach wieder Herrin ihres Körpers werden würde.

Sie dankte ihm, und Christian, der fühlte, daß er in diesem Drama eine Rolle übernommen, ging ebenfalls an den Arzt heran und gab ihm die Hand.

»Nun, du kleiner verzweifelter Bursche, bist du mit mir zufrieden?« sagte Dr. Vermilio.

»Die Mutter ist noch nicht gesund!«

»Das geht auch nicht so rasch. Was Monate verdorben haben, kann nicht in einer Viertelstunde gut gemacht werden. Du mußt den Arzt nicht allein nach dem beurteilen, was er leistet, sondern auch nach dem, was er aufhält und verhindert, mein Junge. Eine hübsche Sache, meine Kunst, nicht wahr?« Und er hielt dem Knaben den prächtigen Stockknopf vor die Nase, als wollte er ihm dadurch einen rechten Begriff von seiner Kunst geben.

»Werden Sie mir nun, nachdem ich mich in alles gefügt und Ihren Bemühungen nichts in den Weg gelegt, endlich sagen, wie wir zu Ihrem Besuche kommen und in welcher Weise Sie die Entschädigung dafür wünschen? Ich bin in der Welt nicht so fremd, daß ich nicht wüßte, die Arzneikunde sei so gut wie jedes andre »Gewerbe« eine Kapitalsanlage, die andre Interessen bringen muß als den Dank geretteter Menschen. Ohne dies wären Sie auch nicht, wie Sie vorhin bemerkten, arm gewesen.«

»Wir haben nur mit dem kleinen Burschen, Eurem Sohne zu schaffen«, sagte der Doktor mit vielem Humor, »und sind darum Euch darüber keine Rechenschaft schuldig. Ihr werdet gestehn

müssen, daß es dem Knaben wohl ansteht, so früh schon für seine kranke Mutter zu sorgen. Ihr habt ein sehr braves Kind.«

Übrigens winkte der Arzt dem Drechsler ihn hinauszubegleiten. Draußen stellte er sich wieder mit der Amtsmiene vor ihn hin und sagte: »Ich sah französische Bücher bei Euch, könnt Ihr auch lateinisch?«

»Nein!«

»Dann will ich Euch etwas sagen, damit Ihr auch auf das Wahrscheinliche, Schlimmste vorbereitet seid. Depascere heißt abweiden, febricula depascens nennen wir ein Fieberchen, das seinem Auftreten als Fieber nach äußerst unbedeutend scheint, aber nach und nach die besten Kräfte ab-wei-det. Der Organismus strengt sich immer mehr an thätig zu bleiben, daher in den Remissionen der Schweiß, aber alles, was er hervorbringt, weidet das Fieberchen Tag für Tag ab. Gelingt es, die Produktion der neuen Kraft nachhaltig über die Gewalt des Fiebers zu spannen, so haben wir gesiegt, aber das geschieht selten, das Fieber wächst in der Regel gleichmäßig mit der Kraft, und zuletzt tritt allgemeines Erschlaffen aller Organe und der Tod durch prostratio virium, Aufhören aller Lebensfähigkeit, ein. Das laßt Euch gesagt sein. Die Krankheit ist zu lang vernachlässigt, die Inklination durch den Körperbau bedingt, der Ausbruch durch rasche Folge der Entbindungen und Stillen der Kinder in geschwächtem Kräftezustande sowie durch geistige Aufregung gefördert worden … Ihr müßt Euch darein finden, wir thun, was wir können, aber viel Hoffnung hab' ich nicht.«

Damit gingen sie und ließen den Drechsler, der sich an die Mauer des Hauses lehnen mußte, halb vernichtet stehn.

Ihm schien nun der rote Doktor ein Henker und der schwarze Kaplan, der die ganze Zeit nicht eine Silbe gesprochen und offenbar nur beobachtet hatte, um zu Hause Bericht zu erstatten, ein Leichenrabe.

SIEBENTES KAPITEL.

EINE ZERSETZUNG.

Die Welt will betrogen sein! — Ließe sie sich nur wenigstens immer schön betrügen, dann behielte ihre Manie noch Sinn, und die Dichter hätten gewiß alle Tage Küsse und Champagner vollauf. Das Leben wäre ein Walpurgisnachtstraum oder ein hübsches Metamorphosenstück ohne Pech und Schwefel, nur Kolophoniumblitze und Regenbogen bekämen Passierscheine, es schneite Blüten, die Menschen wären frei, die Nachtigall sänge, wenn man wolle … Ach, warum haben sich doch auch die Poeten von den Kutten ins Handwerk pfuschen lassen, warum hat der häßliche Betrug über den schönen den Sieg davon getragen, warum ließ man die Welt zu einem Jammerthale, den blauen schönen Himmel mit seinen funkelnden Kerzen zu einem Restaurationslokale für Irrsinnige und Geschundne lügen, statt das Schöne zu verklären, das Gute zu lieben und alles zu genießen? Warum? — Haben das die Dichter verbrochen? — Nicht so ganz, aber sie ließen sich überflügeln, sie stehn noch heute in zweiter Reihe und lassen im Herzen des Volkes den finstern Gedichten vor ihren hellen den Vortritt. Der »schöne« Betrug, der so wunderschön, so süß verlockend ist, daß er trotz aller Anatheme, welche die Priester des häßlichen nach ihm schleuderten, eine Macht blieb, wird aber doch einst mit dem Flammenschwerte, das nicht mehr noch minder als ein Sonnenstrahl ist, um den sich eine irdische Rose schmiegt, den Geist der Finsternis niederschmettern … Es ist jene alte Geschichte: in ferner Zeit gab es nur Engel des Schönen, man dichtete das Lob des Gottes der Liebe, — dann aber wurde ein Engel hochmütig und

trennte sich mit seinem Anhange von den andern. Er erfand den finstern Gott, der die freundliche Welt mit den Millionen Blüten und den Himmel mit den Millionen Sonnen nie schaffen konnte, — ihn ließ er die Hölle schaffen und lobte und pries fortan den Gott des Hasses, den Sklavenvogt, in dessen Peitsche die Sterne Knoten sein sollen. Er fand Anhang auch auf der Erde und zog Schüler auf mit Gift und ätzender Säure; diese blendeten die Sterne und verdarben die Blüten, es ward Nacht und Winter, und in der Dunkelheit und im Schneesturme siegten die Engel der Finsternis über die Engel des Lichtes, der Haß über die Liebe, — es ward Nacht und Winter, die Kutten dichteten und stellten den Dichtern Netze. So kam es, ja so kam es, daß die Welt nun häßlich betrogen wird und die Dichter von den Kutten angefeindet werden, wie die Engel von den Anhängern des gestürzten Engels. Sie waren einst Brüder, nur dichteten die einen schön, die andern häßlich: Das ist jetzt vergessen, weil die einen ehrlich blieben und ihre Märchen als Märchen erzählen, die andern aber mit ihrer Spielerei Herrschaft anstrebten und Betrug im neuen Sinne, im Sinne des code pénal übten. Der Dichter betrügt nicht, wie es der Fälscher thut, diesen Betrug machte erst der blinde Glaube möglich, und wer den erfand, ist bekannt genug. — Wie schade, daß das Beste, was der Mensch hat, die beste Kraft, die sich in ihm regt, durch den Hochmut eines einzelnen und die Schwäche der andern zur Geißel der Menschheit wurde; wie schade, daß die Poesie auch ihre Pole haben mußte!

Alles ist Poesie, alles ist Märchen. Jeder neue Gedanke ist ein Gedicht, jedes Gemälde noch am Vorabende der Ausführung ein Märchen und jede Symphonie, ehe sie über die Saiten rauscht, ein Traum. Der Beweis, die Anwendung erst entreißt das Farben- und Tonbild dem Traumreiche, der Gedanke wirkt dann sichtbar und faßlich, das Gemälde zeigt Gestalten, und die Symphonie baut ihre Tonsäulen auf. Dann waren sie Märchen. Die Gedichte der Kutten bleiben es immer — und darin mag ihr Reiz liegen.

Die Poesie ist eine imposante Macht. Die Sucht nach Unglaublichem zu spüren, die Liebe für Märchenhaftes, die

Befriedigung, die wir sinnigem Unsinne verdanken, hat ihren guten Grund in dem Bewußtsein unsrer Unwissenheit. Alles, was jenseits unsres Wissens liegt, ist begehrenswert, und in jenes Reich hinüber fliegt die Poesie, jene Welt ist eine Welt voll Märchen. Je weniger die Menschen wissen, desto zugänglicher sind sie für Traumgebilde und abenteuerliche Geschichten; der Sinn dafür geht mit der halben Kultur, die stets den Stabilismus bedingt, verloren, aber er kehrt auf ihrer Höhe zurück. Der rohste und der gebildetste Geschmack begegnen einander. — Man pflegt diesen Trieb nicht Wißbegierde zu nennen, aber er ist ihr Zwillingsbruder. — Alles hat seine Erklärung. Wo wenig Unterricht, wenig Kenntnisse sind, findet das Wissen keinen Boden, desto leichter aber finden ihn Wunder, die durch sich selbst über alle Lücken im Verständnisse, über alle mangelnden Vordersätze weghelfen, weil sie ihre Abwesenheit ignorieren. Darum glaubt das Volk so leicht und versteht so schwer. Nur das Abgeschloßne, in sich Fertige gilt ihm für begreifbar, nur das Unmögliche ist ihm von vornherein möglich, weil es keine weitere Frage, keinen Zweifel nach vorwärts oder zurück zuläßt. Das Wunder beantwortet alles ein für allemal. — Unterricht, der auf Schlußketten begründet ist, weist von Glied zu Glied weiter, folgert eins aus dem anderen und hat stets noch eine Frage in Bereitschaft. Der Beschränkte wird zuletzt des Fragens müde, er begnügt sich mit dem Erreichten, und mit dem Weiterschließen hört notwendig auch das Weiterträumen auf: Der Selbstgenügsame, der Philister hat darum auch nie Sinn für Gedichte und Märchen, — alle Wunder nehmen bei ihm ein Ende. — Aber über ihn hinaus beginnt ihre Herrschaft wieder; die höchste Empfänglichkeit für das Wissen und Erkennen drängt wieder in Kreise, in denen Träume und Märchen zu Hause sind. Wir müssen vorwärts ins Unbekannte, — und dort wohnen ja die Märchen. Ihre Welt ist endlos, das Wissen entvölkert sie nicht, so viel es ihrer auch tötet, denn das letzte, — wenn es ein solches einmal gibt, — weckt alle Verstorbenen wieder auf, und die tausend und eine Nacht der Märchen des Menschengeistes wird dann nur zurück gelesen. — Man glaubt das Neue nur, wenn es

wunderbar und abenteuerlich klingt, man glaubt, weil man wissen will, sowie man glaubt, wenn man nicht wissen kann. — »Unmöglich, unglaublich und gerade darum wahr«, sagt der Kirchenvater. Dazu treibt jener Zwillingsbruder der Wißbegierde, für den wir keinen Namen haben. Für den Haufen verliert die Maschine, deren Gesetze er kennt, den Reiz, er liebt das Unverstandne, wie der Verständige das Verstandne schätzt … Was Wunder, daß die Kuttenmaschinen den Haufen gefesselt halten? Was Wunder, daß die Dichter uns fesseln?

Und sie haben mehr Macht über uns, als wir selbst gestehn mögen oder wissen. Sie sind auch daran schuld, daß dem Herbste so viel Unrecht geschieht, während — bei uns in Deutschland wenigstens — der Mai über alles Verdienst gepriesen wird. Wir haben ja allenthalben hier den »wunderschönen Monat Mai« in der Regel erst im Juni. Im Juni springen die Rosen auf, im Juni schlagen die Nachtigallen. Aber die Dichter besingen den Mai, sie kehren die Naturgeschichte um, stellen alles auf den Kopf, und wenn wir auch protestieren wollen, wir behalten nun doch einmal die klingende, schöne Lüge im Kopfe, summen die Verse nach und — glauben ihnen zuletzt, weil sie uns gar so bekannt klingen. Warum gibt's auch auf Juni keinen vernünftigen Reim? Denn Zduny, das Nest im preußischen Raubfetzen von Polen würde am Ende doch in einem Frühlingsliede eine sehr klägliche Rolle spielen. Der Mai ist selbst nach Platen ein reimbares Ding, und diesem Umstande mögen seine gleichmäßig grünen Matten das Prädikat der bunten, duftigen u. s. w. verdanken. Wir freuen uns aus Poetengewohnheit auf den Mai statt auf den Juni und wissen nur aus poetischer Ungewohnheit so wenig vom Herbste zu erzählen. Den Dichtern schien er eine Art von bourgeois, weil er nur davon weiß, was das oder jenes »abwirft« und in der That eine gewisse Selbstgenügsamkeit zur Schau trägt, die ihn des Philistertumes dringend verdächtig macht.

Aber es gibt auch ein schönes, ein poetisches Philistertum: — der Deutsche nennt es Gemütlichkeit. Die Gemütlichkeit ist mit

vielem anderen überhaupt eine deutsche Erfindung, und mit Maß angewendet, nicht die schlechteste. Wir können jede Wette darauf eingehen, daß sie im Herbste gemacht worden. Der Herbst hat den Schalk im Nacken, wie ein jovialer Alter. Er ist vorzugsweise die Zeit für junge Ehepaare, die Zeit, in der man sich so recht mit schaurig innigem Behagen, mit ungetrübter Traulichkeit aneinanderrückt. Draußen leichenfahle Sonne, — im Kamine knasterndes Feuer; draußen Sturm, innen ruhige Befriedigung: es kann gar nichts Hübscheres geben. Glaubt Ihr denn, daß der Herbst aus einem andern Grunde seine Blätter von A-Z an den Fenstern vorbei wirbeln läßt, als um solche Pärchen zu suchen, zu belauschen und im Fluge einen Witz zu machen? Hört Ihr denn nicht, wie die Blätter, wenn sie auf der Erde unten wieder zusammentreffen, miteinander kichern? Sie erzählen ihre Geschichten dem Herbste, der sie ausgesendet, er freut sich, wenn er erfährt, daß er recht vielen Freude macht, wenn er ihnen den Raum verengert, er freut sich manchmal so, daß er immer mehr Herbst wird und die Schranken immer enger zieht — — daher kommen wohl auch die frühen Winter!! Die Bäume sehnen sich nach dem Herbste, sie treiben nur Blätter, um Boten zu haben, die neue Geschichten holen … die Boten kommen freilich nicht wieder, aber was der Herbst weiß, wissen die Bäume auch. Oft erfahren sie dann leider, daß seit einem Jahre so viel zwischen jene gekommen ist, die sich im engsten Raume am wohlsten gefühlt, daß sie nun den Herbst nicht mehr liebhaben können. Sie mischten himmlische Sitten in das Erdenleben, ahmten Fremdes nach, thaten hier, was »oben« zum guten Tone gehört, — daraus ist nie Gutes entstanden. Es ist schlimm, wenn auf Erden eine Ehe geführt wird, wie sie — immer nach den Dichtern — zwischen dem Sonnengotte und der Erde besteht. Der Poetenwitz hat hier einen häßlichen Bock geschossen, wenn er eine Musterehe aufstellen wollte. Der Sonnengott wird jedesmal aus Angst kühl, wenn sich ihm seine Gemahlin nähert, und sie wird aus Kummer darüber ein weißhaariges Mütterchen. Er liebt sie nur par distance, er wird nur

zärtlich und überhäuft sie mit Schmuck, wenn sie sich in bescheidner Entfernung hält und nichts weniger als zudringlich ist. Das geschieht am Himmel oder im großen Weltraume, was ja wohl dasselbe ist. Auf Erden geht es anders zu, solang' die natürliche Anziehungskraft als Bindemittel in der Ehe wirkt. Darum macht auch hier der Herbst warm, während er am Himmel ein kaltes Sturzbad gibt. Im Frühling, im Mai-Juni, kann man mit Blüten und Vögeln verkehren, die Welt ist dann nie weit genug, der Frühling bringt und weckt nichts als Sehnsucht; aber der Herbst ist gemütlich, und man kann alles sein, nur nicht gemütlich …

Die Lösung eines langgewohnten Zusammenseins ist darum im Herbst schmerzlicher noch als sonst.

Man sprach im Herbst des Jahres 182. in Hehlenried nur von drei Dingen. Zunächst von der nahen Hochzeit der Gräfin, dann von einer großen Jagd auf die Zigeuner, die sich in den benachbarten Forsten förmlich niedergelassen hatten und von da aus Diebstahl und anderen Unfug trieben, und endlich machte auch die Krankheit der Frau des »fremden« Drechslers den Leuten viel zu schaffen.

Man hatte Gertrud schon dreimal tot gesagt, aber der Doktor in dem roten Habit kam noch immer, also lebte sie wohl noch.

Eigentlich war nur der Doktor daran schuld, daß Gertruds Zustand mit den andern großen Ereignissen auf gleicher Linie stand. Niemand, auch die Weisesten im Dorfe nicht, konnte herausbringen, warum vom Schlosse aus eine so auffallend rege Teilnahme für die »ausländische« Familie gezeigt wurde. Weder die Diener noch der Kaplan, der einigen alten Mütterchen, die ihm ihr Sauererspartes auf Meßstipendien brachten, vertrauliche Mitteilungen zu machen pflegte, konnten das Rätsel genügend lösen. Es entstand also regelmäßig allgemeines Kopfschütteln, wenn eine Schloßequipage Dr. Vermilio aus der Stadt holte.

Hennings hatte sich zu sehr abgeschlossen, als daß er Freunde haben konnte; man sagte ihm zwar nichts direkt Böses nach, leugnete ihm aber auch jede gute Eigenschaft ab. Daß seine Arbeiten weit und breit die besten waren, erkannte man ohne

Umstände an, — aber Fleiß und Geschicklichkeit sind nicht so ganz das, was man auf dem Dorfe Eigenschaften nennt. Der Bauer schätzt den Menschen höher als das Fach, das Handwerk, die Kategorie, — freilich hält er auch im allgemeinen nur den Bauer für den rechten Menschen. Er liebt eine gewisse Offenheit, einen kordialen Verkehr bei zufälligem Zusammentreffen, so fremd ihm andrerseits auch wirkliche Intimität ist und bleibt. Es ist ihm ein Verbrechen, in einem Dorfe zu wohnen und nicht Namen und Abkunft jedes einzelnen der Mitbewohner des Ortes zu kennen, — und man wußte in Hehlenried recht gut, daß der Drechsler nicht einmal die Namen derer behielt, die von ihm kauften. Das verzieh man ihm so wenig, wie seine Einsilbigkeit. Gertrud dagegen, die von diesem Vorwurfe wenigstens nicht in gleichem Umfange getroffen wurde, fand bei den Weibern keine Sympathien, weil sie ihr Haar noch immer auf städtische Weise geflochten trug und sich nicht dazu verstehen wollte, ihre Gestalt in das hier allgemein beliebte Mäntelchen zu hüllen. Das war auch unverzeihlich, und man fand puren Bettelhochmut darin.

Unter solchen Umständen gönnte dem schwergeprüften Paare natürlich niemand die Hilfe, die es nicht einmal recht zu schätzen schien, und die Neugier war eine neidische, mißgünstige geworden.

In der Stadt hat eine solche Abneigung keine weiteren Folgen, weil es auch im kleinsten Orte selten gelingen wird, den »Verruf« zu einem allgemeinen zu machen, während das »Dorf« trotz aller Parteiungen dem Nichteingebornen gegenüber stets eine kompakte Masse bildet, sobald es erst zum Kampfe kommt.

Die Auszeichnung, die dem Drechsler wurde, verletzte die Bauern mehr als sein früheres Treiben. Sie bildeten stillschweigend eine Koalition gegen ihn und hofften ihn durch die Not zu zähmen. Hatte er früher den Bestellungen auf Meilen in die Runde kaum genügen können, so wurden jetzt sogar bestellte Arbeiten mit leichtfertigem Tadel zurückgewiesen. — Der Bauer hat etwas mit den Alten gemein: er besitzt eine Art von antikem Stoizismus, der freilich nicht ein Ergebnis hoher Bildung ist, sich aber kaum anders

äußert, als wäre er es. Mit diesem stoischen Wegkommen über Affekte verbindet er wie die Alten die Forderung: dem Gefühle einmal freien Lauf zu lassen, ehe es zur Ruhe geht. Laute Freude und lauter Schmerz, einen Jubelschrei und eine Klage, dann mag »Schweigen der Rest sein«. Äschylus läßt Prometheus jammern, wie heute nur ein Bauer jammern würde, und der Ajax des Sophokles bricht in wilde Laute aus, ehe er »den Schatten im Hades das übrige erzählen will«. — Anerkennung fremder Individualität ist dem Bauer ein unbekanntes Ding; er will, daß jeder fühlt wie er, und nur für seinesgleichen hat er ein leicht zugängliches Herz. Wäre Hennings zusammengebrochen, hätte er nur ein einzigmal geklagt, gebeten, hätte ihn die Not zur geringsten Annäherung bewogen, so hätte unzweifelhaft die natürliche Gutmütigkeit seiner Umgebung den Sieg davon getragen, und sogleich wäre ihm von allen Seiten Vorschub geleistet worden. Seinen Mut, seine Ausdauer hätte man gepriesen, man hätte ihn bedauert, denn er wäre ein Mensch wie sie gewesen. Aber Hennings änderte sein Betragen nicht, er litt und kämpfte bis in dem Augenblicke, in dem der Schatz Gertruds, von dem seine Feinde nichts wußten, oder das Arbeitslohn für die Schnitzerei im Schlosse hätte in Anspruch genommen werden müssen, der Retter in der Gestalt Mendel Sacks erschien.

Der Jude trug nicht nach, — das thun Leute seines Schlages nie, — er drückte auch nicht und suchte den Drechsler nicht zu demütigen, — gesetzt auch, es sei dies nur geschehn, um sich die Kundschaft nicht zu verderben, — kurz, er kaufte allen Vorrat, den Hennings unterdes beschafft, zu dem zivilen Preise, den die Bauern sonst zahlten. Diese hatten durch dies Manöver nur den Nachteil, jetzt ihre Bedürfnisse aus zweiter Hand teurer erwerben zu müssen. — Hennings legte auf die Motive der Handlungsweise des Juden keinen großen Wert, aber er gestand sich, daß dieser, da er die Verhältnisse kannte, im stande gewesen wäre, die Lage der Dinge zu mißbrauchen. Daß er es nicht that, war jedenfalls achtungswert, und der Drechsler bethätigte seinen Dank dadurch, daß er den Handelsmann eine Viertelstunde mit Gertrud allein ließ.

Er hatte an der Unruhe beider und an den Winkelblicken, die sie wechselten, bemerkt, daß es wohl wieder ein geheimes Lotteriegeschäft abzumachen gebe. Auch hier sagte er sich wieder, daß der Mann trotz der wucherischen Prozente, die er jedenfalls in Abzug brachte, überaus ehrlich handelte. Eine Kontrolle wurde nicht geübt, Gewinn und Verlust war jeder Zeit in seiner Hand, und so war seine Handlungsweise bei einem Menschen, dessen ganzes Streben auf den möglichsten Mehrerwerb ging, in der That im höchsten Grade der Anerkennung würdig. Hausierjuden sind gewöhnlich pfiffiger und klüger als die Landleute, mit denen sie verkehren, und sie machen sich kein Gewissen daraus, ihre Überlegenheit zu verwerten; sie düpieren in der Regel mehr, als sie betrügen, schlecht und herzlos aber sind sie fast nie, sie zeigen aufrichtige Teilnahme und helfen oft dort, wo die »Christen« ihre Ohren verstopfen. Man muß ihre Thätigkeit auf dem Lande, vorausgesetzt, daß sie nicht Schankpächter sind, beobachtet haben, um einzusehn, wie erbärmlich die Verdächtigungen sind, mit denen sie in neuerer Zeit wieder von den bayrischen Ultramontanen bedacht worden.

Hennings söhnte sich innerlich auch mit ihm aus, wie er überhaupt jetzt immer Entschuldigungen für andere, aber kaum eine für sich fand. Die Reaktion ging in ihm so weit, daß er sich förmlich verurteilte und das Betreten seines Weges einem Mangel an Menschenkenntnis, das Verharren auf der beschrittnen Bahn aber dem Abbrechen alles Verkehres mit der Welt und der hierdurch gegebnen Unmöglichkeit der Ausfüllung jener Lücken zuschrieb. Er irrte jetzt wie früher, aber sein Irrtum war ein natürlicher: es mußte bei der Vehemenz, mit der er sich in jede Richtung warf, so kommen. — Mit neunzehn Jahren hält sich jeder für unfehlbar, mit fünfundzwanzig zweifelt er an sich und den anderen, mit dreißig fängt er an zu lavieren und mit vierzig ist er entweder der Sklave seiner Frau oder der Tyrann aller, die sich von ihm quälen lassen müssen. Ausnahmen sind ungewöhnliche Menschen. Hennings stand nicht zu hoch, wenn er auch über die

Alltäglichkeit hinaus war. Sein Temperament ließ ihn nur all diese Phasen in der höchsten Steigerung durchlaufen, er war eine extreme Natur und eben jetzt mitten im Zweifel. Ja und Nein spielten mit seinem Urteile Blindekuh, er hatte seine sichre Einseitigkeit aufgegeben und wußte von dem, was als neu in ihn drang, noch zu wenig, um sichten und ordnen zu können.

Mit Gertruds Gesundheit ging es dabei immer mehr abwärts. Jener heftige Anfall war zwar vorüber gegangen, ohne ihre Auflösung herbeizuführen, sie war in den verfloßnen Monaten sogar wieder fähig gewesen, herum zu gehen und kleine Geschäfte zu verrichten, aber ihre Kräfte nahmen dennoch sichtbar ab, auf jede Anstrengung — und jeder Schritt war eine solche — folgte eine Abspannung, die immer mehr den Charakter der Stumpfheit annahm und keinen Zweifel ließ, daß sie einmal in völliges Verlöschen übergehn würde. Ihre Lippen wurden livid und bildeten mit der hektischen Röte ihrer Wangen einen Kontrast, der neben der blendend weißen, von blauen Adern durchzogenen Stirn mit den an den Schläfen scharf vortretenden Knochen und den glasig glänzenden Augen noch schauriger wurde. — Man findet mitunter eine Menge kleiner Beryllkristalle dicht aneinander gedrängt, gleichsam als Schale über anderes Gestein gezogen, die durch ihre Dünne und die ihnen eigne doppelte Strahlenbrechung einen ganz sonderbaren matten und zugleich zuckenden Glasglanz haben: die Augen der Kranken im letzten Stadium des Zehrfiebers haben genau denselben Glanz, auch der grünliche Schein fehlt nicht. Man hat Symptome genug, sonst wäre dies ein neues, ergänzendes: Beryllglanz der Augen.

Wenn Gertrud draußen im Freien saß, den Kopf müde vorgesenkt, von der bleichen Sonne umleuchtet, Richard harmlos spielend auf der Erde zu ihren Füßen, Christian mit einem Lindenzweige daneben, um jede Fliege oder Mücke, die ihre Ruhe stören konnte, zu verscheuchen, blieben die Vorübergehenden oft stehen und vergaßen Neid und Groll. Sie war ja eine Sterbende, das sah man; sie war ja schon halb verklärt.

Es hatte sich zwischen ihr und Christian ein eigentümliches Verhältnis ausgebildet. Früher hatte er nie besondere Anhänglichkeit an die Mutter gezeigt, er war der Liebling des Vaters gewesen und war es noch, — seit dem Unglückstage aber hing er am Auge der Mutter, wie er vorher am Munde des Vaters gehangen. Seit sie zu Hennings großer Verwunderung den Schritt des Knaben im Schlosse gebilligt, fand dieser sein ganzes Glück darin, an der Seite der Kranken zu wachen. Er vollzog Aufträge, die ihn von Stube und Haus entfernten, mit der größten Hast und nahm dann sogleich wieder seinen Posten ein. Streichelte Gertrud sein Haar, zog sie seinen Kopf an sich, so hellte sich sein verzogenes Gesicht auf und zugleich rieselten fast immer dicke Thränen über seine Wangen. Oft brach er auch in heißes Schluchzen aus und spannte seine Arme fest um die Mutter, ohne daß ihm jemals ein Wort über den Grund seiner Bewegung entlockt werden konnte.

»Weißt du, Fritz, daß Christian mit mir sterben wird?« sagte die Frau einst.

»Du wirst so wenig sterben als er. Denke nicht an den Tod, sonst stirbst du, weil du glaubst sterben zu müssen. Du erholst dich ja zusehends, deine Farben sind ungleich frischer als vor Wochen, du wirst mir die Freude machen, gesund und kräftig zu werden. Und sobald du es bist, ziehn wir wieder in die Stadt und beginnen ein neues Leben, das dich blühend und froh erhalten wird. Freust du dich darauf? O wir trennen uns noch lang' nicht.«

»… Ich möchte wohl … leben! Auch auf dem Dorfe … Aber sieh doch nur, es geht ja nicht. Mein Atem ist matt und heiß, meine Arme schlaff, die Füße tragen mich kaum, ich bin so müde … o ich werde gut schlafen, gut und fest … und Christian mit mir. Du wirst sehn, er kommt bald nach, seine Augen sagen es mir.«

»Sieh Gertrud, so machst du dich immer mehr krank, quälst dich und thust mir weh. Denkst du an mich denn gar nicht mehr?«

»O ja!« sagte sie, fuhr aber wie im Traume fort, »der arme Richard, so jung, so zart schon fremden Händen überlassen … ich möchte ihn auch mit mir nehmen, um ihm das Leid zu ersparen,

keine Mutter zu haben …«

Bitten, Vorwürfe, Thränen selbst wirkten nicht; es war ein grenzenlos angreifendes Leben, das Hennings führte. Harte Arbeit von früh bis spät in die Nacht, die Sorge um das Hauswesen und ewiger, nagender Kummer, der nur durch einzelne härtere und empfindlichere Schläge, wie das angeführte Gespräch, Abwechslung erhielt. Man gewöhnt sich nicht daran, ein teures Wesen zu verlieren, auch wenn die Vorbereitung Wochen, das Sterben Tage dauert; man hofft und hofft, und wenn endlich der Streich geführt ist, trifft er doch unerwartet.

Dr. Vermilio gab bei seiner letzten Anwesenheit nur noch Stunden Frist. Hennings glaubte ihm nicht, obgleich er die blauen Nägel und die geschwollnen Füße Gertruds sah, obgleich die Agonie schon eintrat. Jetzt, grade jetzt drängte sich all seine Hoffnung auf die Spitze, — und als die Kranke sich plötzlich rüstiger als seit Tagen umwendete, sich aufrichtete, ihr Blick freier, ihr Atem ruhiger ward, wollte er aufjubeln und die glückliche Krisis begrüßen. Aber die Kranke fühlte, daß das Ende der Krisis nicht das Leben, sondern der Tod sein würde, sie fühlte es und reichte wehmütig seine Freude abwehrend ihrem Manne, den sie seit langer Zeit zum erstenmal wieder »ihren lieben Fritz« nannte, die abgezehrte, feuchte Hand.

»Es geht zu Ende … nur Minuten hab' ich noch. Leb wohl, mein lieber Fritz, ich scheide versöhnt … Nein, unterbrich mich nicht, verteidige dich nicht, laß mir, selbst wenn ich zum Teil geirrt hätte — ganz that ich's gewiß nicht, Fritz, — laß mir das Bewußtsein, daß ich etwas zu verzeihen hatte … denn sonst, sonst würde mir das Sterben gar zu schwer. Ach, wenn ich mich selbst durch Eigensinn von meinen Kindern … und dir getrennt hätte!« Sie machte eine Pause, dann faßte sie hastig, als triebe sie eine innere Mahnung zur Eile an, nach den Kindern. »Du hast jetzt nur den Vater, mein Kind«, sagte sie Christian, »hab ihn so lieb, wie du mich jetzt liebgehabt. Versprich mir das …«

Der Knabe weinte so heftig, daß sein geschüttelter Körper nicht

einmal durch eine bestimmte Bewegung antworten konnte, und Worte waren unmöglich. Er sah die Mutter so bittend an, umschlang sie und vergrub seinen Kopf in ihre Hände, so daß sie nicht weiter in ihn dringen konnte. — Nun nahm sie Abschied von Richard, der nicht mehr weinte, denn er hatte den ganzen Tag geschluchzt und fieberte aus Erschöpfung. Sie drückte die Kleinen mit aller Kraft an sich und ihre Lippen bewegten sich betend …

»Draußen so schön, liebe Mutter, nicht sterben!« stammelte Richard.

»Leb wohl, lieber, lieber Fritz, nur die Kinder, die Kinder …« rief Gertrud plötzlich, aus der Umarmung aufgeschreckt, und reichte dem Manne ihre Lippen hin. Aber ehe er sie noch erreicht, sank sie zurück. Sein letzter Kuß fand keinen Atem mehr. Die Aufregung des Abschiedes und das gewaltsame Aufraffen aus dem Delirium hatten das sanfte Hinüberschlummern gestört und ein Nervenschlag ihr Leben geendet.

Hennings brach vernichtet in die Kniee und heftete den Mund auf die herabhängende Hand seiner toten Frau, während die Kinder vergeblich die Mutter wachrufen und die Leiche mit hundert Küssen wärmen wollten. Der Mann versank in jene schaurige Bewußtlosigkeit, die der Überwältigung durch den Schmerz folgt; aber sie muß ja enden und das macht sie eben so schaurig.

Richard fand einen Schrei wieder, als er die weichen, warmen Lippen seiner Mutter nach und nach starr und kalt fühlte, ihn faßte Grausen, er klammerte sich an Christian, der durch dasselbe Gefühl ebenfalls erst die volle Überzeugung gewann, daß nun wirklich alles vorbei sei. Er kniete oben auf dem Bette neben der Leiche, strich sich die Haare weit zurück und sah so mit einer Starrheit, die alle Fibern spannte, in das erkaltende Antlitz … er suchte das entflohene Leben! Dann ergriffen ihn Krämpfe, er wand sich mit verzerrten Gliedern und warf dabei Richard wieder um, so daß dieser mit einem neuen gellenden Schrei von der Berührung des starren Körpers zurückfuhr und, zugleich geängstigt durch die Konvulsionen des Bruders, mit beiden Händen den Kopf des Vaters

in die Höhe zu heben suchte. Das Kind fürchtete, der Vater schlafe auch, und es sei allein.

Bis dahin waren Stunden vergangen. Hennings richtete sich mit blöden Augen auf, aber er war unfähig, irgendwie Hand anzulegen. Die Magd rief die Frau des Hauswirtes und seine Tochter herbei, diese wendeten ihre Hausmittel an, um Christians Krämpfe zu stillen, und brachten ihn und Richard in ihr eigenes Zimmer hinüber. Dann gaben sie der Leiche eine gestreckte Stellung, banden Gertruds Hände gefalten mit einem Rosenkranze zusammen und steckten ein kleines Kruzifix zwischen die Finger. Sie besprengten die Tote mit Weihwasser und zündeten ein geweihtes Wachslicht, das für solche Zwecke in den Hütten vorrätig gehalten wird, in der Stube an …

Hennings sah regungslos zu und ließ alles geschehen. Er sagte nur: »Gut, gut!« als ihm die geschäftige Frau einschärfte — heute ja die Verstorbene nicht mehr beim Taufnamen zu rufen, weil — sie sonst noch einmal sterben müsse. Ebenso schüttelte er nur verneinend den Kopf, als sie ihm anbot, mit irgend einer Gevatterin Totenwache zu halten.

So kam wieder eine schlaflose Nacht, leerer und schrecklicher noch als alle zuvor. Es gab nun keine Hoffnung mehr, alles war öde, alles verloren.

»Es mußte nicht so kommen!« sprach eine Stimme, wie eine fremde, aus ihm heraus. »Es mußte nicht so kommen!« sagte er mechanisch nach und erschrak dann vor dem eignen Gedanken.

»Wüßt' ich's nur! Hätt' ich nur das Vergeßne wieder!« rief er unsäglich schmerzhaft und schlug sich verzweifelnd an die Stirn. »Dann ständ' ich doch nicht so ganz, so ganz allein da! — O es ist gräßlich, zu wissen, daß man etwas gewußt, und nicht zu wissen, was es war. Keinen Faden, keinen Fingerzeig zur Heimat zu haben und sich an nichts, an kein lebendes, liebendes und verstehendes Wesen klammern zu können …!« Seine Zähne schlugen aneinander, er zerwühlte sein Haar und rang die Hände. »Wüßt' ich nur eins!« rief er immer wieder. Er murmelte es zuletzt nur heiser mit halb

erstickter Stimme.

Die Ärzte erregen äußeren Schmerz, um inneren zu betäuben, sie erzeugen künstlich örtliche Krankheiten, um den Kampf von einem andern Orte abzuleiten. Die Natur thut ähnliches, sie macht uns unfähig, den neuesten Schmerz in allen seinen Folgen zu messen, und schiebt uns ein anderes Leid unter. Alte Narben brechen auf.

Hennings sah sich neben der Leiche seiner Gertrud von dem düsteren Traume gedrückt, den sie so oft hatte verscheuchen müssen, weil sein Kommen ihren »lieben Fritz« immer scheu und finster machte. Jetzt war sie tot, ihre Küsse versiegt und der versunkene Gedanke, wie immer in eine undurchdringliche Wolke gehüllt, stieg ungehindert auf, lockte, höhnte, spottete und trieb den Unglückseligen fast in den Wahnsinn. Das Vergessen, in dem er seine Verbindung mit den Menschen suchte, durfte ruhen, solang' er ein Weib, einen Herd, eine abgeschloßne Familie besaß, jetzt stand er allein, seine Kinder konnten ihm nichts bieten, wenigstens keine Befriedigung … in solchem Momente mußte jene Qual wiederkommen.

Er ging umher wie ein Träumender; die Fremden, die seinen Zustand nicht begriffen, jetzt aber wieder Teilnahme für ihn hatten, besorgten alles Nötige, der Leichenzug war nach dem einstimmigen Urteile aller Gevatterinnen der »schönste«, der seit langer Zeit im Dorfe gesehn worden, und gewann an Pomp noch dadurch, daß auf Befehl von Gräfin Cecile am Parkthore sich ihm die gesamte Schloßdienerschaft anschloß. Der Pfarrer aus dem Kirchdorfe hielt eine lange Rede, die Frauen weinten, die Männer sahen sehr dumm aus, weil sie die Thränen unterdrückten, — Hennings aber glich einem Gefolterten. Er sah die Leute, die ihn trösten wollten, mit seinem leeren Blicke an, die Muskeln seines Gesichtes waren so schlaff und bewegungslos, daß seine Starrheit alle für seinen Verstand fürchten machte. Und trotz dieser allgemeinen Müdigkeit fühlte er sich durch den Kapelan beleidigt. Es kränkte ihn, daß man aus dem Schlosse die Diener geschickt hatte und daß sich nicht

wenigstens der Kapelan gezeigt. »Ob auch dem meine Frau zu schlecht war?« murmelte er.

Er that dem guten Pater Ambrosius unrecht, und wenn er für das, was außer der Rede des Pfarrers nach der Beerdigung auf dem Friedhofe besprochen worden war, Gehör gehabt hätte, so würde er erfahren haben, daß — Pater Ambrosius »zu den Zigeunern gegangen sei« und daß seinethalb im Schlosse große Besorgnis herrsche.

Der Witz der Bedienten gab diesen Worten freilich eine andere Deutung, aber es verhielt sich damit folgendermaßen:

Der Kapelan hatte sich in seinen fast ununterbrochenen Mußestunden unter anderem auch mit der Geschichte der Zigeuner beschäftigt und namentlich über ihre Sprache eine Anzahl mehr oder minder sinnreicher Konjekturen zusammen gestellt. Die Gelegenheit, endlich einmal durch persönliche Untersuchungen und Vergleiche Genaueres festsetzen zu können, war zu verlockend, als daß er nicht trotz Warnungen und Spöttereien im Interesse der Wissenschaft den Versuch gewagt hätte. Wir bemerkten schon früher, daß er nicht furchtsam, sondern nur vorsichtig war. Diese Tugend verließ ihn auch jetzt nicht, er entwarf vorher einen vollständigen Feldzugsplan, erwog alle Für und Wider und kam endlich zu der Überzeugung, daß er unter den von ihm gesetzten Bedingungen ohne alle Gefahr seine rühmliche That vollführen könne. Sonst hätte ihm freilich die Versicherung des Grafen Hugo jede ihm widerfahrene Unbill blutig zu rächen wenig Trost gewährt. Aber er hielt die Erzählung von menschenfressenden Zigeunern für ein Märchen und wußte außerdem, daß selbst jene Historiographen, die davon als von einer Thatsache sprechen und zum Beweise verschiedne — durch die Tortur erpreßte — Geständnisse citieren, allesamt bezeugen, daß die Bande, welche im Jahre 1782 zu Kemeza und Fraumark in Ungarn eingefangen worden, nur achtzehn- bis zwanzigjähriges Fleisch liebte. Er war und fühlte sich über dies Normalalter hinaus, konnte also auch der zweiten Gefahr, die seiner Moralität etwa durch die Bajaderentänze der Mädchen

drohte, womit sich die meisten, die über die Zigeuner geschrieben, so viel haben, keck die Stirn bieten. Es ließ sich vielleicht sogar von einem unbefangenen Beobachter eine Verwandtschaft zwischen den Hierodulen der Alten, den Isispriesterinnen, den indischen Bajaderen und den angeblichen Zigeunertänzerinnen nachweisen, nämlich eine Verwandtschaft derart, daß das Zelt des Zigeuners etwa auch einen mysteriösen Kultus, ein Götzenbild berge, das umtanzt wird wie einst die Bundeslade oder eine heilige cista, — denn die andere Verwandtschaft liegt auf der Hand. Und die Grundsätze des Kapelans waren fest, sie liefen bestimmt nicht Gefahr, Schiffbruch zu leiden trotz der weichsten, wollüstigsten Gaukeleien dieser menschlichen Schmetterlinge, trotz des berauschendsten Rhythmus der Musik und der reizendsten Schwingungen des Körpers. Indes war sein Blick wehmütig genug, als er sich diese Versicherung gab …

Blieb also nur noch ein drittes Element des Zigeunertumes zu fürchten: Raubsucht, Dieberei und Gefallen an Flittern. Einerseits mußte er alles, was ihre Begierden reizen konnte, von sich abthun, andrerseits aber kleine Silbermünze und womöglich auch einige abgelegte Putzstücke aus der gräflichen Garderobe zu sich stecken, um durch Geschenke das Vertrauen der Leute, die er ausfragen wollte, erkaufen zu können.

Er ging demgemäß an eine sorgfältige Musterung seines Kleidervorrates, der freilich in einem kleinen Wandschranke Platz hatte und im Nu zu übersehn war. — Er besaß ein Paar Stiefel, die zu kaufen ihn ein Chasseur à cheval auf dem Durchmarsche gezwungen. Eine geringe Änderung daran hatte ihnen ein quasi kanonisches Ansehn gegeben, und der Kapelan trug sie gewöhnlich bei schlechtem Wetter, wenn er seiner Hämorrhoidalbeschwerden wegen genötigt war, auch auf nassen Stegen seine tägliche Promenade zu absolvieren. Daß er diesmal Schnallenschuhe nicht anziehn dürfe, leuchtete ihm ein, — aber die Stiefel hatten wiederum eine gewisse Ähnlichkeit mit den ungarischen Tschismen, die den Diebesklauen in allen Fällen begehrlich scheinen durften.

Indes half es nichts, er blieb bei den Stiefeln und mußte sich damit trösten, daß die schwarze Farbe den Gedanken an die geliebten Tschismen nicht aufkommen lassen würde. So war er endlich auch überzeugt, daß die Farbe selbst seinen Staatsrock: schwarzes niederländisches Tuch, Taille und Schoß aus einem Stücke, Spitzknöpfe mit Kamelgarn übersponnen, und alles in allem erst zehn Jahre alt, geschützt hätte, wenn er den Rock Nr. 3, den er wahrscheinlich an seiner Primiz bekommen, nicht der Zweckmäßigkeit wegen bei einer Partie durch Dick und Dünn vorgezogen. Mit der Kopfbedeckung hatte es zuletzt auch noch einen Haken. Ein Samtkäppchen mit Pelz verbrämt schien zu verführerisch und ein Kastor … Sagt doch Martin Kelpius ganz ausdrücklich, daß es den Zigeunern gar nicht darauf ankomme, mit einem zerrißnen Hemde, einem roten Dolman mit Goldschnüren und einem Kastorhute zugleich bekleidet einher zu stolzieren. Es fand sich zum Glücke eine alte halbmilitärische Mütze des verstorbenen Grafen, Pater Ambrosius dachte sich als Glied der »streitenden Kirche« und pflanzte die farbige Mütze, an der er schlimmstenfalls nichts verlor, kühn auf den Wirbel. Hiezu keine reine Wäsche, — das hätte gelockt, — ein Kompaß, ein Stock ohne allen Beschlag, von einer jungen Steineiche geschnitten, einige kleine Münzen, gemachte Blumen, mit Flittern und Lahn geputzte Stückchen Atlas, ein angeschlagener Meerschaumkopf, den Graf Hugo beigesteuert hatte, und endlich eine lederne Brieftasche voller Notizen über die Zigeuner: so war die Expedition ausgerüstet. Als es zum Aufbruche kam, pochte dem Entdeckungsreisenden wohl das Herz, aber er erinnerte sich an die Größe seines Planes, an den Umstand, daß er im neunzehnten Jahrhunderte nach Proklamation der Menschenrechte lebe und daß er ferner ein geweihtes, nach dem Völkerrechte unantastbares Haupt sei. Wir wollen hoffen, daß die Zigeuner mehr Achtung vor dem neunzehnten Jahrhunderte hatten, als die privilegierten Buschklepper, die noch heute nicht bloß Menschen, sondern sogar entdeckungsreisende Gedanken aufgreifen und torquieren. Wir wollen hoffen, daß es dem Forscher

von Hehlenried besser ergehe als manchem unsrer Bekannten, der im Herzen der Zivilisation Zivilisierte suchte und auf Zigeuner stieß, und geben ihm in diesem Vertrauen mit Cecile und Hugo das Geleit bis an die Parkpforte, die in die Forsten mündet …

Thatsache ist, daß er am sechsten Abende noch nicht zurück war. Hatte er seine Tollkühnheit mit dem Leben gebüßt? Hatte er sich verirrt? Beides war unwahrscheinlich. Bestätigte sich dagegen Hugos Behauptung, daß der Schwarm aus Zigeunern und Marodeurs zusammengesetzt sei, so war es mehr als möglich, daß man den Sprachforscher als Geisel zurückbehalten. Die Horde konnte leicht durch ihre von Dorf zu Dorf bettelnden und wahrsagenden Weiber Wind von der Jagd bekommen haben, welcher der Pater im Interesse seiner Untersuchungen den Vorsprung abgewinnen wollte. Nun hielten die Leute den Pater zurück, um den längeren Aufenthalt in einer Gegend, die ihnen offenbar sehr zusagte, da sie monatelang ihre Feuerstelle nur in kleinen Strecken verändert hatten, durch Drohungen zu ertrotzen oder durch Kapitulation als Auslieferungsbedingung zu erzwingen. Das ganze Dorf wurde allarmiert, Boten und Spione nach allen Richtungen ausgesendet — es war im Jahre 182. doch keine Kleinigkeit mehr, wenn ein Mensch, der mit den friedfertigsten Gesinnungen und den besten Hoffnungen ausgezogen, zumal aber ein Schloßkapelan, plötzlich spurlos verschwand …

Und war's denn die Sache wert, für die er sich geopfert? Das ist eine Frage, die jeder selbst beantworten muß, der etwas unternimmt, im allgemeinen scheint aber jedes neue Erkennen schon um des gelösten Rätsels willen den Versuch zu verdienen, — ginge es auch um den Kopf. Die Sprache der Zigeuner aber ist ein Rätsel, das auch durch die Ableitung von den Hindus nicht aufgehellt worden. Der Vergleich ergibt nur eine ganz auffallende Ähnlichkeit des Indischen mit dem Slavischen durch Vermittelung der Zigeunersprache, so daß also der definitive Schluß von der Sprache auf den Ursprung, da das Idiom der Zigeuner beiden Sprachen verwandt ist, aufs neue ein prekärer wird. Wäre man in

dieser Forschung, die zu Ende des vergangnen Jahrhunderts von mehreren zugleich aufgegriffen wurde, ernster vorgeschritten, so hätte man mit Hilfe der Zigeunersprache vielleicht eine ganz wunderliche Entdeckung gemacht, die von gewisser Seite sicher sogleich »theologisch« ausgebeutet worden wäre. Bei dem bloßen Gegenüberhalten der drei angeführten Sprachen erkennt man eine wechselweise Verwandtschaft, aber zugleich auch, — und das ist längst gründlichst nachgewiesen, die Beziehung, in der das Indische zum Deutschen steht … Sollte es vielleicht wirklich für die alte Welt eine Ursprache geben, und hätte die Sprache der Zigeuner, die in der That durch ihre Isolierung in vielen Ländern ihre eigne geblieben ist, etwas damit gemein?

Die der Inder hat Bildungsstufen durchlaufen, die der Slaven und Deutschen ebenfalls, die der Zigeuner aber scheint konstant geblieben zu sein. Es wäre wirklich interessant, mehr darüber zu wissen. Man kommt nicht so wohlfeil weg, daß man etwa sagt, sie hätten auf ihren Wanderungen dort und da Flicken mitgenommen, so daß die Ähnlichkeiten sich hierdurch erklären lassen: Alte Lieder, die in Spanien von ihnen gesungen werden, wo ihnen sonst wenig von ihrer Sprache geblieben, stimmen genau mit dem Vokabularium ihrer Stammgenossen in England, Schweden und Siebenbürgen überein, sie haben eine Sprache. Sie erwartet einen Mowers, einen Mann, der nicht einmal so schwierige Arbeit hätte wie der berühmte Professor in Breslau, der auf die geistreichste Weise von der Welt ein Bild der Sprache jener Punier entwarf, von denen wir so viel und so blutwenig wissen.

Leider scheint Herr Ambrosius Feigenblatt die Zeit seiner Gefangenschaft nicht aufs beste benützt zu haben, oder hätte ihn wieder nur die Furcht vor seinem Namen an der Veröffentlichung gehindert, und wären wir darum um seine Notizen gekommen? Gefangen war er aber wirklich. Mendel Sack brachte Hennings die Nachricht und bat ihn, sie den Schloßbewohnern mitzuteilen, da er selbst sich nicht oben zeigen durfte.

Zu Hennings kam er dagegen seit Gertruds Tode täglich, ohne je

harte Worte zu hören. Es schien, als wäre der Drechsler auf seinen früheren Vorschlag eingegangen. Wenigstens verkaufte er den größten Teil seiner Habe an den Juden und behielt von all seinem Mobiliar nichts als das Bücherbrett, so daß er bis zu seiner Abreise nur Nutznießer fremden Gerätes war. Er hatte nicht gewußt, wo Gertrud ihren Schatz aufbewahrte, und sie hatte vergessen, es ihm mitzuteilen. Christian fand ihn, er war vor Dieben gut bewahrt. Gertrud hatte ein altes Buch, von dem sie wußte, daß es ihr Mann nie in die Hand nehme, eine Erbauungsschrift, die ihr gehörte, mühsam in ein Kästchen umgewandelt, das von außen völlig ein Buch geblieben, so daß es in Reihe und Glied neben den anderen nicht auffallen konnte: in diesem Behältnisse steckten wohlverpackt zu gleichen Teilen abgezählt die Geldstücke. Einige Dukaten, die sie als Patengeschenke erhalten, lagen ebenfalls dabei, kurz alles in allem betrug nahebei die Summe von vierhundert Gulden. Christian sah, daß der Vater danach suchte, er erinnerte sich, die Mutter jenes große Buch durch das Ausschneiden der Blätter bis auf den Rand aushöhlen gesehn zu haben, benutzte einen Augenblick des Alleinseins, um sich zu überzeugen, daß er nicht irre, und fand auf diese Weise das Geld. Als der Vater kam, hatte er die beiden Päckchen, auf denen die Namen Christian und Richard von Gertruds Hand standen, auf den Tisch gelegt, die Dukaten aber gab er Hennings:

»Ich habe das Geld, das die Mutter für uns gewonnen hat, gefunden«, sagte er, »sei so gut und hebe es uns auf, mir ist es zu schwer. In dem kleinen Beutel ist auch noch gelbes Geld, das gehört uns aber wohl nicht, denn auf dem andern steht unser Name; siehst du hier: Chri-sti-an, und da: Ri-chard!«

Hennings sah den Knaben mit großen Augen an. Es fiel ihm jetzt erst ein, daß er vielfach Auffallendes an ihm bemerkt hatte, und daß sein Kind sich ihm nach dem Tode der Mutter fast gar nicht mehr genähert. Er erinnerte sich, daß man ihm erzählt, Christian habe wunderliche Dinge gesprochen, als er sich geweigert, die Leiche der Mutter zum Grabe zu begleiten, weil dies gar nicht seine

Mutter wäre; ebenso fremdartig war auch nach dem ersten wilden Schmerze die außerordentliche Fassung des Knaben, der später keine Thräne mehr vergossen, sondern nur trüb und still für sich hingelebt hatte … Er war auch für seinen Vater ein Rätsel.

»Hast du denn etwas, mein Kind, bist du krank?« fragte Hennings besorgt und nahm Christian auf seine Kniee. »Sieh mir doch ins Gesicht, fürchtest du dich, weinen zu müssen?«

»Das Herz thut mir so weh!« wimmerte das Kind, das ohne eine Bewegung, die es fester an den Vater schmiegen konnte, in seinen Armen lag.

Mehr war ihm nicht abzufragen, Hennings verschwendete seine Liebkosungen, Christian duldete sie, aber er erwiderte sie nicht. Der Vater hielt dies Betragen für Abspannung und Trauer. »Sie wird ihn holen, wie sie gesagt!« dachte er. »Hehlenried wird noch das Grab für alles, was ich lieb habe, wenn ich nicht eile fortzukommen.«

Es war am Tage vor der Abreise, eine Woche nach dem Begräbnisse Gertruds, als Mendel Sack die Kunde von dem unfreiwilligen Aufenthalte des Kaplans im Walde brachte. Hennings unterzog sich der Botschaft ungern, aber er war mild genug geworden, um danken zu können. Er haßte Hugo, dem er die Beschleunigung des Todes seiner Frau zuschrieb, aber er wollte von Cecile, die ihm nie Böses gethan, Abschied nehmen. Er war weich geworden und schritt diesmal mit andern Gedanken durch den Park als in jener Zeit, da er ihn zuerst betrat. Er war unschlüssig, was er thun und sagen sollte, wenn man ihm, wie es nicht anders zu erwarten stand, die Bezahlung seiner Arbeiten antrug, er fürchtete ferner, daß das Gefühl des Schmerzes ihn übermannen könne, und er wollte diesen Menschen, die ihn stolz und fest gesehen, nicht ein Schauspiel geben, das sie doch nicht verstanden hätten. Im Nachdenken hierüber wich er von dem gewöhnlichen Wege ab und erstieg eine Höhe, von der er den größten Teil des Parkes übersehn konnte. Er erblickte in der Ferne Cecile und Hugo, die nach dem Waldrande zugingen. Hugo mußte etwas vergessen haben, denn er kehrte plötzlich um und eilte zurück. Hennings wollte diese

Entfernung benutzen, um die Begegnung eines Menschen, der allen Groll und allen Schmerz in ihm wachreizte, zu vermeiden, und eilte vor, um die Gräfin allein zu treffen. Das ging indes von dem Punkte, an dem er sich befand, nicht so rasch, als er geglaubt. Der Abfluß des Teiches wand sich zwischen ihr und ihm, und er mußte einen großen Umweg machen, um sein Ziel zu erreichen. Noch eine Strecke entfernt und vor sich eine dichte Hecke, hört er plötzlich einen gellenden Notschrei, der ihm von der Gräfin auszugehn scheint. Er eilt vorwärts und sieht neben dem Mädchen zwei wilde, abgerißne Männergestalten, die offenbar wie er die Entfernung des Grafen benutzt hatten, um zum Vorscheine zu kommen. Sie schienen Cecile plündern oder gar fortschleppen zu wollen, denn sie wehrte sich wie eine Verzweifelte gegen die Übermacht. Hennings beantwortete ihren Schrei und näherte sich in vollem Laufe, so daß die Männer von ihrem Vorhaben abließen, die Flucht ergriffen und im Walde verschwanden.

Cecile war einer Ohnmacht nahe, sie sank erschöpft auf den Rasen und konnte kein Wort hervorbringen. Neben ihr lag ein schmutziges Papier, das die Räuber gebracht hatten, es war ein Zettel von der Hand des Kaplans, die Männer gehörten also zu der Zigeunerbande. — Hennings hatte Eile, Cecile verstand, was er sagte, obgleich sie immer noch nicht antworten konnte, und als er gehn wollte und ihr andeutete, daß Hugo wieder sichtbar wäre, sie also nichts mehr zu fürchten hätte, selbst wenn die Männer noch in der Nähe lauschten, machte sie ihm Zeichen, daß er ihr aufhelfen solle. Sie holte tief Atem, man hatte sie furchtbar geängstigt.

»Nehmen Sie das zum Andenken an mich!« sagte sie endlich und zog an einer feinen venezianischen Goldkette, die ihr die Männer halb aus dem Busen gerissen, eine kleine goldne Uhr hervor. »Nehmen Sie und erinnern Sie sich, daß ich Ihnen für immer dankbar und verpflichtet bin. Verstehen Sie mich diesmal recht: ich biete Ihnen keinen Lohn, sondern ein Andenken. Ich besitze diese Uhr schon seit meiner frühsten Kindheit.«

Hennings glaubte, sich nicht weigern zu dürfen, und nahm die

Gabe an: Aber kaum sah er die Uhr in seiner Hand, als er wie von einem elektrischen Schlage getroffen aufzuckte, die Uhr mit fieberhafter Hast nach allen Seiten betrachtete, sie öffnete, nach Zeichen zu spähen schien, sie endlich mit einem Ausrufe des Entzückens küßte, die Augen schloß und einige Minuten wie in einen schönen Traum versunken dastand …

Plötzlich wurde sein Gesicht, das die Freude gerötet hatte, wieder fahl, eine wilde Bewegung bemächtigte sich seiner, er faßte die Gräfin bei beiden Händen und seine Blicke wühlten nun mit derselben Hast in ihren Zügen, mit der sie vorhin die Uhr betrachtet; aber nicht ein Laut der Freude, sondern ein heisrer Schrei der Wut bezeichnete hier das Erkennen. Cecile war wie gebannt. Sein starrer Blick fesselte ihre Bewegungen und drängte jedes Wort zurück.

»Seit deiner frühsten Kindheit gehört sie dir? Ja, ja, du hattest schwarze Schleifen an deinem Kindermützchen, und es war ein armer Knabe, dem du diese Uhr, sein einziges Andenken an seine Mutter, raubtest! Ich weiß nun alles wieder. Du warst jenes Kind, und um deinetwillen litt Gertrud, für dich starb sie. Gräßlich! O, nun werd' ich auch erfahren, wie alles zusammenhängt. Freunde sucht' ich und finde die Feinde zuerst … Wehe euch! — Da, nimm, behalte die Uhr, sie zeige dir jede Stunde neues Verderben, neuen Fluch … mir ist sie entweiht. Ich kenne euch nun! Da!« Er stieß diese Worte mit schrecklicher Heftigkeit hervor, und als er schloß, schleuderte er der Gräfin die Uhr vor die Füße. Die alte, versunkene Vergangenheit schien in ihm erwacht zu sein, er war zugleich ein Träumender und Rasender.

Noch einmal sah er tief in das Gesicht des zitternden Mädchens, als wollte er sich seine Züge unvergeßlich einprägen, noch einmal drückte er Ceciles Hände so fest zusammen, daß sie aus Schmerz aufschrie, dann eilte er davon und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

Als Hugo kam, fand er seine Braut in Thränen, die ihr die Aufregung ausgepreßt. Sie erzählte ihr Abenteuer und schloß damit,

daß sie sagte: »Der Drechsler hat mich gerettet, aber der Tod seiner Frau hat ihn wahnsinnig gemacht, er sprach wilde verworrene Dinge und sah mich so schrecklich an, daß ich diesen Blick nicht mehr vergessen werde.«

Der Spaziergang ward aufgegeben. Hugo raffte die Uhr wieder auf und beide kehrten ins Schloß zurück.

Die Uhr hatte eine goldne Kapsel, auf deren einer Seite in Email ein umgestürzter Blumenkorb, auf der andern ein zierlich verschlungener Namenszug zu sehn war. Das Zifferblatt umgab ein Kranz von kleinen Perlen. Auf der inneren Seite der einen Kapselklappe war eingraviert: »14. Juni 178..« — Man konnte sie nicht verwechseln, wenn man sie einmal genau betrachtet hatte.

II.

DAZWISCHEN.

ERSTES KAPITEL.

DIE ANLEIHE.

Jede Stadt hat so sehr ihre eigne Physiognomie, daß man trotz allem, was die Zeit an ihr gethan hat, aus Anlage, Ordnung und Baudenkmalen ohne Schwierigkeit einen Umriß ihrer Entwickelungsgeschichte abstrahieren kann. Große Städte, die aus sich selbst geworden sind, unterscheiden sich immer schroff von denen, die der Laune oder Liebhaberei eines Mächtigen ihre Größe verdanken; Städte, die der Handel groß gemacht, erkennt man an ihrer Lage an Strömen und Wegscheiden; markiges Bürgertum in ihnen äußert sich nach innen durch großartige öffentliche Gebäude und solide, zum Teil auch kapriziöse Privathäuser, nach außen durch Turm und Wall. Wo sich Bürger ihre Heimat gegen auswärtige Feinde durch Mauern und Graben schützen, gab es keine Citadelle, die Citadellen bauten erst die Fürsten gegen die Städte selbst. Es ist allenthalben noch ein Rest alter Mauer, alter Weise geblieben, die sich erkennen läßt, welch Schwalbennest spätere Tage auch darüber geklebt haben, man wird sich bei aufmerksamer Untersuchung nie täuschen. Und wieder ist ein Rest alter Gesinnung auch in den Bewohnern geblieben, wie oft die Generationen auch gewechselt. — Berlin, das den Hohenzollern seine Existenz verdankt, hat sich nie recht aus den Bedingungen, unter denen ihm das Werden stillschweigend garantiert worden, loswickeln können. Es kam mit geraden Straßen, aber krummem Rücken auf die Welt, es lebte von Wohlthaten und Geschenken und lebt noch heute nicht anders. Berlin hat kein eignes Talent, es wurde nicht, weil es werden konnte und mußte, sondern es ist ein Werk der Gnade, es

stand auf Kommando eines Morgens in Reihe und Glied da und bekam, weil es so gut dressiert war und die Honneurs so brav zu machen verstand, dort und da noch ein Treßchen mehr auf den Rock: es ist durch und durch militärischer Lakai, selbst die Häuser tragen altbärtige Geheimratslivree mit Offiziersepauletten. — Breslau entstand anders. Es hat krumme Straßen, viele Giebelhäuser voller Schnörkel, es ist praktisch, im alten, nicht im neuen Sinne, angelegt, aber es ist im Herzen eine echte alte Stadt mit steifen, graden Gliedern, die sich nicht gern biegen und drehn lassen. Von Breslau, aus dem Schoße seiner Bürgerschaft, kam manch ein männlich Wort in harter Zeit. Es hat krumme Straßen aber graden Sinn. Breslau hat sich bei keinem Menschen für seine Größe zu bedanken, es hat sich selbst durch seine Thätigkeit und seinen Handel groß gemacht, daher sein Selbstgefühl, sein Mut und seine Festigkeit. Daß es eben, weil es eine alte Stadt mit vielen Traditionen ist, auch unendlich viel konservative Elemente birgt, versteht sich von selbst, aber zum Speichellecker hat es sich nie gemacht, auch seine konservativen Bürger haben Stolz, ja einen so großen Stolz, daß der, dem das Wesen alter Städte unbekannt ist, nicht umhin kann, manche offne Gesinnungsäußerung, die an hartnäckige Opposition grenzt, schwer mit den engen, nicht besonders reinlichen Straßen der inneren Stadt und mit den hohen Spitzdächern in Einklang zu bringen. Und nun erst die geklebten, gut polnisch schmutzigen Hinterhäuser … Breslau liegt nicht jenseits der Schweidnitzer und Taschenstraße, es konzentriert sich um den Ring, draußen ist es modern und alltäglich, innen ist es interessant und originell, innen hat es Charakter und Geschichte, geheimen Raum für Laster und Tugend. Um alle Phasen der Menschheit kennen zu lernen, muß man sich nicht mit den Salons begnügen, wo ein gleicher Lack über alles gestrichen ist, um eine Stadt zu studieren, muß man auch in Winkelgassen und Spelunken treten.

Und es gibt in Breslau Spelunken verschiedener Art und zu verschiedenen Zwecken, auch zu solchen, welche die Polizei mit

offnen Augen nicht sehn mag und auch damals nicht sehn mochte, als sie noch nicht wie jetzt so viel damit beschäftigt war, Versammlungen zu stören und den Gottesdienst der Deutschkatholiken zu unterbrechen.

Ob ein schmales Gewölbe, das wir sogleich schildern werden, im unteren Teile der Altbüßerstraße, die, beiläufig gesagt, zu den engsten und unreinlichsten Gegenden der Stadt gehört, den Spelunken beizuzählen ist, wissen wir nicht, der Leser mag urteilen.

Es hat nicht mehr als zehn Fuß Tiefe und höchstens dreißig Fuß Längenausdehnung. Der Raum ist noch verengert durch längs den Wänden aufgestellte Bücherrepositorien, auf deren Borden wild durcheinander eine Menge halbzerrißner Bücher in allen Formaten und vergriffnen Pappbänden liegen, stehn oder hängen. Es würde schwer sein, irgend ein ganzes Werk zusammen zu bringen, die Bibliothek scheint dadurch entstanden zu sein, daß aus Auktionen inkomplette Schriften zusammengekauft worden, sie ist wertlos und man könnte mit Recht fragen, wozu die dicken Fensterladen sollen, und zu welchen Schätzen das gewichtige Vorlegeschloß an der Thüre den Zugang versperrt. Gleichwohl ist mit schwarzer Ölfarbe auf eine schmierige Blechplatte am Eingange geschrieben: »Leihbibliothek von Salomon Silberfeld.« Sollen die Bücherfragmente wirklich ausgeliehen werden? Sind Fensterladen und Schloß wirklich nur dazu da, um die Abonnementsgelder zu verwahren, welche dies jämmerliche Institut einbringt? Oder ist jener Schreibtisch aus rohem Tannenholze, geschlossen durch eine mit Tuch überzogne Klappe, die Veranlassung all dieser Vorsichtsmaßregeln? Zwar kann man nicht wissen, was in dem Alkoven, dessen Zugang durch Vorhänge von großblumigem Kattun geschlossen ist, verborgen wird, allem Anscheine nach steht indes dicht dahinter ein einfaches Bett und ein Stuhl mit einer thönernen Waschschüssel. Der Vorhang ist so überaus zart durchbrochen, daß man diese Schätze fast ebenso deutlich erkennen kann als den Leib jener indischen Prinzessin durch ihr vierzigfaches Gewand von Nesselspitzen. Rechnen wir hiezu noch einen durchaus nicht

einladenden Sessel, unter dessen zerrißnen Lederpolstern eine Mischung von Kälber- und Roßhaaren hervorsieht, sowie ein schmutziges Heft, das in Frakturschrift den Titel: »Katalog der Leihbibliothek von Salomon Silberfeld« zeigt, ferner an einem Nagel eine Pelzmütze und endlich auf der »inkrustierten« Diele vor dem Schreibpulte einen sehr abgetretnen Wachsleinwandlappen, so dürfte kaum etwas vergessen sein, was man mit Recht als zur Klasse der Utensilien gehörig bezeichnen könnte.

In dies Gemach trat gegen das Ende des Jahres 1847 eines Mittags eine große, schöne Frau, nachdem ihr Klopfen durch ein feines, fistelstimmiges »Herein« beantwortet worden war. Sie befand sich schon beim ersten Schritte einem kleinen Manne gegenüber, dessen Gesicht eine überaus unglückliche Verbindung orientalischer Schärfe und mongolischer Plattheit zu sein schien. Man muß gestehn, daß der mongolische Augenschnitt und der eigentümliche Nasenwinkel, der so gern auch noch die Oberlippe mit hinauf zieht und die Hälfte der Zähne bloßstellt, neben einer zweischneidigen echtjüdischen Nase, die aber gewaltsam aus ihrer hängenden Richtung geschraubt ist, und einem spitz vorstehenden Kinne, nicht eben einen erbaulichen Anblick geben können. Ein ausgedienter Kontorrock, dessen Arme in Schreibärmeln von Kittei steckten, eine abgegriffne Samtweste, die nach allen Richtungen schielte, eine blau und grün karrierte Hose, die dem Umfange und den Überresten von Schnürquasten nach einmal einem Studenten gehört haben mochte, und ein Paar großaugige Stiefel vollendeten den Anzug des kleinen Mannes. So stand Herr Salomon Silberfeld, denn er war es in Person, mit der ihm eignen Freundlichkeit vor der Dame und rieb sich die Hände, wobei er merkwürdigerweise und wahrscheinlich unwillkürlich jedesmal, wenn er an den Daumen kam, die Pantomime des Geldzählens machte. Sein halber Bückling blieb indes unerwidert, die Dame, deren Toilette jene prächtig einfache Eleganz zeigte, die von den Frauen baronisierter Bürger und aus dem Geschäft zurückgezogner Kaufleute beneidet, bewundert, angebetet, aber ebensowenig erreicht wird, als der englische

Pachter auf dem Kontinent den Lord für den »Kenner« zu spielen vermag, diese Dame, die offenbar zu den »höheren« Ständen gehörte, hatte mit einem einzigen Blicke die ganze häßliche Umgebung gemustert, war mit Abscheu zurückgetreten und zog jetzt ein kleines reichgesticktes Portefeuille heraus, besah eine Karte und verglich im Gedächtnisse den Namen, den sie draußen an der Thüre gelesen, mit der erhaltnen Adresse.

»Herr Silberfeld ist wohl ausgezogen und sein Name steht nur noch draußen?« fragte sie hochfahrend und schien erst jetzt den Mongolojuden, der mit einem unvergleichlichen Zwinkern der Augenlider dem Manöver gefolgt war, eines Blickes wert zu halten.

»Nein, meine werteste Madam', ich selbst bin der, den Sie suchen, ich heiße Salomon Silberfeld, bin Leihbibliothekar und … nun Sie werden wohl wissen, warum Sie zu mir kommen. Womit kann ich dienen?« Dabei hefteten sich seine griffigen Augen nicht ohne Wohlgefallen auf die Brosche der Dame, in der ein kostbarer Stein funkelte. Seine Hände näherten sich einander wie zufällig und rein mechanisch, einen Augenblick darauf fingerte der Mann zuerst sehr rasch, dann immer langsamer und zäher eine Zahl ab.

»Aber man kann mich doch nicht an Sie in einer Angelegenheit gewiesen haben, die …«

»Dürft' ich nicht wissen in was für einer Angelegenheit? Es gibt der Angelegenheiten viele, jeder Mensch hat die seine. Sehn Sie, werteste Madam', wenn man Sie an Salomon Silberfeld gewiesen hat … in einer Angelegenheit, wie Sie sagten, so muß man doch wahrscheinlich die Angelegenheit und Salomon Silberfeld gekannt haben, hatte also ebenso wahrscheinlich Grund, zwischen der Sache und mir eine gewisse Verbindung möglich zu finden. Hm, hm! Wollen Sie die Güte haben Platz zu nehmen?« Er bot der Dame wirklich seinen Sessel mit einem Bewußtsein an, als wäre der zerfetzte Schemel ein Lehnstuhl mit den weichsten Kissen und den prächtigsten Sprungfedern.

»Unmöglich!« murmelte die Dame. »Ob man mich verhöhnt? Gräßlicher Gedanke! Unmöglich!« Sie sah so bleich aus, daß man in

der That erwarten konnte, sie werde nächstens doch von dem Stuhle Gebrauch machen müssen, um sich aufrecht erhalten zu können.

»Aha, ein Neuling! Desto besser!« dachte der Wucherer, denn wir dürfen uns nicht länger verhehlen, daß die Leihbibliothek nichts als ein Tugendmantel und zugleich eine sehr sinnreiche Erfindung war, durch die sich die Unglücklichen, denen eine abschlägige Antwort oder die Verweigerung eines Hinausrückens des Zahlungstermines zu teil wurde, in der Verzweiflung die Zeit vertreiben konnten, um fruchtlos etwa eine veränderte Laune des edlen Geldverleihers abzuwarten, oder endlich noch dies und das versatzfähige Stück ihrer Habe auszukundschaften, indem sie seinen Namen zufällig in einem Bande von Eugen Sue, Cooper oder Spindler lasen.

Da die Dame immer noch nicht das rechte Wort zu finden schien, er also Zeit hatte, sich in aller Form in den Stein der Brosche zu verlieben, d. h. ihn gehörig zu taxieren und ganz besondrer Aufmerksamkeit wert zu halten, glaubte er sich endlich verpflichtet, dem »Neulinge«, der allerdings dreißig Jahre zählen konnte, aber immerhin in diesen »Angelegenheiten« nicht bewandert sein mochte, zu Hilfe zu kommen.

»Werteste Madam' … erlauben Sie zuerst …« Er schob zum Schrecken der Dame einen Riegel vor die Thüre. »Es geschieht, damit wir nicht gestört werden, es kommen viele Leute zu mir, die — Angelegenheiten haben«, sagte er mit einem wichtigen Blicke, den nur das Bewußtsein, daß er es hier mit einem außergewöhnlichen Kunden zu thun habe, ein wenig zivilisiert machte. — Er wollte beim ersten Geschäfte nicht abstoßen; das thun Wucherer und falsche Spieler niemals. — Dann fuhr er ohne den Kampf und das Widerstreben der Dame, die immer wieder in halber Verzweiflung ihre Karte zu Rat zog, irgend zu beachten, in leisem, vertraulichem Tone fort:

»Werteste Madam', die Zeit ist kostbar, und da sie hier sind, hierhergewiesen von jemand, der mich kennt, vielleicht Geschäfte

mit mir gemacht hat«, — er blinzelte lauernd mit den Augen, ohne jedoch eine merkliche Veränderung in den Zügen der Dame wahrnehmen zu können, — »so kann ich nur wiederholt bitten, mich mit Ihrem Vertrauen zu beehren. Die strengste Diskretion wird zugesichert, das bringt die Sache von selbst mit sich, wenn Sie also irgend ein … Faustpfand …« hier wurde die Stimme wahrhaft gespenstig leise, »etwa die Brosche, — der Stein ist doch echt …?« Er verlängerte seine Hand und streckte seine spitzen Finger bis dicht in die Nähe des Schmuckstücks …

Diese Bewegung erst ermunterte die Dame aus ihrem Brüten, sie wich den frechen Fingern entrüstet aus, die Röte der Scham zog einen Moment über ihr Gesicht: — sie galt ebensosehr der Schwäche, die sie gezeigt, denn im nächsten Augenblick erhob sie sich stolz und sagte kalt: »Da ich zu Ihnen gewiesen bin, obgleich ich nicht begreifen kann, wie man dazu kam, mich hierher zu schicken, Sie konnten viel besser zu mir kommen, — lassen Sie uns von meiner Angelegenheit reden. Sie haben von seiten des Hauses du Brèsmenil in Paris ein Avis bekommen, das mich betrifft …«

»Ja, wir haben von du Brèsmenil, gutes Haus das, d. h. von dem Associé des Hauses, der sich einer Sache auf eigne Gefahr unterziehn will, von Herrn Frederic Tetarskoff ein Avis bekommen. Über diese Angelegenheit bin ich jedoch nicht im stande, einseitig mit Ihnen zu verhandeln. Verstehen Sie mich, werteste Madam', das ist eine Sache, die nicht mich, Salomon Silberfeld, persönlich, sondern ›Gebrüder Silberfeld‹ angeht.«

»Was hatte ich dann in dieser Höhle zu thun?«

»Gefällt es Ihnen nicht hier? Hm! Es ist mir auch manchmal hier schon so vorgekommen als wäre es nicht hübsch. Neulich erst … Aber ich will Ihnen sagen, warum man Sie nicht ins große Geschäft gewiesen hat, sondern zu mir. Herr Tetarskoff ist mein Freund, d. h. ich hab' ihn in Paris besucht, und er hat mich zu Tisch gebeten, — da hat er sich denn meinen Namen behalten und adressiert oft nicht ›Firma‹, sondern persönlich an mich, denn ich bin der ältere von ›Gebrüder Silderfeld‹ und die haben viel mit du Brèsmenil & Komp.

zu thun. So mag's ihm aus der Feder gekommen sein, aus purer Gewohnheit, denn wie gesagt, diese Angelegenheit gehört nicht in die — Leihbibliothek.«

»Aber es steht genau hier: Leihbibliothek von …«

»Das ist eine Schmeichelei für mich, ich erzählte von meinem Privatgeschäft über Tisch, Herr Tetarskoff hat viel gelacht, sehr viel und hat mich einen geistreichen Mann genannt, — nun ist ihm beim Schreiben die Geschichte eingefallen, — Geschäftsleute sollen freilich keine Einfälle haben, aber Herr Tetarskoff … kennen Sie ihn? Er ist ein sonderbarer Mann, aber solide, sehr solide, warum soll er da nicht sonderbar sein? Er hat's dazu. Sind doch manche Leute sonderbar, die's nicht dazu haben …«

»Ich habe also doch mit Ihnen zu thun?«

»Gleich, gleich, stehe sofort zu Diensten, werde die Ehre haben, Sie sofort zu ›Gebrüder Silberfeld‹ zu führen.« Er fing an, den Schreibtisch zu verschließen und alle Vorbereitungen zum Ausgehn zu treffen.

»Ich danke für Ihre Begleitung«, sagte die Dame aufs neue entrüstet mit unverhehlter Verachtung in Blick und Gebärde, »sagen Sie mir nur Ihre Wohnung, oder besser, kommen Sie in die meine in den Gasthof.«

Mit diesem Menschen über die Straße zu gehn, oder in eine zweite solche Höhle zu kriechen war in der That eine arge Zumutung. Aber die Dame hatte sich auch in dem Ehrgefühle des kleinen Mannes verrechnet. Seine Instruktionen, — denn er war sicher genau unterrichtet, was auch aus dem Ausdrucke hervorging, den sein Gesicht bei der ersten Nennung des Namens jenes Pariser Hauses annahm —, hinderten ihn zwar, das Maß seiner Unhöflichkeit in seinen Augen zu übertreiben, aber er sagte doch im höchsten Grade pikiert:

»Ah, ich bin Ihnen nicht gut genug, aber mein Geld gefällt Ihnen, he? Nun, ich werde bescheiden sein, ich dränge mich nie auf, die Leute werden auch nicht sagen, daß Sie mir ein Stelldichein gegeben haben, wenn sie auch sehn, daß Sie aus der Leihbibliothek

kommen … he, he!«

Die Dame schauderte, — sie durfte es mit diesem häßlichen, schmutzigen Wucherer nicht verderben, denn sie brauchte ihn. Der Jude fuhr fort:

»Wir machen unsre Geschäfte stets bei uns ab, Gebrüder Silberfeld haben es nicht nötig, in der goldnen Gans oder im weißen Adler nach Geschäften zu suchen, und hier haben wir gar nur ein Kommissionsgeschäft vor uns … Nein, werteste Dame, der Chef von Gebrüder Silberfeld ist nicht Salomon Silberfeld, der Leihbibliothekar. Haben Sie die Güte, sich um vier Uhr Büttnerstraße Nr. … einzufinden, um fünf Uhr beginnt der Schabbes, es ist heute Freitag, bis dahin muß alles in Richtigkeit sein.«

Der Jude war beleidigt. — Die Dame ließ die erste Droschke halten, nannte ihre Adresse und warf sich in die Kissen. — Sie weinte bitter.

»Stolzes Pack«, sagte der Wucherer sich aufrichtend, »Herrin von einem Dutzend von Gütern, von denen sie nicht drei Quadratfuß mehr besitzt. Ich meine, daß ich meine Rolle gut gespielt habe, Herr Tetarskoff wird mit mir zufrieden sein.«

Salomon Silberfeld dünkte sich im Augenblicke selbst als »Leihbibliothekar« unendlich besser als die stolze Dame, und wer ihn hätte nach der Büttnerstraße schlendern sehn, nicht im gewöhnlichen, scheuen Geschäftsschritte, sondern mit philisterhaftem Behagen und bourgeoiser Aufgeblasenheit, an Schaufenstern stehen bleibend und sogar den Witz eines Straßenjungen über seine Nase hinnehmend, der hätte glauben müssen, daß der Wucherer entweder ein ehrlicher Mann geworden sei, oder daß seine Sara ihn noch im späten Alter mit einem Isak beschenkt habe. Er freute sich über seinen mutmaßlichen Gewinn, aber er freute sich noch mehr über das Herunterkommen einer großen Familie. »Nicht die erste, aber leider noch nicht die letzte«, murmelte er vor sich hin. »Die andern kommen nach. Schön von Herrn Tetarskoff, daß er mich an dem Fange teilnehmen laßt.«

Als die Droschke, in der die Dame fuhr, am Hotel hielt, traten zwei Herren aus dem Portal, beide in einem Alter von etwa fünfzig Jahren. Sie lachten und schienen alte Erinnerungen auszutauschen.

»Sapperment, das ist ja meine Frau!« rief der eine. »Schon alles abgemacht? Und richtig in einer Droschke! Wer Teufel kann aber auch von Berlin bis in alle Welt Pferde mitschleppen. Ah, ihr kennt euch nicht … Graf Bartenstein … und hier meine Frau!«

»Gnädigste Gräfin, ich finde hier einen Kampagnekameraden … sehr gefreut … lebe hier, werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen sofort eine Equipage zur Verfügung zu stellen … Bitte, keine Ablehnung … Geniert mich wirklich nicht …«

Man hörte es beiden Herren an, daß sie ihr Wiedersehn gefeiert und etwas stark gefrühstückt hatten.

»Ich bedauere, Ihr Anerbieten nicht annehmen zu können«, sagte die Dame kalt und gezwungen, obgleich sie zu lächeln versuchte, »wir müssen morgen früh weiter, ich habe Geschäfte abzuthun. Mir thut es leid, daß ich Sie derangieren muß, falls die Herren eine Promenade vorhatten, aber unsre Sachen sind so wichtig, daß ich mich freue, meinen Mann noch angetroffen zu haben.«

Sie gab dem einen Herrn finster und fast zornig einen Wink, der ihn seufzend den Arm seines Begleiters verlassen machte.

»Bitte sehr … Geschäfte gehn immer vor …!«

»Sehr, sehr wichtige Geschäfte, lieber Bartenstein … aber abends treff' ich Sie … wo?«

»Ich hole Sie hier auf Provinzialressource ab …«

Die Dame ging rasch voran die Treppe hinauf. Der Schlüssel war vergessen, sie mußte warten. Als sie eintrat, kam der Kellner hinterher und fragte, ob die Herrschaft im Salon oder auf dem Zimmer zu speisen wünsche … Dann kam der Kammerdiener und ihre Zofe … Sie mußte warten, warten und ihre Adern hätten springen mögen, so strotzten sie. Ihr schönes Gesicht war bleich und rot fast zu gleicher Zeit, so rasch wechselten die Farben, ihre Augen waren dunkel unterlaufen und ihre Lippen blutig.

»Aber was hast du denn?« fragte der Mann, als sie endlich allein

waren. »Schlägt das Projekt fehl, weigern sich die Leute? Das wäre in der That unangenehm!«

»O es ist gräßlich!« rief die Dame und warf sich erschöpft von dem langen Kampfe, der nun wie eine zurückgetretne Krankheit nur nach innen wirken und ausbrechen konnte, auf den Diwan. »Gräßlich! Du findest Kameraden, lachst und trinkst, während ich mit Menschen des allergemeinsten Schlages verkehren muß, Dinge hören muß, die mich erniedrigen …«

»Hat dich jemand beleidigt, so …«

»Das ist ja eben das Scheußliche unsrer Lage, daß wir es dulden müssen, um nicht noch tiefer zu sinken. — O du bist immer gleich damit fertig den oder jenen zu fordern, zu mißhandeln, aber du ersparst mir keinen Schritt und setzst mich zuerst selbst Mißhandlungen von brutalem Lumpengesindel aus.«

»Das ist unwahr. Du hast dir jede Einmischung in deine Angelegenheiten verbeten, obgleich ich dir sagte, daß ich die Umgangsweise mit derartigen Menschen besser verstehe und mir gegenüber nicht leicht jemand unverschämt wird. Du hast dich stutzig machen lassen und man hat deinen Zustand benutzt …«

»Ich sollte wohl etwa nicht stutzig werden, wenn ich statt zu einem Bankier zu einem gemeinen Wucherer und Pfandleiher geschickt werde, der mir ein paar Louisdor auf meinen Schmuck leihen will?«

»Teufel ja! Dein Pariser Geschäftsfreund hat da sonderbare Kompagnons!«

»Wenn wir gefoppt, verhöhnt wären.«

»Bah! Dergleichen Zeug treiben Bankiers nicht. Die Sache ist gewichtig, weil viel Geld dazu gehört, aber es ist immer ein solides Geschäft, und da dein Herr Tschitschakoff, oder wie er heißt, ein Liebhaber solcher Geschichten zu sein scheint und außerdem die nötigen Fonds hat, werden die Schwierigkeiten nicht so groß sein. Du bist nur ungeschickt gewesen. Warum ließest du mich nicht gehn?«

»Man verlangt ja ausdrücklich, daß ich mit all diesen Tieren

selbst unterhandle, wenn aus dem Projekte etwas werden soll.«

»Eine gute Aufgabe, das ist wahr, und sogar die Tour vorgeschrieben. Eine köstliche Reiseroute, von Berlin nach Breslau, von da nach Nürnberg, Basel und endlich zur Ratifikation nach Paris. Verzweifelte Sicherheitskommissarien, ob sie's uns an der Nase ansehn wollen …«

»Sei doch endlich ernst. Du siehst, ich bin halb wahnsinnig, und du kannst immer noch scherzen. Wer ist denn an dem ganzen Jammer, an dieser Misere, die mich erdrückt, schuld?«

»Nun ich doch wahrhaftig nicht! Deine Gesellschaften, deine Reisen, dein Schmuck, alle Jahre womöglich das ganze Haus neu ausgestattet …«

»Und du mit deinen Pferden, deiner Manie Rüstungen, altes Eisen aller Art fast mit Gold aufzuwiegen und dich um nichts zu kümmern …«

»Wieder unwahr. Ich bin mit Passion Landwirt, aber seit … nun du weißt ja, seit jener Zeit mußte alles verpachtet werden, wir mußten außer Landes, bald auf ein Jahr nach Italien, bald nach Paris, bald nach England, zuletzt nach Berlin, ich hab' dich vergebens gewarnt, du sahst es erst ein, als es zu spät war. Machen wir uns keine Vorwürfe über Vergangnes, suchen wir die Zukunft zu retten, es geht noch, ja es ist noch Glück in all dem Unglücke. Fast eine Million findet man nicht so leicht …«

»Und sie war doch leicht genug verthan.«

»Das heißt, wir und andere haben viel verbraucht. Wären wir zu Hause geblieben, so wäre alles gerettet worden.«

»Und du bist doch unverantwortlich leichtsinnig …«

Ein Laufbursche von »Gebrüder Silberstein« unterbrach die eheliche Szene, die sich eben wieder erhitzen wollte. Er richtete den Auftrag aus, daß die Gräfin nicht vergessen möge, alle nötigen Papiere mitzubringen.

»Man würde wohl meinen Angaben nicht trauen?« sagte sie bitter, als er fort war. »Man hält uns schon für Lügner.«

»Aber Kind, das ist ja ganz in Ordnung, die Leute müssen doch

wissen, um was es sich handelt. Übrigens werd' ich dich begleiten, damit du nicht wieder Grund zu klagen hast.«

Aber als es vier Uhr war, kam der Graf nicht, es gab eine interessante Wette, die ihn sein Versprechen vergessen ließ. Die Dame mußte den schweren Weg allein antreten, nahm indes diesmal, durch eine Erfahrung gewitzigt und einen Teil des Geheimnisses von sich werfend, den Diener mit. — Sie kam befriedigter zurück. So peinlich es ihr auch gewesen war, die Zerrüttung ihrer Verhältnisse fremden und noch dazu solchen Augen bis ins kleinste Detail darzulegen, einen so harten Kampf es auch kostete, bei der Besiegung verschiedener Schwierigkeiten die nötige Ruhe zu behalten: es ging dennoch, die Dame hatte nun ein einfaches Geschäft abzuschließen, nicht aber ein Mißverständnis und die Vertraulichkeit eines Wucherers zu dulden.

»Ich werde mich daran gewöhnen«, dachte sie, »hätte ich mich nicht durch die mysteriöse Form des Avises verleiten lassen einen geheimnisvollen Spaziergang zu machen, so wäre mir die Demütigung und der Verdruß erspart worden. Jedenfalls ist es nun besser, daß ich alles andere ebenfalls ganz allein abmache, um Heftigkeiten und Störungen zu vermeiden … Gräßlich ist's immer, aber es muß sein, ich muß es tragen.«

Am andern Morgen reiste das Paar nebst ihrer Dienerschaft über Dresden, Leipzig, Plauen und Baireuth nach Nürnberg.

Der Theresienplatz in Nürnberg ist vielleicht der ödeste Teil der Stadt, die ohnehin nur zur Meßzeit und im Winter in den Buden um das Gänsemännchen hinter der Frauenkirche oder auf dem Obstmarkte Leben zeigt. Und dieses Leben ist ein anderes als jenes, das man mit dem Namen der Stadt zu verbinden pflegt. Das Nürnberg, das die Dürer, Vischer, Sachs, Jamitzer, Stoß und Kraft geboren, ist tot, seine Patrizier wurden »Reichsfreiherrn«, wurden dann simple bayrische Barone und haben jetzt nach Aufhebung des Adels als Stand wieder die Aussicht, durch die Union, durch das neugekochte deutsche Reich, Reichsbarone in partibus zu werden. In der That eine gloriose Karriere für die Haller, Tucher und

Löffelholtz. Indes ist auch die Zeit des Patriziats um, und der eigentliche Sitz des Gewerbefleißes ist Fürth. Originell aber bleibt die Stadt immer, das alte runzlige Gesicht mit den verschnörkelten Erkern und den dicken Mauern sieht überall durch, und das mittelalterliche deutsche Bürgertum läßt sich nirgends an besserer Quelle studieren. Hier ist jeder Stein ein Blatt, das uns Aufschluß über die Geschichte vergangener Tage gibt. Heideloff hat sie verstanden, es gelang ihm oft, aus halbem Schutt eine Einheit zu schaffen, die harmonisch zum Ganzen paßt. Denn Nürnberg ist immer noch ein Ganzes, aber eine — Leiche. — Nur das Treiben hinter der katholischen Kirche muß man gesehn haben, es ist einzig in seiner Art und findet seinen Pendant höchstens in holländischen Städten etwa an Waffelbuden und Gurkentonnen. — Man denke sich den kleinen Platz mit schmalen hölzernen Buden bedeckt, worin zwei, höchstens aber drei Personen nebeneinander auf einer Bank Platz haben; vor ihnen befindet sich ein Brett als Tisch, ebenfalls nur wenige Zoll breit. Von außen sind diese portativen Gebäude garniert mit Festons von — Heringen, wovon außerdem noch auf dem Verkaufstische und in Fässern Vorrat da ist. Neben diesen Vorräten raucht auf einem aufrechtstehenden Holzklotze eine Pfanne voll Holzkohlen, die mit besonders organisierten Flederwischen angefacht werden. Kommt ein Käufer, und deren kommen alle Augenblicke Dutzende, so sucht er sich eigenhändig einen »fetten« Fisch aus, der, falls der Kunde sich nicht etwa mit einem geräucherten Flunder begnügen will, sofort auf eine Gabel oder ein dünnes spitzes Holz gesteckt und gebraten wird. Es ist ebenso interessant die Geschicklichkeit zu sehn, mit welcher Frauen und Männer ohne ein anderes Instrument als einen zweiten Speil das Drehen und Wenden des nach und nach bröckelnden Fisches besorgen, als es spaßhaft ist die Züge des Käufers zu betrachten, dessen Appetit durch den reizenden Duft, den er während der Bereitung einatmet, sich dermaßen anregen läßt, daß er oft ungeduldig wird und mit wässerndem Munde schon die Pantomime des Kauens macht, ehe seine Speise noch gar ist. — Hat der Fisch

nun eine braune glänzende Kruste bekommen, so wird er in ein Stück Makulatur geschlagen, und dies Papier dient in der Bude als — Teller. Man muß diese Gruppen des Abends sehn, wo auch wohlhäbige Pfahlbürgergesichter, denen der Hering Durst machen soll für das »Jammerthal«, die »Himmelsleiter« oder die »Neumüllerei«, umstanden von Gassenbuben, die um ein Schwanzstück betteln, von den Kohlpfannen illuminiert werden. — In einer Zeit, in der künstliche Lichtspiegeleien, wie sie Hasenklever malt, so sehr beliebt sind, müßte ein tüchtiger Maler aus diesem Heringsmarkte ein überaus effektvolles Bild machen können, ein wahrhaft humoristisches, echt volkstümliches Bild. Als Hintergrund die düsteren, spärlich angeleuchteten Mauern der Kirche, auf denen sich mit scharfen Lichtern das hübsche Gänsemännchen zeichnet, das dem Trödel jahraus jahrein zusieht, im Vordergrunde endlich an einer Bude die Kohlenpfanne, umdrängt von charakteristischen Figuren: die geschäftige Verkäuferin, — der korpulente Bürger mit dem Rohrstocke, der sich im Vorgefühl des prächtigen Durstes, den er eben kauft, schmunzelnd das Kinn streichelt, — ein paar Buben mit begehrlichen Gesichtern, — und endlich auch der Arbeiter, der eine Maß Bier und ein Stück Brot mitbringt und in der Bude, deren Thür er geöffnet hat, um zu sehn, ob sie bald leer wird, mit Hilfe eines gebratenen Herings von den Mühen des Tages ausruhen will. Dazu ein paar Befriedigte und erst Ankommende, dann ist es gar nicht schwer, mit diesen Mitteln ein Bild zu schaffen, das über dem gewöhnlichen Genre steht.

Von solchem schreienden und feuerwerkernden Leben weiß der Theresienplatz nichts. Es scheint, als spüle der Regen von seinem abschüssigen Pflaster allen Lärm hinunter nach dem Obst- und Fischmarkte. Die Egidienkirche, die salva venia etwas Japanisches an sich hat, ist das am wenigsten interessante Gebäude, das ihn schmückt, man muß den Hofraum des Kraftschen Hauses sehn, um einen Begriff von den Mitteln zu bekommen, die Nürnbergs Bürger zu verwenden hatten. Die neue Zeit baut Fassaden, sie übergipst die Häuser nach der Straßenseite, hat man aber das Unglück, wie in

München so oft, unvollendete lückenhafte Straßen zu betreten, so daß sich auch die Kehrseite der Gebäude und das Innere des von ihnen umschlossenen Raumes dem Auge bloßstellt, so sieht man, daß der Neubau nur zwei Richtungen huldigt: dem Schein und der Eilfertigkeit. Die alten Reichsstädtischen Bürger bauten für sich, nicht für andere; ihr ganzes Wesen war eine solide Beschränktheit, sie bewegten sich in abgemessenen Kreisen, aber diese Kreise zu einem vollendeten Ganzen zu machen war ihre höchste Sorge. Das Kraftsche Haus mit seinen steinernen Bogenreihen, seinen offenen Altanen und dem Treppentürmchen im Hofe ist ein Palast.

Noch andere alte Familien haben ihre Häuser an diesem Platze. Das der Tucher bezeichnet im Giebelfelde ein T mit der Freiherrnkrone darüber. Gegenüber steht die Statue eines Gelehrten, der sich über diesen Schmuck, der zu der echtbürgerlichen Stadt so gar nicht passen will, lustig zu machen scheint. In derselben Reihe befinden sich noch einige andre Häuser von zum Teil modernerem Aussehn.

An der Thür des einen lehnte eines Tages ein Mann, der aller Wahrscheinlichkeit nach vor sehr kurzer Zeit vom Hausknechte zum Portier avanciert war und nicht recht fassen konnte, warum er zu absolutem Nichtsthun verurteilt sei, da seine Virtuosität im Schwingen des Kehrbesens nie angetastet worden war. Was sollte er nun mit dem mächtig großen Stocke? Turnübungen anstellen, sich im Gehrwerfen üben? Er hatte eine harmlosere Unterhaltung, er stach damit nach Fliegen, denn zum Verbarrikadieren der Thüre war er noch nicht gekommen. Er konnte sich nämlich trotz der ausdrücklichen und wiederholten Befehle der Hausgebieterin nicht dazu verstehen, den Bekannten, die seit Jahren im Hause aus und ein gingen, jetzt plötzlich wie Fremden zu begegnen oder ihnen gar Herrn oder Frau Stabmeyer zu verleugnen, wenn er sie zu Hause wußte. Immer gescholten sehnte er sich nun schon ernstlich danach, seine Autorität endlich einmal gegen wirklich Fremde geltend machen zu können.

Sein Gesicht klärte sich darum plötzlich auf, legte sich aber auch

augenblicklich in strenge Falten als er sah, daß eine Dame unzweideutig die Absicht zeigte Herrn Stabmeyer einen Besuch zu machen. Er hatte Befehl, niemand vorzulassen. Die Dame brachte zwar hinter sich einen Bedienten mit, der Portier verließ sich aber im Notfalle auf seine Fäuste, denen er ganz bestimmt mehr Gewicht zutraute als irgend einer konventionellen Rücksicht auf seine Angabe: Herr Stabmeyer sei nicht zu Hause. Was hätte sein Herr denn um ein Uhr mittags anderwärts machen sollen? Jedermann mußte das ebensogut wissen als er selbst. Die Abweisung enthielt also eine Beleidigung, und der ehrliche Altbayer begriff auf einmal, daß er als Portier wahrscheinlich der Champion seines Herrn sein müsse. Die Gegenpartei stellte den Bedienten, der Kampf war beschlossen. Seine Phantasie hatte sich durch diese Vorstellung so erhitzt, daß er, ehe noch eine Frage an ihn ergangen, der Dame den Knopf seines Stabes vor die Brust hielt und ihr mit der ganzen Kraft seiner Stimme zuschrie: »Herr Stabmeyer ist nicht zu sprechen!« Im nächsten Augenblicke trat er einen Schritt seitwärts, lehnte den Stock in eine Ecke, drehte den nie abgelegten Schlagring nach außen und nahm mit einem herausfordernden Blicke auf den steifen Diener eine Athletenpositur an.

»Dann geben Sie meine Karte ab und richten aus, daß ich Herrn Stabmeyer im bayrischen Hofe erwarte, oder daß er mir die Stunde angeben möge, zu der ich ihn treffe.«

Der Portier war verblüfft. Man nahm die Herausforderung nicht an. Am Ende war die Sache nicht in Richtigkeit, er sprang also, die Karte zwischen zwei Fingern haltend, der Dame nach, die merkwürdigerweise keinen Augenblick gezweifelt hatte, daß sein Herr wirklich nicht zu sprechen sei, und stammelte etwas konfus, daß er doch wohl glaube, Herr Stabmeyer sei zu sprechen.

»So fragen Sie nach!« sagte die Dame, die weit gefaßter war als der Portier und vor allem die Sache nicht so merkwürdig zu finden schien als er.

»Ja, ich darf von der Thüre nicht weg«, sagte er kläglich.

Nun lachte die Fremde gar … Zugleich öffnete sich in der Bel-

Etage des Hauses ein Fenster, ein Kopf, den eine etwas monströse Haube voller Barben, Bänder und Blumen bedeckte, streckte sich hervor und rief herunter: »Hansi, was machst du denn, siehst du nicht, daß das eine ›anständige‹ Dame ist?«

»Ja, ich hab' denkt …«

»Du hast nichts zu denken! Es wird uns sehr angenehm sein …«

Die letzten Worte schienen eine Einladung sein zu sollen, der die Dame auch Folge leistete, obgleich es ihr unmöglich war, den Portier, die Haube und die Einladung unter einen Hut zu bringen. Ihr Staunen sollte hiermit noch nicht enden. — Die Treppe war verschlossen, neben dem Glockenzuge war eine nagelneue Messingplatte, auf der graviert stand: »J. A. *Stabmeyer und Frau*.« Es erschien ein Bedienter, der die Dame über einen dicht mit alten Möbeln besetzten Flur führte, von da durch drei Zimmer, in denen wahllos und offenbar noch nicht definitiv placiert neue, zum Teil prachtvolle Schränke, Tische, Stühle, Spiegel und anderes Gerät zur Schau gestellt waren, und endlich in ein viertes, das bestimmt durch das Öffnen einer Thüre vom Flur aus bequemer zu erreichen gewesen wäre. In diesem Gemache befand sich außer der Dame mit der Blondenhaube, die sich in der Nähe betrachtet als eine korpulente Vierzigerin auswies, ein hübsches Mädchen mit einem Papagei tändelnd, und ein langer hagrer Mann, dessen sehr dummes Gesicht deutlich die Verlegenheit aussprach, in die ihn eine ungewohnte Lage versetzte. Das war Herr Stabmeyer und Frau nebst Familie, letztere nämlich vertreten durch die Tochter und den Papagei.

»Mit wem haben wir die Ehre …?« fragte die Frau höchst unverlegen, indem sie sich mit dem Anstande einer Truthenne vom Sofa erhob und ihrem Manne, der sich in seinem neuen Hausrocke von ungerißnem Samt mit Atlasschlitzen gar nicht wohl zu fühlen schien, einen Wink gab, der eine schiefe Verbeugung und die Wiederholung der Frage seiner Frau hervorrief.

»Ich habe mit Herrn Stabmeyer infolge einer Anweisung von Paris aus ein Geschäft zu arrangieren«, sagte die Dame, nachdem sie

sich genannt. »Kann ich ihn nicht allein sprechen.«

»Ah, sehr erfreut, Frau Gräfin, es ist uns sehr schätzenswert Sie bei uns zu sehn«, rief die Frau. »Sie sind doch eine wirkliche Gräfin, nicht wahr? Man hat jetzt sonderbare Gräfinnen, die Gräfin Lola zum Beispiel … aber davon kann man vor Kindern nicht sprechen. Das ist meine Tochter, Frau Gräfin, unsre Aurora, ein liebes Kind … aber wollen Sie nicht Platz nehmen?«

»Wollen Sie nicht Platz nehmen?« echote der Mann.

»Es thut mir leid, von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können. Falls ich das Vergnügen habe, mit Herrn Stabmeyer zu sprechen, darf ich mir wohl eine halbe Stunde in Ihrem Arbeitszimmer ausbitten. Weshalb ich komme, wissen Sie, es wird genügen, daß Sie die Papiere, die ich mitbringe, durchsehn …«

»Lieber Gott, meines Mannes Arbeitszimmer! Sie müssen wissen, Frau Gräfin, daß wir unten, ganz unten, parterre wohnten und viele Schulden auf unsrem Hause hatten, da stirbt plötzlich zuerst meines Mannes Bruders Frau, die sehr reich war, dann stirbt er selbst, und er war auch sehr reich, Kinder hatten sie nicht, so kam alles an uns. O wir haben auch sehr geweint, und ein ganzes Jahr getrauert. Es dauerte aber auch ein Jahr, bis wir das Geld bekamen, die Verwandten der Frau wollten uns unser Eigentum streitig machen. O es gibt böse Menschen … Ja, sehn Sie, nun mußte doch alles standesgemäß eingerichtet werden, eine Werkstatt … wollte sagen eine Arbeitsstube braucht mein Mann nicht mehr, die andern Zimmer sind noch nicht in Ordnung, Sie werden sich schon hier bequem machen müssen … Mein Mann hat sich den Tod seines Bruders so zu Herzen genommen, und dann hat er auch so kein rechtes Geschick, ich muß überall helfen, ich und unsre Aurora. Ein sehr gebildetes Mädchen, Sie möchten es ihr nicht ansehn. Sie spielt das Fortepiano und hat jetzt schon im zweiten Jahre Tanzstunden …«

In diesem Tone ging es fort. Die Gräfin überzeugte sich bald, daß sie es hier nur mit der Frau zu thun habe, und so gern sie sonst über die Parvenümenage gelacht hätte, wurde ihr die Szene doch

sehr lästig, als Madame Stabmeyer auf den Umstand, daß sie Geld leihen sollte, eine Art von Familiaretät begründete, die nicht nur den Preis des Kaschmirshawls, den die Dame trug, auszukundschaften suchte, sondern auch unzweideutig davon sprach, daß man die günstige Gelegenheit benutzen würde, durch einen Besuch auf den Gütern der vornehmen Schuldnerin ihre Einrichtung kennen zu lernen, um die eigne danach zu dressieren. Von Geschäften verstanden die Leute natürlich so gut als nichts, sie handelten genau nach der Vorschrift des Herrn Tetarskoff, den sie über alles priesen, weil er durch Agenten mit ihnen in Verbindung getreten war, ehe sie noch in ihrem Besitze fest waren, ihnen Vorschüsse zur Prozeßführung geleistet und endlich auch das Mobiliar direkt aus Paris besorgt hatte. Diese Geschäftsunkenntnis und getreue Befolgung fremder Anweisungen hatte ihre bequeme Seite: es gab keine sachlichen Bedenken; sie zeigte aber auch eine äußerst peinliche, die noch, nachdem die zustimmende Unterschrift unter das vorbereitete Dokument von Herrn Stabmeyer schon mit zitternder Hand vollzogen war, herausgekehrt wurde.

Die Frau verlangte nämlich weinend und jammernd in allem Ernste einen körperlichen Eid von der Gräfin, daß die vorzustreckende Summe von dreimalhunderttausend Gulden auch dann bezahlt werden sollte, wenn die verpfändeten Güter etwa durch einen Erdrachen verschlungen, durch einen sodomitischen Feuerregen zu Asche verbrannt oder durch Wasser in unwegsame Klüfte verwandelt würden.

»Es ist unser alles, unser Stolz und unsre Freude, das Heiratsgut unsrer Aurora …« Dabei umarmte sie ihre Tochter und den Mann und war weder über die Art und Weise der Hypothezierung, die erst nach völliger Abwickelung aller Präliminarien bei der Auszahlung der Summen, für die jetzt nur Spannzettel gegeben wurden, vor dem zuständigen Gerichte geschehn konnte, noch über das Verkehrte ihrer Forderung aufzuklären. Die Gräfin mußte Zeuge einer Familienszene werden, in der Thränen in Masse verschwendet wurden, denn der Mann war durch den Gedanken an seine Aurora

ebenfalls gerührt worden, und »das Kind« konnte nicht verfehlen mit zu weinen. Frau Stabmeyer ging dabei aus ihrer Rolle heraus und brauchte nicht gerade die zartesten Worte. Daß das Heiratsgut ihrer Tochter möglicherweise von Verschwendern vergeudet oder von einem Vulkane verbrannt werden konnte, brachte sie um alle Fassung. Daß die Gräfin nicht ebenfalls in Thränen ausbrach, galt ihr für ein Zeichen eines verstockten Herzens … Diese hätte weinen mögen, aber nicht aus Sympathie mit der Familie Stabmeyer.

Endlich beruhigte sich die Gesellschaft durch die Erinnerung an die Garantie Tetarskoffs und ließ der Gräfin Raum genug zu entschlüpfen.

»Immer noch besser der Jude mit seiner bewußten Roheit als die unbewußte Brutalität dieser Leute. Wenn es mit dieser Steigerung fortgeht, bin ich bis Paris stumpf für alles«, dachte die Gräfin. Sie lachte beim Hinuntersteigen der Treppe nicht mehr über das: Stabmeyer und Frau. Die Familie war nur für die lächerlich, die sie nicht brauchten. Abhängigkeit vernichtet jeden unbefangnen Standpunkt, Spott kehrt mit vergifteter Spitze vom Ziele auf den Schützen zurück, man kann über Menschen spotten, die man benutzt, aber nicht über solche, die man braucht. Man macht sich damit nur selbst lächerlich und leidet überdies durch das Gefühl des Gelähmtseins seiner Geisteskraft. Man entsagt ja dem schrankenlosen Gebrauche seines Gedankens. Abhängigkeit, moralisches Verpflichtetsein ist die allerschlimmste Sklaverei. Unterthänigkeit im gewöhnlichen Sinne läßt sich abschütteln, sie ist es damit schon, daß man sie nicht anerkennt, die Abhängigkeit aber, die das Gefühl des »Brauchens« hervorruft, wird man nie los. Sie bricht das Selbstgefühl und den echten Stolz: Menschen, die sich dauernd in solchergestalt abhängiger Lage befinden, werden zu allem fähig, zu jeder Niedrigkeit und zu jedem Verbrechen, das sie nicht direkt bloßstellt; sie haben sich selbst verloren und nach dieser moralischen Selbstvernichtung ist ihnen selbst ihr Inneres so wertlos geworden, daß sie nur noch für den Schein, für das, was die Gesellschaft Ehre oder Schande nennt, Sinn haben.

Die Gräfin fühlte und fürchtete das.

»Du hast dich wieder alteriert«, sagte ihr Mann, »warum läßt du mich nicht machen, ich bitte immer vergebens, und ich thue doch so gern alles für dich, was dir schwer ist.« Er hatte sie heute erwartet und man sah, daß es ihm mit dem, was er sprach, ernst war, — es war kein Kampagnekamerad zu finden gewesen.

»Können wir nicht sofort weiter?«

»Unmöglich! Du greifst dich zu sehr an, liebes Herz, ich kann es nicht zugeben, daß du in deiner Raschheit dich krank machst. — Ist denn die Geschichte hier schon in Ordnung?«

»Gott sei Dank, ja! Und ich habe nun die Überzeugung, daß überhaupt der ganze Kram in Richtigkeit ist. Warum man uns unnütz hinhält, weiß ich nicht.«

»Ich will dir sagen: hättest du mich nicht bei dieser Angelegenheit so ganz umgangen, daß ich bis jetzt noch nicht recht weiß, wie alles ins Werk gesetzt werden soll, so könnte ich dir auch den Grund für unsre Zwangsreise sagen. Du hast mir nicht vertraut, — ich lasse alles gehn und werde nur bei der Ratifikation des Ganzen in Paris dafür sorgen, daß du nicht geradezu betrogen wirst. Das Unangenehme, was du erduldest, hast du dir durch deinen Eigensinn selbst zugezogen. — Aber krank werden sollst du nicht, du übertreibst dich. Wir bleiben heute noch hier …«

»Das heißt, du hast etwas vor!«

»Auch das. Es gibt auf der Burg eine kleine Waffensammlung, die ich sehn will, außerdem traf ich unten im Salon jemand, der mir das alte Tuchersche Haus, in dem jetzt die Fleischmannsche Papiermachéfabrik ist, nach allen Richtungen zeigen will. Das ist ein wunderliches Haus nach der Beschreibung meines Cicerone. Endlich finde ich vielleicht noch irgendwo etwas für meine Sammlung, wie ich in Basel durch Meyri …«

»Prächtig, du willst Einkäufe machen …«

»Und du, lieb Herz, wozu hast du deinen Rubinschmuck mitgenommen? Zu Visiten doch sicher nicht, sondern zum Juwelier.«

»Gewiß, denn die Fassung ist ganz veraltet, die Steine müssen neu montiert werden. Das ist notwendig, aber deine Rüstungen …«

»Kosten weit weniger, also wenn von Ausgaben die Rede ist, mußt du schweigen. — Die Sache ist«, sagte er ernst, »daß wir in der That gar keine Ausgaben machen sollten, und daß wir hoffentlich beide so vernünftig sein werden, du deine Rubinen ungefaßt zu lassen und ich Rüststücke … wenn sie teuer sind, dem Trödler. — Komm Herz, wir wollen eine Promenade machen.«

Die Reise nach Basel heiterte die Gräfin nicht auf, sie war für alles teilnahmlos geworden, was nicht mit der Beendigung ihres Geschäftes in Beziehung stand. Hier hatte sie indes wenigstens einen Bankier, einen Mann, der ein Drittel der ganzen Anleihe gezeichnet hatte, zu besuchen; das Schlimmste, die kleine ungezogne Gemeinheit war also nicht zu fürchten. Als man ihr das stattliche Haus des Herrn Ezechiel Düvernoy in der Nähe des Münsters zeigte und sie die großen Mahagonithüren vor sich sah, wurde ihr leichter als seit langer Zeit. Sie blickte an sich herunter und fand ihre Toilette in der That kleidend genug, um mit und an ihrer Person bei einem ersten Begegnen einen angenehmen Eindruck zu machen.

Sie wurde gemeldet und augenblicklich in ein Empfangzimmer geführt, das zwar düster aussah und keine Vorliebe für Pracht verriet, aber doch durch peinliche Nettigkeit und den Wert des Materials ein gutes Vorurteil für den Besitzer hervorrief. Nachdem man sie einige Zeit allein gelassen hatte, öffneten sich die Flügelthüren in ein benachbartes Gemach, ein Diener lud sie mit stummer Verbeugung ein sich hinein zu bemühen und zog sich, nachdem er die Thüren hinter ihr wieder geschlossen, augenblicklich zurück.

Auf einem hochlehnigen Armstuhle saß ein Greis, offenbar körperlich zu schwach, um dem Besuche entgegen zu gehn. Sein Gesicht hatte etwas überaus Gutmütiges, man hätte viel Vertrauen zu ihm haben können, wäre sein Blick nicht zu leicht himmelnd und seine Stimme allzu salbungsweich gewesen.

Er entschuldigte sich höflich und bedauerte, daß es ihm »nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse« unmöglich sei, die Honneurs seines Hauses gebührend zu machen, bat aber zugleich dringend, die Gräfin möge auf dem Diwan neben ihm Platz nehmen, da es sich nicht gezieme, daß »Gottes Kreaturen einander auch nur scheinbar ein Zeichen der Mißachtung gäben«.

Die Gräfin legte ihm das Portefeuille mit den Papieren vor, er läutete die silberne Tischglocke, die vor ihm stand, und ließ sich von einem ebenfalls alten Manne, der das Ansehn eines Buchhalters hatte, ein Päckchen Briefe, die er nach der Nummer bezeichnete, bringen. Mit großer Sicherheit traf er die gesuchten und las einige Seiten darin, indem er das Schriftstück weit von den Augen abhielt.

»Ein wahrer Christ, der das Gebot der Nächstenliebe und das schöne Gleichnis von dem Sünder, der Buße thut und darum dem Vater im Himmel lieber ist als neunundneunzig Gerechte, in sein Herz gefaßt hat. Denn der Herr will nicht, daß der Sünder verloren gehe. — Sie haben einen edlen Freund an dem Manne, dem mein Lobspruch, den mir Gott vergeben möge, wenn ich zu viel gesagt, gilt. Halten Sie ihn lieb und wert den teuren Mann, denn er ist nach dem Herzen Gottes. Er will nicht, daß der Leib allein gerettet werde, sondern daß auch die Seele gesunde.«

Sollte sie hier eine Predigt anhören? Das war eine neue ausgesuchte Qual. Sie fing nun schon an, eine Absichtlichkeit zu vermuten, sie haßte Herrn Tetarskoff instinktiv. Vielleicht konnte sie hier etwas über den ihr völlig fremden Mann erfahren, der seine Gefälligkeit mit so viel Widerwärtigem verbrämte. Sie sah nebenbei auch ein, daß es unklug von ihr gewesen, nicht überhaupt vorher über jeden einzelnen, mit dem sie zu verhandeln hatte, Erkundigungen eingezogen zu haben. Sie hatte sich auf ihre Weltkenntnis und ihre Umgangssicherheit verlassen, aber vergessen, daß sie sich hier auf einem Terrain bewegen mußte, auf dem sie mit jedem Schritte mehr Boden verlor. Hätte sie einfach einen Kreditbrief zu präsentieren gehabt, so wäre der Verkehr einfach und leicht gewesen, aber so war es nicht: sie brauchte auch diesen Mann

und vor allen den, der die ganze Sache leitete, jenen Tetarskoff, den sie darum auch zu allermeist haßte.

»Können Sie mir nicht etwas über diesen Herrn sagen, der sich in der That meiner Verlegenheit auf rätselhaft freundliche Weise annimmt? Ich sah ihn meines Wissens nie und bin ihm so sehr verpflichtet, daß meine Neugier gewiß hinlänglich gerechtfertigt ist, wenn ich auch die Hoffnung habe, durch persönlichen Verkehr bald ein Bild von ihm zu bekommen.«

»Des Menschen Äußeres ist nur die schlechte Schale seines ewigen Teiles, und ein Bild seiner edlen menschenfreundlichen Seele muß Ihr dankbares Herz schon jetzt erfüllen, wie dies auch unzweifelhaft der Fall ist. Ich selbst kenne ihn nicht. Geschäftsverkehr, wie ihn selbst das heilige Buch dringend anempfiehlt, da jener Knecht, der sein Talent vergrub, gezüchtigt ward und verwiesen vom Antlitze des Herrn, während die anderen, die das geliehene Gut verfünffacht und verdoppelt hatten, belobt und belohnt wurden, Geschäftsverkehr, den er wie ich zum Nutzen und Frommen der Menschen treibt, führte uns in Berührung. Ich lernte ihn achten, er ist ein umsichtiger Mann, auf dem die Hand des Herrn ruht und ihn stark macht. Darum auch zögerte ich nicht meine Hilfe anzubieten für einen Zweck, den er einen guten genannt …«

Er ließ nunmehr der Dame Zeit, sich ein Bild des »ewigen Teiles« ihres edlen Freundes aus dem, was Herr Duvernoy über ihn gesagt, herauszugestalten, während er mit großer Ruhe und Sorgfalt das Faszikel Papiere, das zu Ende jeder Seite ein Visum von Tetarskoffs Hand zeigte, durchsah. Das Examen schien ihn zu befriedigen, er schellte aufs neue und ließ sich Feder und Tinte bringen, um das Dokument zu unterzeichnen. Damit war aber das Geschäft keineswegs beendet, der Bankier verwandelte sich nun ganz in einen Missionär und Proselytenmacher, stellte der Gräfin vor, wie sie leider in der Finsternis des Papismus erzogen sei und fern von der Sonne des reinen Glaubens in ewiger Sehnsucht dahin schmachten müsse, wenn sie die Gelegenheit, die ihr offenbar durch

eine besondre Gnade Gottes die Hände reiche, nicht benutze, um zerknirscht und aufgehend in wahrer Andacht dem Herrn in »reiner« Weise zu danken und ihm feierlich zu geloben: abzuschwören die Irrtümer der Finsternis, durch die auch die irdischen Augen dermaßen geblendet worden, daß das Unglück sich einschleichen konnte in Kisten und Kasten. Er stellte ihr vor, daß die Verlegenheit, in der sie sich befinde, und die sie statt mit Weltkindern mit gottesfürchtigen, dem wahren Glauben zugethanen Männern in Berührung bringe, an deren Verhältnissen sie sehn könne, wie der Herr seine Kinder schütze und segne, nichts als eine Schickung sei, durch die sie zum Heile ihrer Seele zwiefach gerettet werden müsse, wenn das Werk der Liebe, das Tetarskoff gestiftet, nicht an ihrer Herzenshärtigkeit zu schanden werden solle.

»Meine Tochter im Herrn«, rief er emphatisch aus, »der Zorn dessen, der da ist über allem was ist, war und sein wird, der Zorn des Herrn über Sturm und Sonnenschein, über Glück und Unheil, dieser Zorn ist das schlimmste aller Übel, die den Menschen treffen können, und er wird unzweifelhaft über jene Unglücklichen kommen, die sein Wort vernehmen und es von sich weisen, die weder durch ernste Mahnungen zur Buße bewegt, noch durch liebevolle Aufmunterung dem Heile gewonnen werden. Dreimal Wehe ihnen, sie werden zu Grunde gehen an Fleisch und Seele, sie werden ein Spott und ein Elend sein in dieser und jener Welt und die Rute des Allmächtigen wird sie hier geißeln, dort aber verweisen in den Abgrund, wo Heulen und Zähneklappern ist, dieweil sie sein Wort verachtet haben und seine Diener von sich gewiesen.«

Er hielt während des ganzen Sermones die ausgefertigten Papiere immer noch in der Hand und machte es so seinem gelangweilten Gegenüber unmöglich, zu entkommen. Die Dame machte zuletzt schon ein ganz überzeugtes Gesicht und versprach, sich zu belehren, da sie mit Schmerz sah, daß der Bankier-Missionär sein Thema nicht überdrüssig bekam, obgleich er sich immer im Zirkel bewegte. Das Versprechen wirkte, sie erhielt ein Paket voller

Traktätchen und die Anweisung, wie sie als ersten Beweis ihrer Sinnesänderung eine Opferspende zur Verbreitung des Glaubens los werden könne, das dreimalige Wehe polterte noch einmal hinter ihr drein, — und so war sie endlich entlassen.

Die Schweiz ist das stabilste Land von der Welt, man wird noch viele Sonderbundskriege durchzufechten haben, ohne je einen wirklichen Sieg zu erringen. Der Grundzug des Schweizercharakters ist eine gewisse Starrköpfigkeit, sie weichen nicht einen Schritt von dem ab, was sie sich vorgesetzt, und ihre Überzeugungen bleiben sich ewig gleich, die Zeit hat wenig oder gar keinen Einfluß auf sie. Man würde wieder Schlachten wie bei Morgarten, Sempach, Murten und St. Jakob schlagen, aber der Winkelried, der in die Eidgenossenschaft selbst hinein der Freiheit eine Gasse brechen wollte, würde umsonst seine Brust durchbohren, es schritte über seine Leiche niemand vorwärts. Die Schweiz ist konservativ im höchsten Grade, auch die sogenannten Liberalen sind es hier mehr als anderwärts. Das mag daher rühren, daß die protestantischen Kantone im allgemeinen zu wohlhabend und die katholischen zu arm sind. Tessin zum Beispiel leidet genau unter denselben Schrecken, die Oberschlesien niederhalten: Bildung und Erziehung des Volkes sind materiell und moralisch unmöglich gemacht. Basel (Stadt) ließe sich dagegen fast mit der preußischen Provinz Pommern vergleichen, wenn man an die Stelle der pommerschen Derbheit und des Bauernstolzes nur eine gewisse raffiniert quietistische Übersättigung setzt, die sich in kopfhängerischer Schleicherei äußert. Im übrigen hat auch der pommersche Bauer weit mehr echten Aristokratismus als der pommersche Junker. — Die Stadt Basel selbst ist eigentlich ein Widerspruch gegen ihre Gesinnung, nehmen wir die Gegend am St. Paulsthore aus, so macht sie wohl den Eindruck einer altertümlichen, keineswegs aber finstern, verdumpften Stadt. Es ist ein Rätsel, daß sich grade hier eine so kindisch zopfige Aristokratie und ein so vernagelter Pietismus ausbilden konnte. Es läßt sich nicht leugnen, daß das katholische Elend im Tessin noch ein, wenn man so sagen kann,

heitres, glänzendes ist, aber es ist unbegreiflich, wie ein so freudenloser Putzscheren- und Nebelkappenkultus, der alle Lichter auslöscht und kalte Nacht über alle Augen stülpt, wie die Basler Orthodoxie, fanatische Anhänger finden konnte. Es läßt sich begreifen, daß der Katholizismus eine Hölle braucht und intolerant ist, aber der Teufel im Protestantismus ist ein ernsthafter Harlekin, und nun gar der Basler Teufel und die Basler Intoleranz …! Der Jude und der Katholik können starre, mitunter selbst unsinnige Dogmen haben, ohne daß man darüber lachen muß, weil die Natur ihres Kultus eine positive (geoffenbarte) ist; der dogmatische Protestantismus aber ist eine so grenzenlose Albernheit, so unpoetischer Nonsens, daß er gar nicht zu ertragen ist: das Wesen des Protestantismus bleibt immer die Negation und diese kann keine Dogmen haben. Wir können im Katholizismus auch dort, wo uns den Konsequenzen gegenüber menschliches Schaudern ergreift, noch die glühende Phantasie der Erfinder bewundern, während wir uns bei dem formulierten und verbrieften Protestantismus vor der Schlußunfähigkeit seiner Schriftgelehrten entsetzen müssen. Stabiler Katholizismus ist denkbar, orthodoxer Protestantismus aber ist eine contradictio in adjecto, eine ganz unbegreifliche Dummheit; jener setzt alles, nur nicht den Gedanken, ihm steht also von Rechts wegen alles frei, was mit dem Gedanken nichts gemein hat, — dieser aber setzt einen Gedanken und will die andern ausschließen, er negiert und will bestimmen, was nicht negiert werden darf: das ist heillos. — Und in dieser Richtung sind die Basler seit je Meister, sie knüpfen sogar in Eisenbahnwaggons Bekehrungsversuche an.

Der Gräfin wurden die guten Lehren, die zugleich zwischen den Zeilen Vorwürfe über ihren früheren, mutmaßlich ungottseligen Lebenswandel enthielten, dazu noch in einer gewissermaßen patronisierenden Weise erteilt, die sie vollends unerträglich machten.

»Ich bekam eine Predigt in den Kauf, aber ich bekam die Unterschrift auch«, sagte sie mit einem Ausdrucke, der schon an Selbstverachtung grenzte, ihrem Gemahle, der unterdessen einen

Panzerhandschuh gekauft hatte, von dem ihm versichert worden war, daß er auf dem Schlachtfelde von St. Jakob an der Birs gefunden worden.

In Straßburg blieben sie nur, um zu dinieren. Von da ging es in raschem Fluge nach Paris.

Paris hat keine Physiognomie, denn es hat alle. Es ist ein selbständiges Exemplar der Gesellschaft, eine Wiederholung aller irgendwo vorhandnen Tugenden und Laster auf dem Raume von 34 Quadratkilometer.

Die Reisenden bezogen ein Logement im Hôtel Meurice, Rue Rivoli, und die Gräfin schrieb sogleich ein Billet an Herrn Tetarskoff, der seine Adresse: Boulevard de la Madeleine, an der Mündung der Rue Duphot gegeben hatte. Am anderen Morgen wurde ihr seine Karte gebracht, er hatte die Reiseermüdung nicht so hoch angeschlagen und war noch nach der Oper eingetreten. Das sah wenigstens nicht so aus, als wolle er allen Schikanen die Krone aufsetzen. Der Graf hatte eine »voiture de remise«, eine hübsche Berline bestellt, d. h. er war, seiner Neigung folgend, selbst zu dem Wagenverleiher gefahren und hatte es durch seine Pferdeliebhaberei und seine Kenntnisse in dieser Richtung dahin gebracht, daß ihm ein ganz allerliebstes Gespann ohne Aufschlag der Taxe zur Verfügung gestellt wurde. Es war abgemacht, daß die vorläufige Rücksprache von der Gräfin allein besorgt werden, bei der Ratifikation aber der Graf zugezogen werden sollte. Auf der Karte waren Stunden notiert für das Geschäftslokal des Hauses Brèsmenil und andere für die Privatwohnung Tetarskoffs, die letzteren waren unterstrichen. Die Gräfin fuhr zu ihm.

Sein Haus, das augenscheinlich nur von ihm allein bewohnt wurde, glich mehr dem Logis eines reichen Junggesellen, der auf angenehme Weise seine Rente verzehren will und, um nicht nach außen zu viel zufällige Ausgaben zu haben, die eigne Wohnung so hübsch als möglich macht, damit es ihm bei sich gefalle, es glich mehr dem Hause eines wohlhabenden, müßigen Mannes von Geschmack als dem Aufenthalte eines Zahlenmenschen. Wenigstens

machte die erste Etage, in welche die Gräfin geführt wurde, diesen Eindruck. Die ineinandergehenden Zimmer, deren Thüren geöffnet waren, bildeten eine Galerie voll kostbarer Gemälde, Büsten und andrer Kunstgegenstände, das Warten konnte hier nicht schwerfallen …

Und die Dame hatte nicht lang' zu warten. Herr Tetarskoff warf nur einen langen forschenden Blick in den Spiegel seines Ankleidezimmers, dann trat er ein. Es schien, als ob beim Anblicke der Gräfin ein leichter Schauer über seine Glieder gerieselt wäre.

Er war eine jener zähen Figuren, die an dem Embonpoint des Alters nie teilhaben, sein Wuchs hatte noch jugendliche Eleganz, obgleich sein Haar grau und sein Gesicht farblos und runzlig war. Auch seine Augen hatten schon gelitten, er trug eine mattgrüne Brille, die es nebenbei sehr erschwerte, seine Gesinnungen zu erraten. Es war eine diplomatische Brille, welche seinen Gast trotz der affablen Manieren des Wirtes genierte, zumal da durch seine zuvorkommenden Bewegungen immer eine gewisse ernste Zurückhaltung hindurch sah. Im übrigen wußte er der Dame alles zu erleichtern, ein Blick in die Papiere genügte ihm, in wenigen Augenblicken war er fertig.

»Es ist ein eigentümliches Geschäft, das wir hier abschließen«, sagte er dann. »Ich fürchte, es ist zu spät. Übersehn Sie die Verpflichtungen, die Sie übernehmen, nochmals genau, — es ist unmöglich, daß wir billigere Bedingungen stellen, aber dennoch wird und muß es Ihnen schwer werden, sie zu erfüllen. Ich weiß, daß die Güter mehr Wert haben, als die Taxe besagt, aber sie werden auch nur bei Selbstbewirtschaftung das Kapital bis zur Taxe mit fünf bis sechs Prozent verzinsen, was drüber hinausliegt, läßt sich nur in guten Jahren rechnen, — die Landwirtschaft ist mitunter ein Spiel, in dem die Elemente alle Trümpfe haben.

»Wir geben Ihnen das volle Kapital bis zur Taxe, setzen Sie dadurch in den Stand, alle eingetragnen Schulden abzuzahlen und außerdem das Plusinventarium Ihrer Pachter zu erwerben. Die Güter sind in der That, wie ich durch genaue Berichte weiß, jetzt in

ganz anderem Zustande als bei der Übergabe an die Pachter. Diese Leute haben es Ihnen unmöglich machen wollen, Ihre Besitzungen je wieder zurückzunehmen, sie sind darüber reich geworden, während Sie nur Verluste hatten. Die Revenue muß also eine überaus große sein können, vergessen Sie aber nicht, daß Sie selbst durch unsre Manipulation nur scheinbar in den Besitz kommen, daß wir die wirklichen Eigentümer ihrer Güter sind. Es gehört Entschlußfestigkeit und Resignation dazu Ihre Gewohnheiten abzustreifen und so die Mittel zu erwerben, nicht bloß die Verzinsung, sondern auch die Abzahlungsfristen einzuhalten. Einem Ihrer Landsleute, der sich in noch schlimmerer Lage befand, ist es gelungen, ich konnte ihm sogar später, da ich seinen Fleiß und seinen ernsten Willen ehren mußte, noch einige Erleichterungen bieten. Es ist das meine Weise zu spekulieren, ich spekuliere auf die Menschen, nicht auf die Hypothek. Er schrieb mir von Ihnen, ich war bereit. An Ihnen ist es nun, seine Empfehlung und mein Vertrauen zu rechtfertigen. Daß ich dagegen auf die Erfüllung der Bedingungen rücksichtslos dringen muß, liegt in der Natur der Sache. Sie sind erfüllbar, wenn es Ihnen darum zu thun ist sie zu erfüllen. Ich gehe bis dahin neue Verbindlichkeiten ein und kann unmöglich irgend einen braven Mann im Stiche lassen, weil Sie Ihres Versprechens nicht eingedenk sind. Man zahlt mit Hypotheken keine Wechsel und kann sie nicht in der Bank verpfänden, Bankiers müssen ihrer Eingänge auf die Stunde gewiß sein, drum ist es ein Wagnis in meiner Weise zu spekulieren und zugleich anderen Verkehr zu treiben. Was endlich das Kapital anbelangt, das Ihnen nach dem Testamente Ihres Großvaters aus dessen Verlassenschaft noch jetzt vorenthalten wird und das allerdings Ihre Lage bedeutend änderte, so wird sich erst dann Klares über Ihre Ansprüche sagen lassen, wenn gewisse Papiere, die sich in Ihrem Archive vorfinden müssen, produziert sind. Ich sende Ihnen, wie ich schon die Ehre hatte Ihnen zu schreiben, einen sehr wohl unterrichteten jungen Mann, der Sie in keiner Weise genieren wird, dessen Aufgabe aber ist, genaue Ertragsrechnungen für mich zu

führen, wozu Sie ihm die nötigen Mittel und Wege anweisen werden, — er wird auch das Ordnen des Archivs übernehmen und auf diese Weise im stande sein, Ihnen vielfache Dienste zu leisten. Er ist des Deutschen vollkommen mächtig, bescheiden und still, die Befürchtungen, die Sie im voraus seinetwegen aussprachen, werden keine Begründung finden. Ich kann mich auf ihn verlassen, und daß es zur Wahrung meiner Interessen einerseits, sowie anderseits, damit Ihnen in unvorhergesehnen Fällen von mir kein Unrecht geschieht, einer solchen Mittelsperson bedarf, unterliegt keinem Zweifel. Sie haben nur mit mir zu thun, die Subsidien der andern Herren waren nur für den Augenblick nötig …«

»Warum ersparten Sie mir dann den Weg zu Menschen der Art nicht?«

»Ich gestehe es, ich that es mit Absicht. Sie sollten die Bedeutung des Geldes auf der einen Seite richtig fassen, damit Sie wissen, aus welchem Schmutze es der Bedürftige holen muß; während Ihnen auf der andern grade die Misere, die daran klebt, den Unwert des Metalls in andrem Sinne, als in dem Sie es bisher verachtet, klar machen sollte. Es geschah, um, falls Ihr Entschluß Ihr Vermögen wieder zu erlangen feststeht, Sie darin zu befestigen, oder, falls Sie nicht ernst an Ihre Lage gedacht hatten, ernste Gedanken in Ihnen zu wecken.«

»Sie sind offenbar sehr reich, da Sie Geschäfte von diesem Umfange aus ›Liebhaberei‹ treiben, wie Sie sagen.«

»Gräfin, ich war blutarm.«

»Ich meinte nur, daß Sie dann auch mitunter in Ihren Bedingungen die Laune des Liebhabers walten lassen. Ich finde weder den Zinsfuß hart, noch die Fristen besonders gespannt, ich dächte indes …«

»Denken Sie nie etwas anderes, als daß ich ganz besondere Lust habe, Ihre Domänen nicht bloß faktisch, sondern auch offen mein Eigentum zu nennen. Es ist ein offner Krieg zwischen uns, in dem ich nur durch Ihre moralische Kraft geschlagen werden kann. Ich wünsche Ihren Sieg, aber ich benutze Ihre Niederlage. Grund zu

klagen geb' ich Ihnen nie, aber fassen Sie die Lage der Dinge aus diesem und keinem andern Gesichtspunkte auf. Ich bin Ihr treuster Freund und ihr gefährlichster Feind zugleich.«

»Ich war im Begriffe Ihnen zu danken, Sie entheben mich dessen durch Ihre Erklärung, mag denn also der freundschaftliche Krieg zwischen uns beginnen. Wann wird alles zur Unterzeichnung bereit sein?«

»Da Ihr Herr Gemahl davon Kenntnis zu nehmen wünscht, werde ich die Ehre haben, Ihnen noch im Laufe dieses Tages Nachricht zu geben. Sobald Sie in Ihrer Heimat anlangen, werden Sie mit meinem Sachwalter Hand in Hand die nötigen gerichtlichen Schritte thun, die Summen werden Ihnen zur Verfügung stehn und sogleich an die betreffenden Personen auszuzahlen sein. Sie haben keine weitere Unbequemlichkeit mehr, als hier in Duplo den Kontrakt zu unterzeichnen. Spätestens morgen elf Uhr ist also alles in Richtigkeit und Sie — wieder aus der passiven Rolle gerissen, die noch im Momente so drückend auf Ihnen liegt.«

Fünf Minuten, nachdem die Dame das Zimmer verlassen, bestellte Tetarskoff seinen Wagen und fuhr nach dem Boulevard d'Enfer.

ZWEITES KAPITEL.

RUE D'ENFER.

Daß es den Orthodoxen keiner Farbe möglich ist, ihr religiöses System ohne Lästerung ihrer eignen Gottesidee festzuhalten, geht am schroffsten aus der Verteidigung der althergebrachten Barbarei in unsrer Kriminaljustiz hervor, die vorzugsweise von den »Frommen« übernommen ist. Ein direkter göttlicher Befehl, eine himmlische Kabinettsordre, die natürlich kein Datum hat und für die jeder vernünftige Nachweis mit einem Augenverdrehn abgelehnt wird, befiehlt die Todesstrafe — darum kann sie in Preußen zum Beispiel, wo der fromme Spuk bekanntlich furchtbarer als irgendwo anders umgeht, nicht abgeschafft werden. Was sich der »absolut gute« Gott nicht alles von diesen Berliner Blausäurefabrikanten gefallen lassen muß! Wie sich die Güte Gottes überhaupt mit all den Reskripten verträgt, die schändlicherweise der Inspiration eines höchsten, »allgerechten und allweisen« Wesens zugeschrieben werden, mag einer auszukundschaften suchen! Genug, die gotteslästerliche Barbarei wird nach wie vor gottgnädig in Gottes Namen geübt, Beccaria schrieb umsonst, die Menschlichkeit und die Wissenschaft verschwenden ihre Mühe an der Verstocktheit pietistischer Machthaber. — Wir erinnern uns, daß in der scholastischen Zeit der Kniff erfunden worden, die Resultate philosophischer Forschungen als etwas Selbständiges zu betrachten, das ohne allen Einfluß auf religiöse Doktrinen bleiben müsse. Man negierte flott weg, lehrte aber zugleich »Geoffenbartes« als unumstößlich. Natürlicherweise kam indes doch einer oder der andere darauf, seine gefundnen Schlüsse anzuwenden, da ging es

denn der Offenbarung vor dem Lötrohre der Urteilskraft schlecht genug. Statt nun aber der Vernunft ihr gutes Recht zu lassen und das Erkannte zu benutzen, erließ die Sorbonne ein merkwürdiges Edikt, das streng verbot, andre Resultate zu finden als die von der Kirche vorgeschriebenen. Die Idee ist zwar etwas stark, das heißt doch die Köpfe gradezu vernageln, aber sie zu verlachen ist uns so lang' nicht erlaubt, als das Auftreten der Kriminalgesetzgebung unsrer Tage genau dieselben Schranken hat.

Man weiß seit je von dem Einflusse des Temperaments auf die Handlungen des Individuums; die Phrenologie, so dunkel sie auch im ganzen noch ist, gibt über einzelne natürliche Anlagen doch schon die allergenaueste Kunde, und daß endlich die Organisation des ganzen Körpers entschieden auf die Art der Thätigkeit der Person influiert, wird niemand leugnen mögen, — gleichwohl aber haben wir noch die alten abstrakten Verbrechensbilder und die absurden barbarischen Strafen dafür. Man kennt die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen, aber man wendet sie nicht an. Ganz wie in den Annalen der Scholastik. Und das Edikt der Sorbonne wird dadurch suppliert, daß man die Negation des Verbrechens, durch unsrerseits supplierte Anwendung wissenschaftlicher Sätze, selbst für ein Verbrechen hält. Die Kriminaljustiz ist eine Henkerwirtschaft, nicht aber was sie sein sollte: ein Zweig rationeller Arzneikunde. Allerdings steht die Arzneikunde selbst noch mit einem Fuße in der Barbarei und befaßt sich analog der Justiz mit abstrakten Krankheitsvorstellungen, während sie auf ihrer Höhe mit jedem konkreten Falle ein neues Bild haben müßte. Es gelingt daher der kurativen Pflege wohl oft, die Krankheitserscheinungen zu heben ohne jedoch den wahren Krankheitsgrund, der kaum bei zwei unter zehn Organismen derselbe sein dürfte, zu beseitigen oder auch nur zu erkennen. Das Edikt der Sorbonne spukt hierbei auch. Der Dualismus ist einmal angenommen, und selbst die widersprechendsten Erscheinungen müssen auf ihn zurückgeführt werden, obgleich er in der Wissenschaft von vornherein als eine Ketzerei dasteht. Man sieht

die Einwirkung der Affekte auf den Körper, man benutzt selbst Zerstreuung, Schauspiele und Lektüre als Heilmittel, ohne bei Annahme des Dualismus im Menschen eine andre als eine geschraubt künstliche Erklärung für so erzielte Resultate finden zu können, während sie, wenn man den Organen ihr volles Recht läßt, auf der Hand liegt. Die Wirkung ist dann eine einfach direkte, unmittelbare und der Erfolg ein notwendiger. Es ist unglaublich, wie hinderlich die vorgefaßte, durch nichts unterstützte Meinung überall ist. Die krankhaften Erscheinungen bei sogenannter Geistesstörung sind so auffallend körperlich, die Verstimmung des Organismus eine so unzweifelhafte, daß es in der That schwer zu begreifen ist, wie man zu der Annahme kommen konnte, die »Seele« sei es, die zuerst ihr Gleichgewicht verloren und auf den »Körper« zurückgewirkt habe. Man verwechselt eines Vorurteils wegen Ursache und Folge.

Ebenso unerklärlich blieben dadurch Krankheiten einzelner Organe, die ganz und gar Folgen der Affekte sind. Wie will man in einigermaßen glaublicher Weise begreiflich machen, daß sich dieser oder jener Affekt auf dieses oder jenes Organ niederschlagen und es krankhaft oder heilend affizieren müsse, wenn man dem Organe selbst nicht erst eine höhere Bedeutung, eine Bestimmung gibt, die mit jenem Affekt in intimster Verbindung steht? Wie will man erklären, warum die »Seele« sich darauf kaprizioniere, durch gewisse Aufregungen immer dieselben Organe leiden zu lassen? — O das Edikt der Sorbonne! Mit sehenden Augen blind zu sein, nur um eine alte Vorstellung nicht umzuwerfen, die rein phantastisch ist und nur einer falschen Eitelkeit schmeichelt! Es ist weder eine vollständig vernünftige Arzneikunde, noch eine zivilisierten Zuständen in Wahrheit angemessene Kriminaljustiz denkbar, solang' der Glaube an den Dualismus nicht ausgerottet ist. In ihm wurzelt aller Irrtum und alle Barbarei, durch ihn wurden die Verzerrungen menschlicher Zustände, die zwei Drittel der Gesamtbevölkerung der Erde zum Elende verdammen, möglich. Durch ihn läßt sich jede Grausamkeit, jede Trägheit und das Scheußlichste des Scheußlichen

selbst, jene greinende Frömmelei, die ihre eigne gemeine Rachsucht hinter »göttliche« Befehle versteckt, rechtfertigen.

Aber die Axt ist an diesen Baum gelegt, ein zweiter Bonifacius schlägt die Physiologie, die Wissenschaft der Erlösung vom Übel, die Quelle wahrer Sittlichkeit, den Zauberbaum zusammen … die Gaffer erwarten einen Blitz der Rache, die Thoren, der Blitz kommt, aber er zündet ihren mit dem Baume zugleich niedergeworfenen Kram an, und dieser Brand ist eine Fackel, eine Hochzeitsfackel, welche die Vermählung des Gedankens mit der Natur beleuchtet. Und diese Ehe ist unlöslich, sie wird im Himmel und auf der Erde geschlossen sein.

Krankheiten, also Hindernisse, die sich der normalen Entwickelung des Organismus in den Weg stellen; Überbildungen, Bevorzugungen einzelner Organe, durch welche das Gleichgewicht des Ganzen gestört wird, führen am leichtesten zu gründlicher Erkenntnis der Norm für das Ganze und der speziellen Bedeutung der Organe selbst. Treue Krankheitsgeschichten, die nicht zu einem dogmatischen Schlusse kommen und nicht einzig und allein den Zweck haben, den Belag für ein abstraktes Bild zu liefern, helfen jenes Erkennen vermitteln. Das Kurieren nach Symptomen allein ist eine reine Baderwirtschaft, der wirkliche Arzt muß durchaus Physiolog, Menschenkenner und vor allem divinatorisch begabt sein. Er muß die ganze Lebensgeschichte, er muß auch die sogenannte geistige Entwickelung seines Patienten kennen und fähig sein, diese Elemente zur Begründung der symptomatischen Krankheitserscheinungen zu benutzen. Es gibt ärztliche Genies, die durch Intuition das Fehlende ergänzen, aber erzogen werden sie noch nicht.

Ganz dieselben Requisite braucht die Kriminaljustiz, ganz dieselben jeder Mensch, der über einen andern urteilen will, ohne ungerecht zu sein. Es genügt gar nicht zu wissen, daß Unterleibskranke hypochondrisch sind und mitunter Vorstellungen haben, die der Wirklichkeit fern liegen, sondern man muß im Leben und vor Gericht Bezug darauf nehmen. Vor Gericht nun gar. Es

sollte nie ein Mensch abgeurteilt werden, ohne daß festgestellt wird, durch welche subjektiven und objektiven Einwirkungen er zu der That kam, die ihn anklagt. Bei solchem Verfahren würde sich die Zahl der »Verbrecher« sehr rasch vermindern und die Geschworenen selten ein verdammendes Verdikt fällen müssen. Man würde unter hundert Beispielen sogar kaum einmal die natürliche aprioristische Anlage finden, während aus den übrigen neunundneunzig sattsam hervorginge, daß es die »Gesellschaft«, die jetzigen verkehrten Institutionen waren, die den Organismus dahin stimmten und präparierten, daß seine »verbrecherische« That ein notwendiges Resultat der Verhältnisse wurde. Es gibt jetzt, wo die Zustände selbst Verbrechen sind, die ihr Recht haben, nur imaginäre Verbrechen, nur relativ verbrecherische Thaten, bei natürlichen, sittlichen Zuständen, bei vernünftiger, rein menschlicher Ordnung verliert auch diese Kategorie ihre Möglichkeit, — und, wir sagen es allen Theologen und Juristen der Welt zum Trotz: das Verbrechen an sich, das absolut Böse hat nie existiert. Die Mühe der Jahrhunderte (die an diesem fleischlosen Knochen nagte und so auf einen neuen, noch viel alberneren Dualismus kam, als der Witz der Realisten und Nominalisten, der Sektierer, die man verbrannte, und der Narren, die man kanonisierte) ist verloren, — das Böse, dessen Ursprung sie finden wollten, existiert gar nicht. So wie die Natur in ihrem genetischen Gange durch fortwährendes Experimentieren unwillkürlich Verbindungen zu stande brachte, die wir Gifte nennen, wie sie Organismen schuf, die uns als Ungeziefer erscheinen, — so schuf der experimentierende Gedanke seinerseits auch Zustände, die giftig und ungezieferhaft sind. Es hat kein Gedanke existiert, der nicht seiner Zeit ein notwendiger gewesen wäre, sogar die Hexenprozesse, die Inquisition und die Judenverfolgungen haben ihr Recht gehabt. Die römischen Kaiser hatten von ihrem Standpunkte aus gute Gründe, die Christen als eine staatsgefährliche Sekte zu verfolgen. Die Erfolge haben es gezeigt. Das Christentum, damals noch ein weicher Liebes- und Friedenskultus, arbeitete den Barbaren vor, die

Kraft Roms war gebrochen, die Eroberer hatten die halbe Partie voraus. Nero that instinktiv, was Julian der Apostat, der eigentliche Grenzstein der Heidenzeit, später mit Bewußtsein zu thun versuchte. Es war zu spät, der neue Gedanke besiegte den alten. All jenes Treiben war giftpflanzenhaft, die Inquisitoren und Hexenrichter sind ekelhaftes Geschmeiß, aber Verbrecher waren sie so wenig als ihre Opfer. Sie waren zu ihrer Zeit sogar im Rechte. Ihre Grundsätze ins neunzehnte Jahrhundert hinüberschleppen zu wollen ist dagegen, wie all der mittelalterliche Unfug, der noch besteht, ein relatives Verbrechen gegen uns und unsre Zeit. Wir haben unser Recht, wie jenes Treiben es gehabt, wir siegen und schreiten vor, man wird uns endlich folgen, weil man muß.

Das Gesetz der Notwendigkeit ist ein uralt anerkanntes, es ist nur durch ein abermaliges Paroli auf das Edikt der Sorbonne bisher nicht überall angewandt worden. Es lag zu nahe, als daß man es nicht übersehn hätte, man konnte auch keine rechte Formel dafür finden, weil man die Wissenschaft in Sonderwissenschaften ohne stete Verbindungskette zerspaltete, mit einem Worte, weil man nicht praktisch studierte und jeder »Weise« seinen Fund hinter das Gitter einer Terminologie brachte, wo er den Augen der ganzen Menschheit verborgen blieb und nur Auserwählten (für mäßiges Entree) gezeigt wurde. Es gilt das Wissen Einzelner aller Welt nutzbar zu machen; das ist die Aufgabe der Zeit und der Wissenden insbesondre. Propaganda für das Urteil, für den Gedanken. Anderes thut nicht not. Wer will denn gegen eine Überzeugung, die Millionen gemein ist, mit plumpen Waffen brutaler Gewalt zu Felde ziehn? Woher wird er die Waffen nehmen, woher die Menschen, sie zu führen?

Es ist nur so viel Barbarei in der Welt, weil es so viel Glauben und so wenig Überzeugung gibt. Überzeugung aber kann nur das Wissen geben. Aus der Überzeugung geht der unüberwindliche Drang hervor, das Rechte zu thun, und dieser Drang fordert wieder genaue Untersuchung und Gründlichkeit. Nur der Glaube kann zu Fanatismus führen, die Überzeugung nie, denn die Überzeugung ist

klar über sich selbst, sie weiß, daß eine Reihe von Urteilen nötig ist, zu ihr zu gelangen, der Glaube dagegen hat einen mystischen Hintergrund, er kennt sich selbst nicht ganz, drum vermag er es, anderen auch die gleiche Ungründlichkeit zuzumuten oder sie ihnen gar mit Schwert und Feuer aufdringen zu wollen. Darin ist der politische Glaube dem religiösen völlig gleich. Die politisch Roten sind ebenso gläubig wie die Weißen, obgleich sich beide einbilden — eine Überzeugung zu haben. Der Glaube muß fallen, nur die Überzeugung führt zum Heile, auch für die feste Ordnung des sozialen Verkehrs muß sie an die Stelle des Glaubens treten. Man wird sie dadurch gewinnen, daß man sich gewöhnt, jede einzelne Handlung nur im Zusammenhange mit dem ganzen Wesen des Handelnden aufzufassen und so immer nur gerecht zu urteilen. Man wird nicht mehr über Kategorien, sondern über Individuen richten und den Kranken nicht mit der Elle messen, die für den Gedanken paßt.

Mit welchem Rechte will man denn Brustkranken die Folgen ihrer Reizbarkeit oder gar Herzkranken ihre künstliche Bewältigung von Affekten und die daraus hervorgehenden Zuckungen aus einem Extreme ins andere neben mühsam unterdrückter Bitterkeit als Schuld anrechnen?

Das Herz, dieser wunderbare Muskel, der zuerst lebt und zuletzt stirbt, — wie kann man von ihm sagen, es sei weiter nichts als der Hauptsitz des »tierischen« Lebens? Allerdings ist er der Anfang jedes warmblütigen Organismus' in so hohem Maße, daß es scheint, als sondre sich im Fötus alle andre körperliche Substanz nur aus dem Blutschaume ab, den seine Rhythmen weiter treiben. Es ist ein Saug- und Druckwerk, es verwendet den soeben erst aufgenommenen Stoff sofort dazu, um sich herum ein Gehäuse zu bilden; ein Zweck, den es durch seine Triebkraft erreicht. Der Körper ist bis zu einem gewissen Grade unzweifelhaft das Produkt der eignen Herzthätigkeit. Und wieder fand man noch fünfunddreißig Minuten, nachdem einem Menschen der Kopf abgeschlagen worden, das Herz pulsierend. Es ist also Anfang und

Ende, es ist die Achse des sogenannten tierischen Lebens auch nach der Annahme der Dualisten. Wie sie aber ohne Deus ex machina motivieren wollen, warum auch die sogenannte »geistige« Gefühlsrichtung, der Nerv, der das Subjekt mit dem Objekte verbindet und das Denken erst möglich macht, ebenfalls seinen Sitz im Herzen aufgeschlagen hat, da es immer und immer *dieses* Organ ist, das bei geistigem Leiden physisch schmerzhaft affiziert und durch die Gewohnheit und Wiederkehr solcher Schmerzen verbildet und krank wird, wünschten wir doch zu wissen? Wir, die wir den Menschen für ein Ganzes halten, finden die Erklärung dieses nicht wegzuleugnenden Faktums leicht. Es ist in der That im Herzen der Lebensfunke, die Konzentration der dem Individuum zugekommenen Urkraftspartikel, daher vom Herzen aus der Zug zum Allgemeinen (Ewigen) und wieder der Einfluß des Draußen auf das Herz. Das Herz ist das erste Lebendige am neuen, entstehenden Wesen, durch das Herz tritt das neue Individuum zuerst in Verbindung mit der Welt, sein Herz ist ihm gegeben, der Schluß auf seine Bedeutung und die Antwort auf jenes ›Warum?‹ hat also keine Schwierigkeiten. Im Gegenteil erklärt sich hierdurch auch das »Dämonische« jedes übermächtigen Gefühls, es sei passiv oder aktiv; es erklärt sich der Einfluß der Musik, des einzigen puren Gefühlsausdrucks, und die Macht der menschlichen Stimme, die wie durch Magie oft in der That nicht in den Ohren, sondern im Herzen widerhallt. Das Wort für das Rätsel heißt: das Herz ist der Sitz des Weltgefühls; weil es das von der Welt überkommene Stück ist, muß alles, was unmittelbar das Gefühl angeht und durch seine Beziehung zum »Ewigen« Wert hat, im Herzen resonieren. Dazu bedarf es, wenn man nur einfach die von der Natur sichtbar gegebenen Fingerzeige verfolgt, keines erfundnen Leitdrahts.

Ein Mensch, der von früh auf harten Gefühlserschütterungen ausgesetzt war, dessen Herz also überreizt und gewaltsam aus seiner normalen Thätigkeit gezwungen worden, wird auch dann, wenn nicht schon durch die Bedingungen, die bei der Bildung seines Herzens gewaltet haben, der Keim späterer Ausartung gegeben ist,

herzkrank, — ja eine einzige große Katastrophe vermag noch im späteren Alter das edle und zarte Organ so zu verstimmen, daß der vollständig entwickelte Körper welk wird und abstirbt, der in der Entwickelung begriffne aber nie zu voller Blüte gelangt.

In den seltensten Fällen ist die Anlage dazu eine von der Geburt datierende, und da auch mag sie — was sich freilich schwer nachweisen läßt — am häufigsten erst bei dem Akte der Geburt selbst durch mechanische Einwirkung von außen herbeigeführt werden. Im übrigen rührt sie zum Teil von Stürzen, Druck und andern Verletzungen her, zum Teil aber, ja sogar viel öfter als in allen anderen Fällen zusammen — und das ist für unsere früheren Behauptungen wesentlich, — ist sie rein die Folge von Gemütsbewegungen. Während der Schreckenszeit in Frankreich grassierten Herzkrankheiten in nie vorhergeahnter Zahl, und in den letzten Jahren tauchten sie ebenfalls wieder in bedenklicher Weise auf. Die Kranken haben eine immerwährende Unruhe, sie wagen es nicht, sich lebhaft zu freuen, sie dürfen nicht zornig, nicht betrübt werden, — denn bei ihnen ist das »Springen« des Herzens vor Schmerz oder Lust nicht eine Hyperbel, sondern eine Mahnung, eine Drohung. Bei den einen äußert sich das Übel durch erhöhte Spannung, bei den andern durch Erschlaffung, ihre Phantasie ist wild und ungezügelt oder trüb und schwer, kurz, sie sind notwendig anders als andre Menschen und prinzipiell fast für keine ihrer Handlungen verantwortlich zu machen. Ihr Leben ist durch die oben angedeuteten Beziehungen des Herzens zum Allgemeinen ein überwiegend Dämonisches und ihr Erkennen ein intuitives. Das verträgt sich übrigens ganz gut mit der Lehre vom »freien Willen«, wie man überhaupt, wenn man Lust hat, gegen die Orthodoxie gefällig zu sein und die Begriffe gut zu wenden weiß, allenthalben eine Brücke findet. Der Wille ist allerdings frei, aber das Wollen im konkreten Falle ist und bleibt immer ein durch gegebene Umstände als notwendig Hervortretendes. Damit ist wieder eine Brücke zur Prädestinationslehre gefunden und der so verzweifelt schwierige Einklang der Allwissenheit und des freien Willens ergibt sich ohne

alle Mühe. — Wir arbeiten der Theologie in die Hände: mag es ihr wohlbekommen! Uns kommt es auf einen Gedanken, den wir der armen ausgesäckelten Person schenken, nicht an. Indes raten wir ihr, nebenbei an das Timeo Danaos! zu denken. — Schade nur, daß man mit all diesen Dingen, ob wollend, ob unwillkürlich, Herzkranke ebensowenig als mit Digitalis gesund macht.

Es war ein Herzkranker, zu dem Tetarskoff fuhr, und zwar ein solcher, der von seiner Krankheit wußte und darum sein Leben durch all jenen Zwang verstümmelte, dessen wir vorhin erwähnt. Er wohnte Boulevard d'Enfer, in einer Gegend, nach welcher sich der Fremde etwa nur dann verschlagen läßt, wenn er vom Hotel des Invalides oder vom Marsfelde kommend, das Observatorium besuchen will, oder einen Ball in der Chaumière zu sehn wünscht. Aber auch da begrenzt der Boulevard du Mont Parnasse seine Wanderung und nur das Hospice des Enfants trouvés kann ihn dahin verlocken.

Hier an der Spitze der Rue d'Enfer, in der dritten Etage eines schmalen Hauses, lebte auf drei Zimmer beschränkt ein junger Mann mit seiner sehr hübschen Frau, die stets dafür sorgte, daß der üble Humor ihres Gatten durch ein Übermaß ihrer eignen unversieglichen Heiterkeit für den Dritten unfühlbar wurde. Der Mann war seinem Namen nach ein Deutscher, er hieß »Schneider«; da er aber in Frankreich erzogen worden, sprach und schrieb er die fremde Sprache wie die eigne und als eigne. Er arbeitete für Journale der Opposition und namentlich für die kleinen Blätter, deren Leserkreis sich in den Arbeiterfaubourgs findet; außerdem gab er in der deutschen Sprache Unterricht. Davon lebte das Paar. Clarisse, so hieß die Frau, war sich nicht ganz klar geworden, in welchem Verhältnisse Tetarskoff zu Schneider stand, und nach vergeblichen Bemühungen den Faden zu erhaschen, begnügte sie sich damit, zu glauben, was ihr Gatte ihr erzählt, daß nämlich Tetarskoff sich seiner als einer Waise angenommen und ihn habe unterrichten lassen. Daher kam also das Patronisieren, das der alte Herr sich ihr gegenüber erlaubte. Sie lachte ihn dafür aus, empfing

ihn aber stets freundlich und das um so mehr, als er außer einigen nach ihrer Meinung wenig appetitlichen Journalisten der einzige Herrenbesuch war, der öfter durch die Woche eintrat.

Auch sie war eine Deutsche, aber sie hatte französisches Temperament, lebhaft, feurig, in einem Atem trostlos und übersprudelnd von Laune, ohne jedoch darum an Empfindungstiefe Mangel zu leiden. Ihre gewissermaßen trotzige Heiterkeit, die hinter sich eine Resignation hatte, die manchmal schmerzen wollte, aber gegen das glückliche Temperament nicht aufkommen konnte, machte sie zu einer überaus originellen und liebenswürdigen Erscheinung, die selbst dann nichts von ihrem Reize verlor, wenn ihre Weise für verwöhnte Menschen ein wenig emanzipiert schien.

Die Portiere sagte Tetarskoff, daß Herr Schneider ausgegangen und daß »sa bonne petite femme« zwar noch krank liege, aber munter wie immer und für ihn gewiß zu sprechen sei. Sie wollte noch mehr sagen, — ein Beweis, daß sowohl Tetarskoff als die junge Frau gut bei ihr angeschrieben standen, — aber »le m'sieur au chapeau gris« wollte heute durchaus nur eine Antwort, die sie nicht wußte: wo Herr Schneider zu finden sei?

Er stieg eilig hinauf, um sich zu erkundigen. Clarisse lag in der That zu Bett und die Unterhaltung wurde anfangs aus einem Zimmer ins andere geführt.

»Wie abscheulich von Ihnen«, rief sie heraus, sobald ihre Cameriere Tetarskoffs Namen genannt, »wie ganz abscheulich, grade jetzt zu kommen, wo ich … Auh! … wo ich Schmerzen habe. Vor zwei Stunden war ich ganz wohl. Und ich freue mich schon seit drei Tagen darauf, Ihnen eine köstliche Geschichte zu erzählen …«

»Ich möchte nur wissen …«

»Ah, das glaub' ich! Kommen Sie morgen oder setzen Sie sich an unsres lieben ›Tristans‹ oder wie ich ihn jetzt getauft habe, weil er so gar nicht aufzurütteln ist, an unsres Simpelpeters Schreibtisch, studieren Sie sein neuestes Pamphlet gegen die ›bourgeois‹, zu denen Sie natürlich gründlich gehören mögen, quoique ou parceque Sie mir trotz aller Versprechungen Ihr Haus noch nicht gezeigt

haben, — unterdes geht mein Anfall vorüber und ich kann Ihnen dann erzählen, wie ich meinen Simpelpeter doch in Wallung bringen werde.«

»Ich habe nicht Zeit, es ist dringend nötig, daß …«

»Nun meinethalb! — Da, Susette, rücke Herrn Tetarskoff einen Stuhl an mein Bett. Kommen Sie, ich will mich zwingen und Ihnen doch erzählen, da Sie durchaus darauf bestehen.«

Das Zimmer war niedlich und frischgelüftet. Man atmete nicht die Atmosphäre einer Krankenstube, wozu ein großer, schöner Blumenstrauß in einer einfachen Glasvase nicht wenig beitragen mochte. Die Frau lag oder saß vielmehr halb in einem Bette mit weißen Vorhängen; sie sah zwar angegriffen aus, aber ihr feines Profil gewann eher durch den Mangel an Fülle, es zeigte zu reine Linien, als daß es jemals hätte anders als reizend sein können. Dazu ihre nachlässige und doch anständige Haltung, ihre geistreichen aber unsäglich gutmütigen Augen und das weiße Negligeehäubchen, das ihr schönes dunkles Haar nicht fesseln konnte …

»Da, da, Sie sehn bekümmert aus, Mr. le bourgeois! Daß ihr Männer, ob alt oder jung, gleichviel, euch immer alles gleich so zu Kopf steigen laßt, daß man euch den Choral eures Kummers von den Stirnfalten absingen kann. Wär' ich nicht längst tot, wenn ich's triebe wie ihr? … Gott, meine arme Mama, ah! … Sehn Sie und ich darf nicht einmal an sie denken, weil Er mich braucht, weil ich ihn lieb habe, ich das einzige Wesen auf der Welt … Mama hat noch Luise, o wie mag es jetzt aussehn, das kleine sanfte Ding … Er hat niemand als mich, ich niemand als ihn. Und er hat mich doch lieb, obgleich er so närrisch ist, mich überreden zu wollen, er könne mich nicht leiden. Aber ich bekomme ihn jetzt, Sie sollen sehn … Wie? Sie sind noch immer betrübt, auch nachdem ich Ihnen gesagt, daß ich heiter bin und gewiß mehr Grund habe zu trauern als Sie?«

In der That hatten die Worte der jungen Frau die Stirn Tetarskoffs nicht entwolken können, obgleich sein Blick unwillkürlich milder ward und er die Hand, die sie ihm gab, fast

herzlich drückte.

»Haben Sie gefühlt, wie rauh mein Finger ist? Denken Sie nur, daß Bruder Tristan in seiner üblen Laune jetzt auch noch verlangt, daß ich, krank wie ich bin, nähe oder sticke. Daß er es sonst verlangt, lasse ich gelten; er hat mich schon fleißig gemacht, als ich noch … zu Hause war. Das wußte er mir sehr hübsch als Ehrensache darzustellen. Aber jetzt, nachdem ich ihm alles geopfert, mich so zu plagen, das verdient Strafe. — Da, sehn Sie den Blumenstrauß, meinen Sie etwa, mein häßlicher Mann habe mir ihn gebracht? — Ich habe von ihm nur eine einzige Blume und zwar eine abscheulich garstige Giftblume bekommen, die ich denn auch der Seltenheit wegen die ganze Zeit über aufhob.«

»Sagen Sie mir nur, denn ich habe wirklich Eile …«

»So, so, ich lasse Sie in mein Kabinett, habe seit drei Tagen kaum zehn Minuten lang Zeit gehabt, mit jemand zu sprechen, das heißt mit Zunge und Lippen zu sprechen, und nun wollen sie unartig sein? Bah, wir sind in Paris, nicht in Moskau oder Sibirien, Sie werden gegen eine Dame artig sein, und müssen es erst recht gegen eine Kranke, die, wenn sie plaudern kann, ihre Schmerzen vergißt oder wenigstens nicht so heftig fühlt.«

»Aber dann eilen Sie!«

»Vortrefflich! — Also mit den Lippen sprach ich nicht, dagegen aber mit den Fingern. Das ist eben der Spaß. Vis à vis wohnt ein hübscher junger Mensch mit einem Schnurrbart, dem es Vergnügen macht, mich mit dem Tubus, der Lorgnette oder den bloßen Augen zu sehn und zu suchen, nachdem ich nämlich entweder gar nicht sichtbar oder nur halb oder ganz am Fenster bin. Im letzten Falle ist er so artig, seine Gläser beiseite zu legen. Wir sind schon so weit, daß er mir heute dies hübsche Boukett zeigte, als ich früh ein wenig Luft schöpfte. Fünf Minuten nachdem ich mit dem Kopfe genickt, brachte ein Kommissionär den Strauß herüber, ich machte eine dankende Verbeugung, — er machte ein glückseliges Gesicht, — und ich versichre, er sah sehr komisch aus mit seinem Schnurrbarte und den enthusiastischen Augenbrauen, die einander umarmen zu

wollen schienen, — damit verschwand ich. Kommt Mr. Tristan nach Hause und affektiert, wie gewöhnlich, sich gar nicht um mich zu kümmern, setzt sich an den Tisch, studiert albernes Zeitungsgezänk, so rufe ich ihn unter irgend einem acceptabeln Vorwande, — denn, wenn ich rufe, kommt er doch —, herein, er erblickt zufällig den Strauß, spricht über hinausgeworfnes Geld, ich werde verlegen, Susette glaubt sich zurückziehn zu müssen, er bemerkt es, ich gestehe meine Schuld, — kurz, ich bringe endlich eine Szene zustande. Es gibt einen köstlichen Spaß, wenn ich ihn hernach mit der ganzen Geschichte foppe und Sie mir bezeugen müssen, daß ich's von vornherein bloß auf die Versöhnung angelegt habe.«

»Ich glaube, Sie thäten am besten, die Blumen zum Fenster hinaus zu werfen und keinen solchen Scherz zu treiben …«

»O Gott«, sagte die Frau, und es klang im Augenblicke tiefer Kummer aus ihrer Stimme, »soll ich denn jung, wie ich bin, auch schon für den Scherz gestorben sein, den ich so liebe, nachdem ich für die Welt, an die ich so viel Recht hatte, für meine Mutter, für den Vater, für Luise, für alles tot bin? — O, und ich langweile mich oft recht, wenn ich so ewig allein sein muß, ohne jemand, mit dem ich plaudern kann.«

»Arbeiten Sie!«

»Wohl, wohl, ich thu's«, sagte sie so lebhaft, daß ihr die Thränen in die Augen traten, »aber auch die ärmste Grisette führt nicht ein so einsames Leben als ich. Eh' ich krank wurde, war er anders, und es muß wieder anders werden; hab' ich ihn, so hab' ich genug, aber für seine Neckerei spiel' ich ihm einen Streich. Sie sollen sehn, wie komisch er sein wird, und hernach bittet er mich noch um meine Verzeihung, die ich ihm aber nicht eher gewähre, bis er mich wieder zeichnen und malen läßt. Er nennt das aristokratische Spielereien. Nun, so bin ich eine aristokratische Proletariersfrau. Ein hübscher Titel, nicht wahr? Er paßt aber, ich habe noch Tücher mit der Krone in der Ecke, auch eins von Mama … Warum muß ich doch heute immer wieder an sie denken. Das ist kindisch, denn sie hat mir ja selbst geschrieben, daß ich für sie tot bin. Ah, wenn sie

mich sähe, ich bin doch immer noch ein hübsches Gespenst, nicht wahr? — Sie suchen schon wieder Ihren Hut … Nehmen Sie das Boukett mit, wenn Sie meinen, daß es meinem armen kranken Simpelpeter wehthun könnte«, sagte sie plötzlich so weich mit einem ihrer raschen Übergänge, daß ihre Worte den Mann wirklich rührten.

»Sie lieben Christian also doch trotz seines rauhen Wesens?«

»Ah, was verstehen Sie davon? Sie, Mr. le bourgeois, der nie Frau noch Kind gehabt hat, was verstehn Sie davon? Würden Sie sonst fragen? Wär' ich denn hier, wär' ich denn heiter, dächt' ich, krank und recht schmerzhaft krank, an Scherze, wenn er mir nicht über alles lieb wäre? Trüg' ich's denn seine Frau zu heißen? Nun können Sie gehn, ich habe mich nur üben wollen, ich habe viel gelitten während ich Ihnen vorplauderte. Ich weiß, daß er mit leidet, wenn ich stöhnen muß, ich wag' es aber auch nur, wenn er schläft. Das geht nicht leicht zu machen, drum versuch' ich's auch den Tag über, wenn er nicht da ist. O, ich hab' ihn sehr lieb, meinen armen Mann. Er quält mich auch nur, weil er krank ist. Sowie ich aber wieder auf bin, will ich ihn schon munter machen.«

Tetarskoff war schon zu Anfang dieser Apostrophe bleich geworden, und als sie geendet hatte, sagte er hastig, als fürchte er ein Gefühl zu zeigen, das er verbergen wollte: »Ich kam eigentlich nur herauf, um Sie zu fragen, wo ich Christian finde, den ich in einer dringenden Sache sprechen muß!«

»Sagt er mir etwa, wo er hingeht? Indes hab' ich ausgekundschaftet, daß seit … seit ich krank bin, der Friedhof hier drüben am Mont Parnasse sein Lieblingsspaziergang ist. Hätten wir den Tubus von dem Herrn mit dem Schnurrbarte zur Hand, so könnten wir ihn vielleicht in einer der Ulmenalleen spazieren sehn. Er liebte solche Spaziergänge immer, auch bei mir … zu Hause schon. Sagen Sie mir, warum denk' ich, seit Sie hier sind, immerfort dorthin? — Suchen Sie ihn links vom Eingange, in der zweiten Allee. Gehn Sie jetzt, ich will weinen, und da darf mich niemand sehn.«

Sie wendete sich im Bette nach der Wand und erwiderte seinen Abschiedsgruß nicht mehr.

»Und doch ist dies Weib ein Glück für ihn geworden, ein Glück, das er nicht würdigen mag und ohne das er noch viel elender wäre als jetzt. Wunderlich, wie das Geschick spielt und wie Haß und Rache ihre Spitzen durch den Humor eines heitren Kindes verlieren. Ich gesteh's, diesen Mann zu lieben, das ist fast groß.«

Tetarskoff murmelte noch im Wagen, der ihn nach dem Friedhofe fuhr, halblaut vor sich hin. Er fand Schneider wirklich langsam und gedankenvoll zwischen Gräbern auf und nieder gehend.

»Christian, Sie sind hier!«

»Wer?« fragte der Angeredete teilnahmlos. »Ach so! Ich weiß schon. Immer noch der alte Kampf gegen diese einzelne Familie, für den ich, weil ich albern genug war, mich zum Angriffe brauchen zu lassen, büßen muß. Wie kann dir diese kleine Sache so viel zu schaffen machen. Wir bereiten einen andern Kampf vor, nicht gegen eine Clique, sondern gegen alle Schurkerei in der Welt. Das ist ein Kampfplatz für mich. Ich habe genug an der einen Niederlage, die mein Sieg herbeigeführt. Mir ist es gleich, ob sie hier sind oder wo anders.«

»Höre nur, es liegt mir daran, sie von Clarissens Anwesenheit irgendwie zu unterrichten. Ich möchte wissen, welchen Eindruck ihre Lage auf die stolze Dame jetzt macht, wo sie selbst sehr zerknickt ist …«

»Das geht nicht, Clarisse ist krank, wie du weißt, es könnte ihr schaden!«

»Was kümmert's dich?« sagte Tetarskoff lauernd.

Schneider färbte sich einen Augenblick, dann sagte er mit einem Anfluge von Schärfe: »Es kümmert mich wohl, solang' sie in dieser Weise krank ist. Sonst mögt ihr sie hinnehmen, ich bezwinge sie nicht. Wäre sie mir nicht zuwider und könnt' ich lieben, so müßt' ich *sie* lieben, Bewunderung für ihren Heroismus hab' ich auch so. Zu brechen ist ihr Sinn nicht und noch weniger ihr Hochmut.«

»Ich dächte doch und habe mich eben wieder davon überzeugt, daß sie vollständig in ein ganz gewöhnliches harmloses Wesen verwandelt ist und die ›Vornehmheit‹ ganz und gar abgestreift hat.«

»Für dich, weil sie vielleicht deine Stellung zu mir ahnt, aber gegen alle andern ist sie immer die Dame. Sie zwingt mir Achtung ab, sie ist nicht zu korrumpieren. So ist es unmöglich geworden, daß ich sie verlasse, obgleich es nun wieder keine Fessel zwischen uns gibt. — Dort liegt das Kind begraben, d. h. die Bruchstücke eines Kindes …« sagte er bitter. »Und sie ertrug allen Schmerz, sie versuchte auch da heiter zu sein. Ich sagte ihr ein hartes Wort — »das meinst du nicht so«, antwortete sie. Kurz, so sehr sie mich geniert, ich werde sie nicht los. Das ist die Folge deiner Pläne und aller deiner Arrangements von früh auf. Mich ließt du unter fremden Leuten hart und rauh erziehen; daß ich die Mutter verloren, wußte ich und von dir hört' ich Jahre hindurch nichts. Ich sollte keine Familie haben, ich sollte allein stehn und bleiben. Ich hatte mich an diese widernatürliche Idee gewöhnt und ließ mir die Perspektive gefallen, die du mir plötzlich eröffnetest, als du mir dein Märchen erzähltest. Der Streich, den du führtest und bei dem ich nur als Waffe diente, gelang, — nicht durch mich, sondern durch die Eigentümlichkeit des Mädchens, das mich hinriß und einen Augenblick freundliche Gedanken, die ersten, die ich hatte, — dafür hast du gesorgt —, in mich hinein zauberte. Ich wollte nun eine Familie. Das mißlang und wird nie gelingen. Es mag auch gut sein, denn deine Weisheit hat mich unfähig gemacht, anders zu sein als ich bin. Ich bin ein Meisterstück deiner Erziehungskunst, obgleich du nun, da du alt geworden bist und mitunter Lust hast zu paziszieren, mich nicht dafür anerkennen willst. — Verteidige dich nicht, ich sage dir das nicht zum erstenmal. So wie ich bin, ist meine Rolle gegeben und ich führe sie durch. Versuche aber nie, mir gegenüber den Versöhner, den Ausgleicher zu spielen, dann kreuz' ich deine Pläne, sonst hab' ich nichts mit ihnen zu thun. Du protegierst jetzt Clarisse …«

»Weil sie dir notwendig ist, weil sie dich liebt!«

»Unsinn! Ich werde dem ein Ende machen, ich werde ihr sagen, wie sie allein durch einen wohlberechneten Plan von dir in meine Hand kam und was weiter über sie beschlossen war. Vielleicht bricht das ihren Nacken. — Übrigens glaub' ich fast an dein Märchen, denn für einen Proletarier von Geburt war dies Stückchen allzu cavalièrement ausgedacht. Der Proletarier gibt sich dazu nicht her, denn die Geschichte war schlecht, sehr schlecht. Ich wälze sie auf dich. — Deine Weise, den Kampf gegen die Kasten zu führen, ist meiner unwürdig, ich bin ein geborner Proletarier, ein Kind des Volks … thue du was du magst, ich thue was ich muß. Es ist trotz deiner Mühe so viel Natur in mir geblieben, daß ich nicht gradezu gegen dich auftreten mag, — oder vielmehr es ist dir gelungen, mich so schlecht zu machen, daß ich deine schlechten Mittel passieren lasse, weil der Haß sie gefunden und weil ich nichts verstehe als den Haß!«

Diese Worte klangen noch verletzender, der Vorwurf war um so intensiver als er ohne sichtbare Erregung, gedämpft und lau ausgesprochen wurde. Tetarskoff war heftig ergriffen, seine Lippen zitterten, aber er versuchte keine Entgegnung.

»Willst du, daß sie sich sehn?« fragte er.

»Das ist zwecklos!«

»Dann leb' wohl!«

»Adieu.«

DRITTES KAPITEL.

AUF DER REISE.

Fast um dieselbe Zeit, in der die Personen, von denen wir auf den letzten Seiten sprachen, in Paris versammelt waren, trug der Dampfer »Ludwig« von Lindau aus zwei Personen, auf deren Lippen ebenfalls wiederholt der Name Tetarskoffs war, nach der alten Stadt des Konzils, nach der Stadt, die das Grabmal Johann Hussens ist. Wir wollten »Denkmal« schreiben, weil uns unwillkürlich einfiel, daß in der That einmal beabsichtigt worden, dem Böhmen in der alten Stadt ein Monument zu errichten, und daß die Aufforderung zu diesem Werke von dem jetzt so vielfach berüchtigten Ultramontanen Buß, dessen fanatischer Konfessionalismus das badische Oberland durchwühlt hat und noch durchwühlt, ausging. Er ist ein Renegat, damit ist sein Eifer, aber auch sein Geifer erklärt und taxiert.

Der Bodensee hat seine Mucken so gut wie Rousseaus Leman. Das Fahrzeug wurde aus dem räucherigen Bassin des Lindauer Hafens, zwischen den Steinsäulen durch, mit so großer Macht in »offne See« geschleudert, daß das ins Schlepptau genommene Packboot voller Fruchtsäcken wunderliche Sätze von einem Wellenkamm zum andern machen mußte und die Leute darauf mehr als einmal Angstrufe ausstießen. Der Himmel nach Nordwest, über das deutsche Ufer hin, schien selbst ein dunkles, halb zu Schaum geschlagenes Meer. Die Wolken trieben zerrissen fort und bluteten aus ihren Millionen Wunden. Sie klatschten mit ihrem nassen Schleier ins Wasser hinunter und den Schauenden ins Gesicht. Man konnte weder Friedrichshafen noch weiter nach West

irgend etwas als graues wirres Gesudel auf aschfarbnem Grunde entdecken. Der Dampfer steuerte südlich und brachte sich aus dem Unwetter hinaus. Es blieb trübe, die Wasser gingen hoch, aber zurück auf Bregenz blitzte durch eine Wolkenlücke ein Sonnenstrahl, der die weißen Häuser, die vom See aus in Terrassen aufzusteigen scheinen, blendend scharf umriß. Der Kontrast von rechts und links, den man in der Kajüte leicht bemerken konnte, versprach einen originellen Anblick und diese Hoffnung bewog einen Teil der Passagiere, die sich insgesamt vor dem derben Gusse geflüchtet hatten, den leichten Sprühregen, den jetzt nur noch einzelne Windstöße herüberbrachten, auf dem Deck zu ertragen. Die Luft war immer noch unangenehm rauh, sie blies von den Allgäuer Alpen her, über die Schneekrone des Säntis, und vertrieb so zwar das Wetter, strich aber auch über die ganze Länge des Verdecks und wurde nur an dem wärmenden Platze über der Maschine minder fühlbar.

An diesem Platze standen zwei junge Männer, beide in braune Kutten mit Kapuzen gehüllt, wie sie die venezianischen Schiffer tragen.

»Alle Wetter, welch frostigen Abschied heult uns die Fremde nach und wie frostig empfängt uns die Heimat«, sagte der eine, dessen Züge sich durch eine gewisse scharfe Regelmäßigkeit auszeichneten, die von der Magerkeit und dem blassen Kolorit des Gesichtes noch mehr hervorgehoben wurde. »Man sollte wirklich meinen, daß es die Luft weiß, wie wenig wir dort und hier heimisch sind, wie zuwider uns oft sogar Italien war trotz der Kraft, die im Augenblicke in seinen Adern zu pulsieren scheint, weil wir wußten, daß die einseitige Erhebung einer Nation, bloß um eine Nation zu werden, so wenig Erfolg für das Ganze verspricht, daß man solche Gelüste eigentlich von vornherein als reaktionäres Streben verurteilen muß.«

»Und doch wär’ ich gern geblieben«, sagte der andere, ein schlanker, auffallend schöner Mann, dessen ganzes Wesen sanfte Harmonie zu sein schien. Er war der echte Typus nordischer

Schönheit, große dunkelblaue Augen und blondes Haar, reiche Farben und kernhafte Gesundheit in Mark und Muskeln. Während die Augen seines Freundes mühsam ein verzehrendes Feuer verbargen, so daß die Blicke oft trüb, melancholisch und schmerzlich wie in sich zusammenbrachen, sahen die eignen blauen Sterne trotz der Schatten, die sie jetzt umwölkten, heiter und offen, ja innig in das Leben. Es hatte ihm noch nie so weh gethan, daß ein nachhaltiger Groll, eine Narbe, die aufbrechen könnte, ein Grabkreuz für eine tote große Hoffnung in ihm geblieben wäre. — Er war jünger als sein Freund.

»Und doch wär' ich gern geblieben! Nicht daß es mir besonders leid thäte die Entwirrung des Knotens, der sich da unten schürzt, nicht in der Nähe sehen zu können, oder daß ich bedauerte, Venedig mir verschlossen zu finden, — mich kümmert diese Abberufung einmal darum, weil sie mich an meine Abhängigkeit mahnt, und dann, das ist das Herbste, weil sie mich von dir trennt, weil sie unsern Bund vielleicht für immer zerreißt.«

»Das wird so schlimm nicht sein. Du weißt ja, daß ich der glücklichste Mensch von der Welt bin, so sagen wenigstens alle Leute …« Es ist unmöglich, den bitter ironischen Ausdruck zu beschreiben, der bei diesen Worten seinen Mund verzog. — »Ich bin im Genusse einer beneidenswerten Unabhängigkeit, kann gehn wohin ich will, bleiben wo es mir gefällt, habe einiges Vermögen und genug Talent, um meine Existenz zu sichern, es sei dort oder da. Wie kannst du nun einem sollten Glückswunder, einem wahren Polykrates gegenüber so leichtsinnig sein, von Trennung, zerrissenem Bunde und dergleichen zu sprechen. Du bist für mich ein wahrer Schatz, es hieße mutwillig einen Teil meines Glückes mit dem Fuße fortstoßen, wenn ich dich ziehen ließe, ohne mitzugehen. Wer weiß, ob sich die Sache nicht noch ganz à l'amiable arrangieren läßt. Wir wollen mit deinem Despoten ein ernstes Wort reden und vor allem ihn beichten machen. Er hat sehr üble Manieren, dieser Herr Tetarskoff. Das ist mir zuwider, ich werd's ihm sagen. Ist es doch wahrhaftig eine merkwürdige

Tollheit, dich erst erziehen zu lassen wie einen Prinzen, dich auf allen Akademien herumzuschicken, dann einen Landwirt, endlich einen Kaufmann aus dir zu machen, um dich gleich darauf mit einer langen Rente auf Reisen zu senden, und hinterher … Hast du denn keine Ahnung davon, wozu du jetzt verbraucht werden sollst?«

»Wie sollt' ich denn? Die Ordre lautet unzweideutig: Sie haben sich angesichts dieses nach Paris zu verfügen und weitere Bestimmungen bei mir, Boulevard de la Madeleine Nro. … in Empfang zu nehmen. Gezeichnet F. Tetarskoff. Nach den Kreuz- und Querzügen, die ich schon machen mußte, ist es mir ganz unmöglich, irgend etwas zu ahnen. Eine Befriedigung aber finde ich in diesem Befehle doch. Ich werd' ihn nun wenigstens sehn und kennen lernen, es wird mir gelingen zu erraten, ob er nur im Auftrage anderer handelt oder ob ihn ein persönliches Interesse an mich fesselt. Es ist doch widerwärtig, so ohne allen Zusammenhang mit der Welt im Leben zu stehn …«

»Ah, ah, und vorhin der Jammer um mich!«

»Doch, du ersetzst mir alles um so eher als ich's nicht kenne, aber du begreifst, daß du mir nicht immer so deine Pläne opfern darfst, wie du es jetzt gethan, wo du deinen Aufenthalt in Italien, der deiner Gesundheit so sehr notthat, mir zuliebe abkürztest. Dann bleib' ich allein!«

»Einmal sagt' ich dir, daß du, der du bis zum Blutdurst fast ein Versöhner bist, mir nötiger wurdest als die laue Luft jenseits der Berge, ich also *mein* Interesse, nicht das deine verfolge, wenn ich dich begleite, zweitens ist es mit deinem Alleinstehn nicht mehr so lang hin. Du wirst dir eine Heimat gründen trotz aller Tetarskoffs, dann hast du die Verbindung mit der Welt gefunden.«

»Ich weiß nicht. Das ewige Gehorchen, das mir in der That nur Gutes eingetragen hat, machte mich natürlich nach einer Richtung hin faul. Ich fand es überaus bequem, eine so gütige Vorsehung über mir zu wissen. Ich will nie etwas, denn die verschiedenen Versetzungen abgerechnet, die sich in der Folge aber doch als nützlich erwiesen, kam ich nie bis zum Wollen, es war immer alles,

was ich wünschen konnte, in der nächsten Ordre enthalten. So ward es Tetarskoff denn auch leicht, mir das Versprechen abzunehmen, daß ich nie ungehorsam sein würde …«

»Welche Thorheit, sich so in die Hände eines Menschen zu geben, wäre er auch ein avant la lettre Abdruck der Vorsehung selbst. Wenn er nun eine beliebige Schurkerei von dir forderte, eine Schurkerei gegen dich oder andere …?«

»So würde ich nicht gehorchen, aber …«

»Aber dich wegen der Unmöglichkeit, dein Wort zu halten, totschießen, nicht wahr? Süßer, empfindsamer, romantischer Richard, die Menschen erfanden viel Dummheiten, aber die feierlichen Gelübde, die Verpflichtungen, die mit der Zukunft wie mit einer Gegenwart verfahren, über die wir Herren sind, wären das Dümmste alles Dummen, wenn es nicht noch etwas Dümmeres gäbe, nämlich sich durch die Unmöglichkeit, die moralische Unfähigkeit, das Versprechen zu halten aus der Fassung bringen zu lassen. Das ist das zweite Stadium der Verrücktheit, das erste ist das Versprechen selbst. Die Klerisei macht eine Tugend daraus, aber es ist nicht einmal eine Sünde, sondern einfach ein Akt momentanen oder chronischen Wahnsinns. Ich kenne dich, dergleichen Dinge sind deine Achillesferse. Man kitzelt deine Nerven etwas, rührt dich und du schlägst mit echt deutscher Biederkeit ein.«

»Das ist nicht dein Ernst, Kurt, Manneswort muß felsenfest stehn. Ich gehe lieber unter, ehe ich's breche.«

»Bravo! Aber ein vages Versprechen ist kein gegebenes Wort, kein Manneswort, sondern ein dummer Streich, wie ihn nur junge Leute machen. Jedes Versprechen setzt eine Pflicht und die Pflicht hebt die Sittlichkeit der That auf. Ein Mann, der bei seiner Frau aus keinem besseren Grunde bleibt, als weil er es ihr einmal versprochen, ist ein Verbrecher gegen sie und sich selbst; der Mönch, der widerwillig ehelos bleibt, speit der Natur und sich selbst ins Gesicht, die Tugend ist der modernen Moral zum Trotz in beiden Fällen im Bruche des Versprechens. Der Wahnwitz, der jenes tugendhafte Verbrechen erlog, ist nichts als die à conto des

gespaltenen, dualistischen Menschen erfundene Askese, die auch der Brutalität unter dem Vorwande des geretteten ›Seelenheiles‹ einen Nimbus gibt, an den der dumme Haufe glaubt. Ah! ich werde grob, Freund Richard, tüchtig grob, wenn ich auf das Kapitel der Dummheit komme!«

»Ereifre Dich nicht, ich bin ja gar nicht so dumm, und du predigst im Augenblicke ja nur mir.«

»Dich will ich warnen. Du gleichst jenen Häusern da drüben am Schweizerufer, die mit ihrer grünen oder grauen Schindelbekleidung, die ihre Mauern vor Regen und Wind schützen soll, aussehn wie Schildkröten, die sich in sich zurückgezogen haben. Du hast noch gar nicht zu leben versucht, du bist nur mit einer Tasche voll Geld und einem gefüllten Kopfe im Leben herum gestiegen, ohne Kopf und Glieder preiszugeben. Es ist fast ein Wunder, daß du trotz alledem schon eine so große Dummheit, wie dein Versprechen ist, begehen konntest. Ich warne dich, ich warne dich!«

»Pfui, Unglücksrabe! Ich acceptiere den Vergleich mit jenen vom Scheitel bis zur Sohle mit dünnen Schindelschuppen bekleideten Häusern, die so freundlich zwischen den Obstwäldern hersehn, aber ich verstehe ihn anders als du. Stecken sie nicht trotz der reizend anmutigen Umgebung, die ihnen nur duftige Grüße und Blütenküsse aller Art zuwirft, streitfertig im Panzer? So bin ich auch. Im Moment wo ich wollen darf und streben kann …«

»Hast du es schon verlernt.«

»Du willst wirklich nur sehn, ob ich denn nicht eine Spur von Galle in mir habe. Das ist vergebne Mühe, dir zeigt' ich sie doch nicht und Herr Tetarskoff ist meines Wissens der einzige Mensch, dem ich im Notfalle den Hals brechen könnte, und auch das nur, wenn er seinen Wohlthaten dadurch die Spitze abbrechen wollte, daß er mir mein Verhältnis zu dir durch eine Mahnung an mein Versprechen zu verkümmern suchte.«

»Dann würd' ich selbst schon mit ihm Rücksprache nehmen. Er muß ein Sonderling sein, mit solchen Leuten kann man auf sehr

verschiedene, aber immer nur sonderbare Weise fertig werden. Ich wette, daß ich ihn zahm mache und heraus bekomme, ob er, wie du einmal glaubtest, hinterrücks dein ›lieber Papa‹ ist, der seinen Sohn nur darum fern von sich hält, weil er angesichts einer nichts weniger als lieben Frau, durch ihn an eine Zeit erinnert zu werden fürchtet, die zu schön war, um dauern zu können.«

»Mich drückt das!«

»Neue Thorheit! Freue dich, daß du *bist*, kümmert's uns, *wie* du wurdest?«

»Mich nicht, aber andere. Ich werde verlegen, wenn man nach meinen Eltern fragt. Noch vor einer Stunde setzte mich der dicke Frankfurter Bankier, der dich so sehr in Affektion genommen hat, daß er dir zu Gefallen sogar demokratische Ansichten aussprach, auf diese Weise in Verlegenheit.«

»Ich gab dir ja auch sofort eine Lehre, die du beachten magst, ich erzählte dem Neugierigen eine so mysteriöse Geschichte, sprach von Inkognito, Hofmeister, zurückgelassenem Gefolge und dergleichen, daß der komische Kauz richtig zehn Minuten nachdem er, hingerissen von der Gewalt der Wahrheit, auf dem Wege war, Proudhon nicht mehr für einen Werwolf zu halten, dich aus alter guter Gewohnheit höchst ehrerbietig zu betrachten anfing und es dir seitda ganz unmöglich macht, je seine unanständige, unkonventionelle Seite, d. h. seinen Rücken zu sehn.«

»Damit ist der en passant abgefunden, aber für ein fixes Interesse kann ich unmöglich Histörchen präparieren.«

»Dafür schaffen wir in Paris Rat. — Jetzt ist's hier oben hübsch genug geworden, daß auch andere als wir Naturenthusiasten Freude am Anblicke haben können. Ich muß unsern dicken Freund, der sich wieder für ein Jahr in Gastein restauriert hat, heraufrufen. Ich habe eine gute Ader in dem Manne entdeckt, und es wäre schade, wenn er unten in der dumpfen Kajütte seekrank würde, wie mir das bei einem ähnlichen Wetter wirklich auf dem Bodensee passiert ist. Das brächt' ihn wieder ein Jahr zurück. Und man muß sehn, wie gern der Mann lebt.«

Er ging hinab und brachte gleich darauf einen wohlkonservierten alten Herrn auf das Deck, von dessen Gesicht er bemüht war, den üblen Eindruck eines zähen Koteletts und eines Schlucks des übelberüchtigten vin du pays, eigentlich vin du lac, zu verwischen. Es gelang, der alte Herr war bald aufgeräumt und heiter, der Humor Kurts zündete.

Und doch war es dieser Humor, der seinen Begleiter ängstigte. »Du bist heute wieder recht krank, Kurt!« sagte er ihm.

»Meinst du, mein Junge? Nun, so sieh zu, wie man mit dergleichen Anfechtungen des Teufels fertig wird«, lautete die Antwort. Damit setzte er sich wieder zu dem Bankier, der im nächsten Augenblicke über einen Witz laut auflachen mußte.

Rorschach, Arbon, Romanshorn und Münsterlingen zeigten nach und nach ihre Türme, Häuserreihen und Klostermauern, umgeben von Weingärten und prächtigen Obstwäldern, die eben ihre falben Blätter abschüttelten. Kurt, dem die Gegend bekannt war, nannte die Orte und erzählte von ihnen. Dann kam Gottlieben und Kreuzlingen, endlich die einst so gefürchtete Bellevue, der Stapelplatz einer Reihe verbotner Bücher, die auf die verschiedenste Weise in das dichtbei gelegene Konstanz geschmuggelt, dort geheftet und broschiert worden und von da in alle Welt gegangen sind. Die Erzählung, wie einzelne besonders gefährliche Bogen von »Gutgesinnten« im Hute, andere aber mit einem Gebetbuchstitel eingebracht worden, machte dem dicken Bankier viel Spaß.

»Verdammt gescheit sind sie schon, die Radikale!« meinte er, und gab damit in der That nicht das schlechteste Zeugnis, das man einer verhaßten Partei geben kann. Zumal da sich der unwillkürliche Ausruf offenbar nicht auf den Schmuggel allein bezog, sondern mit dem »schon« fast ein »überhaupt« setzen wollte; wie es denn auf der andern Seite auch kaum zu bezweifeln ist, daß er in Gedanken mit einem »aber« fortfuhr.

Mit Kurt aber schloß er, obgleich er wußte: — »das ist auch einer von dene Radikale«, — ein förmliches Schutz- und Trutzbündnis, versicherte, daß er sich überglücklich schätzen

würde, ihm irgend einmal gefällig sein zu können, und schloß die Reihe seiner Liebeserklärungen, als er sich in Konstanz von den beiden Freunden trennte, da diese im »Hecht« blieben, während ihn eine bekannte Familie erwartete, mit den Worten: »Sie haben mich eins gelehrt, Herr Baron, was ich nicht vergessen werde, — daß man ein Radikaler, ein Republikaner, ja gar ein Kommunist und ein Mensch sein kann, der an wenig oder nichts glaubt, und doch dabei weder roh noch gemein, noch unhöflich und bettelhaft zu sein braucht, sondern daß es anständige, edle und reelle Leute unter ihnen gibt. Denn Sie sind alldas und zugleich ein ehrenwerter Mann, mit dem ich mir's zur Ehre schätzen würde, recht viel zu thun zu haben!« —

»Siehst du, Richard, dafür möcht' ich den alten Mann küssen, als wär's ein junges Weib. Dies Anerkenntnis von seiten eines Menschen, der aus Profession mein Gegner ist, hat viel mehr Wert, als wenn die Clique sagt, er ist einer von den Unsrigen, wir müssen selbst für eine Schurkerei die Augen schließen. — Und wodurch hab' ich das erreicht? Ich hab' mich in meinen Gesinnungen unverhüllt gegeben, bin aber mit ihm umgegangen wie mit einem Menschen, habe ihm nicht gedroht und nicht auf das entfesselte Proletariat gepocht. Das war der Anfang. Hinterher hab' ich ihn amüsiert, sogar ihn, weil ich sah, daß er Herz hat, ein wenig in mein Leben schauen lassen, so daß seine Neugier befriedigt wurde und er von mir ein ihm nur angenehmes Bild mit heim nimmt. Bei Gelegenheit erinnert er sich an mich und hält nun gewiß nicht mehr jeden Demokraten, oder wie er sagt: jeden Radikalen, von vornherein für einen ungehobelten Schuft in zerrissnen Hosen und schmutzigem oder gestohlenem Hemde. Diese Menschen müssen nur erst wissen, daß wir nicht so sind, wie wir ihnen von den Dummköpfen und Heuchlern, denen es um ihren Kredit geht, geschildert werden, dann nähern sich uns die Besseren unter ihnen von selbst. Das ist eben der Wahnsinn, daß man die Andersgläubigen nur verketzert und sie durch Drohungen und Roheiten abstößt, statt sie einfach durch das Beispiel und wahrhaft

republikanische Sittengröße zu uns herüber zu führen.«

Im Fremdenbuche des »Hechtes« zu Konstanz schrieben sich die beiden Herren ein wie folgt:

Kurt, Freiherr von *Crav-Gillen*, Gutsbesitzer aus Thüringen, kömmt von Innsbruck, reist nach Paris.

Richard Heeren, Partikulier aus Paris. Wie oben.

III.

SO ABER KAM ES.

ERSTES KAPITEL.

VOR DEN KULISSEN.

Die Menschen spalten sich überhaupt in zwei Klassen, von denen die eine durch den eignen Gedanken, durch die Überzeugung zur That gedrängt werden kann, die andre durch den Glauben an einen fremden Gedanken zur That gestachelt werden muß. Im ersten Falle, d. h. in der Möglichkeit von innen heraus zu einer Handlung getrieben zu werden, die unmittelbare Folgen für das Allgemeine hat, befinden sich die sogenannt bevorrechtigten Klassen der Gesellschaft zu jeder Zeit, sie sind stets als ein aktiver Posten anzunehmen, während die andern Schichten, also das Volk im banalen Sinne des Wortes, immer als passiv und geschoben zu betrachten sind. Daher ist die scheinbare Aktivität des Volkes eine ruckweise, intermittierende, sie hört auf, sowie die Kraft, die eine Bewegung erzwingt, in ihren Anstrengungen eine Pause macht. Diese Spaltung ist eine faktische, die durch den Verlauf aller Revolutionen bewiesen wird, sie ist es überall, wo es bevorrechtigte Kasten gab, — ob sie aber auch nur nach irgend einer Richtung hin eine berechtigte, das ist eine andere Frage. Man spricht mit Recht über Unreife, Dumpfheit, Stumpfsinn und Trägheit des Volkes, es hat aber unsres Wissens noch niemand die Frechheit gehabt, dem Volke den Beruf und die Fähigkeit abzusprechen aus dieser Unreife und dieser gezwungenen Passivität empor zu kommen. Eine strikte Anerkennung der hohen Fähigkeit, die im Volke schlummert, liegt sogar in all den Mitteln, die von seiten der aktiven Partei angewendet werden, dem Volke Bildung und alles, was zum eignen Gedanken führt, zu erschweren, ja gradezu vorzuenthalten. Dies

Bestreben richtet sich selbst und ist leider in der Praxis oft die Apologie jedes beliebigen Versuchs, diese Schranken zu brechen. Wage man es doch abzuleugnen, daß man die Bildung des Volkes fürchtet; wage man es zu sagen, daß die Volksschulen, von der geringsten Dorfschule bis zur besten Universität hinauf, wirklich die Tendenz der Aufklärung durch die Wissenschaft verfolgen! Über aller Aufklärung hängt das Damoklesschwert der verschiedenen Prärogative, bald des Purpurs, bald der Kutten. Man sage, aber ohne die läppische Berufung auf jene himmlische Kabinettsordre ohne Datum, man sage, wie sich überhaupt wissenschaftliche Klarheit mit Prärogativen verträgt! Diese Lücken zeigen nur allzudeutlich, daß hinter dem Zwange die Furcht, hinter jener pomphaften Berufung auf antediluvianische Pergamente das sich bewußte Unrecht maschiniert. Die unveräußerlichen Rechte sind Schneeflocken vor dem Willen des Volkes, wenn es sie zerschmelzen lassen wollte, — das weiß alle Welt, drum sind die Prahlereien auf Rechnung ihrer Ewigkeit so widerlich lächerlich, — aber man weiß auch ebenso gut, daß das Volk jetzt nicht wollen kann. Und es *soll* nicht wollen, drum muß es träg und dumpf bleiben, drum darf der Gedanke keinen Tummelplatz haben, drum wird er nicht mit Gedanken, sondern mit Eisen, Schwertern, Richtbeilen, Fesseln und Kerkerriegeln bekämpft. Diese Waffen sind ein selbstredendes Armutsattest seiner Gegner, wären sie im stande, durch gleiche Mittel über ihn zu siegen, so griffen sie nicht zu brutalen. Sie gestehen damit ihre Unfähigkeit und ihr Unrecht zu und unterliegen auf diese Weise quand même. Mit Bajonetten oder Offenbarungslehren macht man keinen Gedanken tot, im Gegenteil besitzt er oft die Macht, die letzteren als Spielwerk darzustellen und die ersteren der Faust, die sie gegen ihn führen will, zu entwinden. Es liegt auf der Hand, daß das Volk sich aus keinem andern Grunde nicht klar werden darf, als weil es sich hernach nicht mehr schieben ließe und sich außerdem über die schönen Sachen, durch die man es jetzt regieren kann, lustig machte. Es wäre dann entschieden nicht mehr gouvernable im heutigen Sinne. Solang es sich in dieser

Lage befindet, kann es im Kampfe nur mitzählen wie eine Kugel oder wie ein Felsstück, das man auf den Gegner schleudert. Zur Zeit der äußeren Ruhe aber ist es eine gefährliche Masse, eine Mine unter allem Bestehenden, durch welche eine Partei zu gelegner Zeit die andere in die Luft zu sprengen sucht. Das Volk leidet immer, es mag sich von denen oder jenen brauchen lassen, und hat faktisch nie einen Nutzen gehabt, weil ihm das Selbstbewußtsein, der belebende Gedanke nicht im Nu eingegossen werden konnte, und die zur Herrschaft Gekommenen es auch nach einer Umwälzung viel bequemer fanden, nach wie vor das Monopol und die Prärogative, an denen sie nun selbst teilnahmen, aufrecht zu erhalten. Das Volk ist so durch dauernden Betrug bis heute eine immense Reihe von Nullen geblieben, durch die sich bald diese, bald jene Zahl eine ungeheure Bedeutung verschafft. Es gibt nur eins, was in Wahrheit die Interessen des Volkes vertritt: — das Dringen auf wirklichen Volksunterricht, auf Volksbildung. Ohne diese zu besitzen, ist ihm aller andre Besitz ein geborgtes, unnützes Gut, das ihm jeder Augenblick wieder entreißen kann.

Wir haben es vorläufig nur mit der aktiven Klasse zu thun. — Vor dem Jahre 1848 und namentlich je näher man diesem Zeitpunkte kam, war sie in Deutschland in zwei große Heerhaufen geschieden, zwischen denen aber so sehr viel Feldwachen und Vorposten durcheinander aufgestellt waren, daß eine wirkliche Unterscheidungslinie gar nicht existierte. Nur ein sehr geringer Teil der Konservativen, — denn man hieß ja damals konservativ oder liberal, — war ehrlich genug, sich konservativ zu nennen, und dieser war dort zu finden, wo es am meisten intensiv Liberale gab: in Baden, Bayern, Württemberg und in der preußischen Rheinprovinz; — Österreich kam erst in zweiter Linie. Im übrigen galt das »liberale« Banner für das ehrenvollere. Wer einigen Anspruch auf Talent oder auch nur gewöhnliche Begabung machte und nicht grade ein Sproß irgend einer durch großen Besitz und altaristokratische Familientraditionen bekannten Sippe war, gab sich entschieden einen mehr oder minder liberalen Anstrich. Im

äußersten Falle *sagte* er wenigstens, daß er liberal sei. Wir könnten Namen für unsre Behauptung durch die ganze Hierarchie der Gesellschaft hindurch aufzählen, auch Könige würden nicht fehlen. Man schämte sich gegen die Zeit zu sein und wollte es nie zugestehn. Diese Konservativen, die gern liberal hießen, verliefen sich in die völlig ansichtslose Richtung und aus dieser erst stieg allgemach und stufenweise jene Partei der verschiedenen Landtagsoppositionen empor, in der alte Burschenschafter den Sauerteig bildeten. Das waren die offiziellen Liberalen, denen noch ab und zu gern von oben einige gnädige Worte zugewendet wurden. Die deutsche äußerste Linke von damals zählte, wie die von heute, nicht zur deutschen, ja fast nicht zur europäischen Gesellschaft; ihre Spitzen waren im Kreise der Emigration zu suchen, und mit diesen fehlte in der Heimat die eigentliche Partei der Kampflust. Man reizte sich nicht erwähnenswert, man kitzelte sich kaum und kam glatt aneinander vorüber. Konservative und Liberale vertrugen sich genau wie Menschen, die ein dreißigjähriger Friede müde gemacht, der Unbefangne konnte die Blasen, die entsetzlich einzeln aufstiegen, im Notfalle für optische Täuschung und das Ganze für ein organisches Ganzes halten. Es ging zu wie auf Universitäten, auf denen der Du-Komment herrscht, man sagte jedem »Guten Morgen«, wenn's auch Nacht war und vergaß über der Gemütlichkeit ziemlich alles. —

Da schied plötzlich ein elektrischer Strom das scheinbare Ganze unversöhnlich in seine Bestandteile. Der krankhafte, versimpelte Zustand, der das Blut stocken machte und in dem die Trägheit über den Gedanken zu siegen schien, wurde aufgehoben durch jene heilsame vielversprechende Reaktion, die man eine Revolution zu nennen beliebt, obgleich ihr fast kein einziges revolutionäres Bewußtsein half: man öffnete die Augen und wählte seine Fahne. Im ersten Schreck und weil man eben glaubte, ein umgeworfener Thron bedeute wirklich eine Revolution, lief alles der »liberalen« Fahne zu. — Komische Gestalten mitunter, wie man sie später in Bürgerwehren sah zum Ergötzen aller Karikaturenliebhaber. Die

eifrigsten dieser Springinsfelde aus dem Richterstande, die in ihrem Eifer natürlich recht viele forcierte Tollheiten begingen, findet man jetzt als Staatsanwälte wieder. Sie gleichen jenen Verbrechern, die nach Sibirien geschickt werden, aber Begnadigung zu hoffen haben, wenn sie eine gewisse Anzahl von Zobelfellen abgeliefert: bei ihnen gilt es, politische »Verbrecher« zur Bestrafung zu bringen, um eigne Märzthaten zu verwischen. — Man flaggte schwarz-rot-gold pêle mêle durcheinander, die Büreaukratie, die ihr lebenlang nur Egoismus, aber nie eine Gesinnung besessen hatte, wollte plötzlich auch gesinnungstüchtig sein und kam dadurch ganz aus dem Geleise, ja die Gutsbesitzer versicherten in öffentlichen Blättern, daß ihre Gemeinden sich musterhaft führten: — alles nur Angst und Katzenjammer, Phrasen ohne Ziel und Ende. Metternich war vom Schauplatze verschwunden, die Sündflut brach herein, — man glaubte nun mit einemmal an die Forderungen der Zeit. Geheimräte setzten sich zu Handwerkern auf die Bierbank und versicherten, daß sie stets für die Volksrechte gestanden, daß nur das »System« ihre Bemühungen unfruchtbar gemacht; Regierungsräte patrouillierten mit der Bürgerwehrbinde und dem Regenschirme in Reih' und Glied neben Kopisten oder gar neben Juden, kurz, es ging auf einmal alles, jeder suchte den andern glauben zu machen, daß die Ständegleichheit seit lang ein von ihm gefühltes Bedürfnis sei. Diese allgemeine Vermischung dauerte indes nur einen Moment. Man that dem Volke den Gefallen, sogar offiziell zu erklären, daß es eine Revolution gemacht habe, und das Volk freute sich darüber wie ein Kind, schoß Kobolde und ließ sich von Eigennützigen, Schwärmern und Beschränkten, die selbst glaubten, es wäre was Rechtes geschehn, Floretten sagen. Die offizielle Anerkennung der »Revolution« aber war nichts als der erste Beweis, daß die Feinde des Fortschritts bereits das Wesen der Bewegung erkannt hatten. Sie nahmen durch die »Anerkennung« die Zügel wieder in die Hand und schlugen damit der Volkssouveränität ein Schnippchen. Von da ab ward die Reaktion wieder eine krankhafte, obgleich andrerseits die Zersetzung durch den elektromagnetischen Strom nun erst

gründlich in Schuß kam. Die Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts zog die Kinderschuhe aus und trat in die Unterscheidungsjahre, erhielt somit nach dem preußischen Landrechte die Erlaubnis, sich, unabhängig von Papa und Mama, selbst eine Religion zu wählen. Und das geschah denn auch. — Vor 1848 konnte man in jeder Versammlung, in jedem geselligen Zirkel die verschiedensten Richtungen harmlos durcheinander gemengt finden, ohne daß es für anstößig galt; nach dem März aber, als das Associationswesen in eine neue Phase trat, hörten die gemischten Gesellschaften plötzlich auf. Die Purifikation wurde hartnäckig und konsequent durchgeführt, so daß im Jahre 1850 jede Gesellschaft herzlich langweilig geworden ist, weil es nur noch zufälligen und kleinlichen Widerspruch gibt. Die ernstlich politischen Parteien haben sich nach Napoleons Prophezeiung geschieden, sie sind entweder kosakisch oder republikanisch, denn die bei weitem größte Partei, die konstitutionelle, ist an sich bedeutungslos und trägt den Stempel des Überläufertums zu der siegenden Richtung an der Stirne; — die Gesellschaft dagegen, insofern sie sich nur amüsieren will, schließt sich unter »Ihresgleichen« ab und wärmt die Ständeunterschiede schroffer als je auf. Jeder Zirkel hat seinen esprit de corps, ja seinen eignen Jargon, seine eigne Terminologie und seine eigne Moralität. Es geht Fremden, die sich durch einen Zufall mitten unter eine Zahl solcher in ihren Gefühlen und Gesprächen Eingeübter versetzt sehn, oft wie es ihnen gehen muß, wenn sie in eine vielgliedrige Familie kommen, die abgeschlossen auf dem Lande lebt. Die Leute lachen, ohne daß er weiß warum, sie sprechen halbe Worte aus, die wie Signale wirken, sie betonen dies und das auf eigentümliche Weise, erröten oder werden betrübt über Dinge, die sonst nirgends das Schamgefühl verletzen oder Nerven unsanft berühren. Sie haben ihre stereotypen Familienwitze und Beziehungen, Worte haben neue Bedeutungen gewonnen, der Fremde muß erst in die Mysterien eingeweiht sein, ehe er sich einigermaßen bewegen kann. Das ist die Form des geselligen Verkehrs von 1850. Man muß gestehn, daß sie entsetzlich

kleinstädtisch ist und zudem ein komplettes Spioniersystem voraussetzt: es gilt immer zu wissen, an was der oder jener glaubt, damit man nicht sich und seine andern Gäste durch eine Einladung, die man einem Reaktionär oder einem Republikaner gibt, kompromittiert. Jene guten großen Häuser, in denen jeder, der auf Bildung Anspruch machen konnte, gern gesehn war, sind seit 1848 in Deutschland fast ganz eingegangen; allenthalben herrscht Splitterwirtschaft und Cliquenunwesen. Was soll daraus werden? Jedwede Intoleranz zeugt von Beschränktheit. Alles hat ein Recht auf Duldung, nur die Dummheit und die Lüge nicht, denn beide sind unnatürlich. Toleranz und Indifferentismus aber zu einem und demselben Begriffe zu stempeln, oder doch um einigermaßen der Logik Genüge zu thun, die Toleranz als einen Ausfluß des Indifferentismus darzustellen, das ist wieder eine jener Erfindungen der gemeingefährlichen Partei, die alles zur größeren Ehre Gottes zu thun vorgibt. Sie eskamotiert hier wie immer die natürliche Beleuchtung und läßt nur nach ihrem Belieben gebrochene Lichtstrahlen auf die Sachen fallen, so daß diejenigen, die sich von der Blendscheibe täuschen zu lassen gewöhnt sind, alles sehn können, nur das nicht, worauf es ankömmt. Wenn wir gegen diese Leute intolerant sind, fallen wir nicht etwa in ihren Fehler, sondern bleiben uns konsequent: sie sind die Ritter der Lüge, und die Lüge darf keine Duldung finden. — Die gemischte Gesellschaft von 1850 würde nicht eine harmlose Milchsuppe mit Gries oder Reis sein, sie würde ihre Versöhnung nicht in quietistischem Indifferentismus suchen, sondern die einmal zur Besinnung gekommenen widerstrebenden und widerspenstigen Elemente würden ein frisches, warmes Leben möglich machen, sie würden einander richtiger würdigen lernen als es bisher geschehn und der Kampf um Vernichtung jeder der eignen diametral entgegengesetzten Idee würde nicht ewig auf Überrumpelung und Faustdrescherei ausgehn. Es ist auf keiner Seite Selbstvertrauen genug, beide Parteien mögen den Gedankenkampf nicht bis ans Ende führen, um nicht möglicherweise die Partie zu verlieren. Man schlägt sich lieber: —

eine verlorne Schlacht, ein Putsch, der fiasco macht, beweist weder etwas für noch wider: so bleibt immer noch einige Hoffnung. Daß indes die Initiative dieses feigen Verfahrens von seiten der Vergangenheitsfreunde ergriffen worden ist, steht unzweifelhaft fest und entschuldigt ihre Gegner zwar, aber rechtfertigen kann es ihr Auftreten dennoch nicht. Die rechte Waffe des Gedankens ist die Agitation durch Schrift und Wort, nicht aber durch Pike und Sense. Man lasse doch den Fürsten die Schmach ihrer »ultima ratio«, durch die sie sich selbst der Vernunft gegenüber als verteidigungslos und geschlagen zu erkennen geben. Man habe Achtung genug vor der Zukunft des »Volkes«, es nicht zur Maschine herab zu würdigen und zu mißbrauchen wie Könige ihre Soldaten mißbrauchen. Die unbewußte, nicht von innen heraus motivierte That steht immer als rechtlos da und ihre Notwendigkeit kann jeden Augenblick in Zweifel gezogen werden: einer andern aber ist das Proletariat in seiner jetzigen Lage nicht fähig. Heldenmütig verteidigte Barrikaden geben allerdings schöne Illustrationen für Bilderbücher, sind aber zugleich der Beweis, daß die Barbarei noch auf beiden Seiten gleich groß war und vom Siege der einen Partei so wenig Heil zu erwarten stand als von dem der andern. Um es mit einem Worte auszusprechen: der Fanatismus, der nichts ist als die Sublimation des blinden Glaubens an dies oder das; der Fanatismus, der Spanien entvölkerte und aus Robespierre und Marat die scheußlichen Heiligen der bornierten Republik machte, der Fanatismus, das störrige Pferd mit den verbundenen Augen, rennt in der Welt herum, tritt nieder und schmettert um sich her. Von ihm geht das Geheul nach Thaten aus, das der Haufe nachbrüllt, ohne zu wissen wozu. Da kommen dann solche jammervolle Thaten heraus wie die lahmgebornen Putsche der Neuzeit. Mit welchem Rechte wollen diese fanatischen Freiheitler, die selbst zu brutaler Waffe greifen und blutige Drohungen ausstoßen, ihre Gegner der Brutalität zeihen? Wie wollen sie es, sie, die stets die Guillotine im Munde haben? Sie schlagen sich selbst, wie sich die Fürsten selbst schlagen, wie alle Gemeinheit und Gedankenlosigkeit verurteilt und abgethan

ist. Es gibt nur eins, was siegen wird und siegen muß, das *Volk*, das gebildete Ganze, das der Brutalität der Bluse grade so bestimmt ein Ende macht wie der Brutalität der Kronen. Jetzt halten sie einander das Gleichgewicht; die Kronen sind nur darum etwas schwerer, weil mehr alter Schmutz an ihnen ist.

Schon die alten Eleaten wußten, daß das Seiende nicht zu nichts werden kann, und doch bildet man sich heute ein, Parteien vernichten zu können durch Akte. Sie sind seit je nur durch Assimilation vom Schauplatze verschwunden. Das neuerdings beliebte Schachtelwesen, das Absondern Gleichgesinnter, Gleichgestellter zu stabilen Phalanxen, und wieder das Anfeinden en masse hindert die Assimilation, schiebt also die Entscheidung aufs neue hinaus. Wer den Willen, das Bewußtsein und den Mut des Rechten in sich trägt, schließt sich nicht einseitig ab und verschließt vor allem nicht dem Gegner das Ohr. Dieser Mut, dies Bewußtsein fehlt in der Neuzeit fast ganz und damit ist das entweder freche oder ängstliche Auftreten aller Richtungen motiviert. Die Spitze des Mutes ist Energie, markige, entschiedne Begriffsbezeichnung und Gerechtigkeit; die Spitze der Furcht ist tobendes Schimpfen und hyperbolisches Phrasenspiel. Das ist ein Kriterium, das nie täuscht.

Man glaubt an die Revolution von 1789, feiert in der Geschwindigkeit die Versailler Feste und fürchtet die Revolution von 1792, die ja doch der Analogie wegen nicht ausbleiben kann. Das ist die Charakteristik von 1850 in wenig Worten. —

— Wie überall hatten die Vorgänge der letzten beiden Jahre auch in Hehlenried Spuren hinterlassen und das Gesicht der dort empfangnen Gesellschaft je nachdem verändert. Zuerst war sogar der Magistrat der nächsten Stadt wiederholentlich eingeladen worden, den Dorfbewohnern standen zu allen Tageszeiten der Park und die Galerie im Erdgeschosse des Schlosses, die des Sehenswürdigen viel enthielt, offen; später wurden Beschränkungen gemacht und in dem Augenblicke, in dem wir den Faden unsrer Erzählung wieder aufnehmen, im Mai des Jahres 1850, waren die

Parkthore fest gesperrt und die Zahl der Gäste eine stets gleiche von bestimmter Färbung. Nur *eine* Ausnahme wurde gemacht und diese fiel nicht auf oder ließ sich doch entschuldigen.

Hehlenried galt für das gastfreiste und angenehmste Haus in der ganzen Gegend, und dies schon darum, weil man dort in jenem vornehmen, unbeschränkten Stile lebte, den große Mittel und eine geistreiche, lebensverständige Frau vom Hause allein möglich machen. Nirgends Zwang, nirgends Ecken, überall ein prächtiges Sichgehnlassen, denn das Starre, Exklusive wird ja von denen, die mitten darin sind und für Pairs gelten, nicht empfunden. Ein solches Haus gleicht nach außen einem Igel, innen aber ist's ein weicher Muff. — Hehlenried vereinte mit all diesen Vorzügen außerdem noch den Reiz seiner prächtigen Lage und äußerst geschmackvoller Gesellschaftsräume, von denen namentlich die für die schöne Jahreszeit bestimmten ihresgleichen suchten.

Das Schloß hatte eine Langseite und zwei Flügel. Der Hauptteil machte Front nach Süden, und außer ihm war früher nur der östliche auch nach außen gewahrt und beschützt worden; daher kam es, daß der westliche, seit lang' verwahrloste, der tief in den Park hineinragte, dicht von Bäumen eingeschlossen und dem Verfalle nahe gekommen war. Er enthielt die Spukräume, die in alten Häusern ja nie fehlen dürfen. Cecile hatte Sinn für schöne Aussicht, und gerade dieser Flügel bot eine solche; sie hatte ferner Sinn für das Angenehm-Bequeme, das aus einer leichten Verbindung des Garten- und Stubenlebens sprießt, so daß man weder weite Strecken bis zu einem schattigen Platze in Sand und Sonnenhitze wandern muß, noch auch von einem plötzlichen Regengusse durchweicht werden kann, ehe man ein Dach erreicht. Auch zu diesem Zwecke ließ sich der Spukflügel benutzen. Geschickt und entschlossen wie sie nicht bloß im Plänemachen, sondern auch in der Ausführung derselben war, hatte sie denn wenige Jahre nach ihrer Verheiratung den westlichen Flügel ihres Wohnsitzes zum Glanzpunkte des Hauses und zum Lieblingsplatze aller, die je nach Hehlenried gekommen, umzuschaffen gewußt.

Der Schutt, das Geröll, die Erde und faulen Baumäste, die das Souterrain füllten und von außen bis in die halbe Fensterhöhe des Parterres ragten, wurden fortgeräumt, Bäume, die zu dicht heran standen, ausgehauen und so ein großer freier Platz gewonnen, den nach der einen Seite breitschattige Eichen und Linden, nach der andern eine mit Marmor gepflasterte Terrasse längs des Gebäudes begrenzte. Im Innern fanden sich in geschloßner Reihe sechs große gewölbte Zimmer, ins Geviert gebaut und die ganze Tiefe bis zu dem an der Hofwand hinlaufenden Korridor einnehmend. Diese schöne, mehrere hundert Fuß lange Enfilade hatte die Gräfin in einen einzigen Raum verwandeln lassen, was darum auf weniger Schwierigkeiten stieß, weil die Bogen in alter Weise sich auf Gürte stützten, die ihrerseits auf den Hauptmauern ruhten, ohne die Querwände besonders zu benutzen. Gewagter war es, daß ihrem Plane gemäß auch die Gartenwand angegriffen werden mußte. Man umging indes das Gefährliche dadurch, daß man Sandsteinsäulen und gußeiserne Streben einzog und die offnen Bogen auf diese lehnte. So stellte denn das ganze Erdgeschoß eine Art eingerückter Veranda vor, an den Enden durch Säle mit großen Bogenfenstern, in der Mitte durch riesige Thüren, mit buntem Glase ausgesetzt, geschlossen. Von außen glich das Gebäude, wie wir sagten, einer nordischen, dem Klima angepaßten Veranda, an deren Pfeiler im Sommer die üppigsten Schlingpflanzen ihre Blüten hingen, im Innern aber war es mit verschwenderischem Salonluxus ausgestattet. »Meine Galerie«, pflegte Cecile Hehlen zu sagen, »ist der Mikrokosmus aller Salons in der Welt.« Und der Anblick rechtfertigte dies pretensiöse Wort. Kostbare Gemälde an den Wänden, die ebenso kostbare Tapeten, selbst für Kunstwerke zu rechnen, bedeckten; Fresken in den Bogenfeldern des Plafonds; Statuen in den Nischen und Büsten auf den Simsen, musikalische Instrumente, ein Billard, Spiele aller Art; Stühle, Kauseusen und Kissendivans von allen Formen; kurz die Kunst, der Zeitvertreib, die Bequemlichkeit und die Pracht hatten hier ein Ganzes geschaffen, das nach allen Richtungen hin vollendet war.

Hiezu kamen noch die beiden auf drei Seiten geschlossnen Eckräume, in deren einem die Rüstsammlung des Grafen aufgestellt war. Es gab der Waffen nicht so viele und interessante als in Wien und Dresden, aber sie waren ebenso geschmackvoll geordnet als in Wien und ebenso gut gehalten als in Dresden. Sie bildeten Trophäen zwischen lebensgroßen Familienbildern, die fast alle nach den alten verblichenen Originalen neugemalt waren und die Lücken, die sonst in dem großen Raume gewesen wären, füllten. Auch das Mobiliar dieses Saales zeigte alte Formen, die Stühle waren mit goldgepreßtem Leder überzogen, auf den Marmortischen standen Humpen und daneben lagen Folianten, Chroniken und Wappenbücher. An dem einen Pfeiler lehnte ein Gepanzerter, der mit der Hand nach dem in polierter Gipsmasse künstlich aus der Wand vortretenden Stammbaume der Hehlen zeigte. Der Baum gab einen trüben Anblick. Der dürren Zweige waren viele und die Vögel, die nach alter Weise auf den Ästen saßen und die Schnäbel aufsperrten, mochten wohl ein Trauerlied singen. Allenthalben waren Kreuze auf den Schildchen vermerkt und die leeren, die sich bis hoch zum Plafond hinauf verloren, hatten alle Aussicht leer zu bleiben, denn es gab nur ein besetztes Feld über dem Zusammentreffen der beiden grünen Hauptäste, und dies trug einen weiblichen Namen. Ein zweites, das daneben existiert zu haben schien, war durch einen heftigen Stoß, der die Masse in Strahlenlinien gesprengt, ausgebrochen. Hier hielt sich der Graf stundenlang auf, die Gräfin dagegen betrat den Raum schon seit Jahren nie mehr.

Ihr gewöhnlicher Aufenthalt war am entgegengesetzten Ende der Reihe, in dem zweiten Ecksaale, der eine auserlesene Bibliothek und reiche Sammlungen an Mosaiken und andern Kunstsachen enthielt. Ein großer runder Tisch, umgeben von weichen Lehnstühlen, trug immer die neuesten Gedankenschätze in vier Sprachen, man kam aus embarras de richesse kaum dazu, das Gebotne richtig zu würdigen und zu genießen.

Diese Galerie stand im Sommer jedem Besucher offen, der im

Hause empfangen wurde. Es war hergebrachte Hausregel, daß sich jeder placierte, wo und wie es ihm gefiel und that, was ihm beliebte oder wozu er einen Partner fand, auch wenn weder die Dame noch der Herr vom Hause zugegen waren. So wenig es einem Fremden oder Proskribierten möglich gewesen wäre, auch nur in die Nähe der Galerie zu kommen, so bereitwillig und ohne Gene bot sie ihre Schätze den Bekannten. Und man benutzte diesen Ton so gern, daß Hehlenried eigentlich der Vergnügungsort für die ganze Umgegend war. Jeder bewegte sich in der That wie zu Hause und in seinem Eigentume und schien dadurch den Besitzern die größte Freude zu machen.

Daß ein solcher Hausstand enorm kostspielig sein mußte, sah jeder ein, aber die einen meinten: sie sind kolossal reich! die andern zuckten die Achseln und sagten: wie lang wird's wohl noch gehn? Jedenfalls ließ man sich dadurch nicht abhalten, die Gastfreundschaft eher zu mißbrauchen als zu vermeiden. Man spielte Billard oder Whist, die Damen wußten immer eine Neuigkeit, die Mädchen warfen Reifen, auch politisiert wurde dann und wann heftig. Die Gräfin war stets die Seele von allem und alle Welt konnte nicht umhin, ihre Liebenswürdigkeit und ihre wahre Vornehmheit anzuerkennen. Es versteht sich von selbst, daß dieses Urteil nur von denen gefällt wurde, die sie als Gäste bei sich sah und gegen die sie liebenswürdig sein wollte. Kam sie herunter, denn sie war oft tagelang nicht sichtbar, so ging sie von Gruppe zu Gruppe, hatte für jeden ein Wort, einen Scherz, eine freundliche Frage und konnte stets mit dem Bewußtsein weiter gehn, daß sie die Männer entzückt, die Frauen gewonnen und die jungen Leute stolz gemacht habe.

Nur auf Einen übte sie diesen zauberhaften Einfluß nicht aus, obgleich in den Augen der Welt die Frage zur Entscheidung vorlag, ob er Cecile oder ihrer Tochter die Kur mache. Dieser Eine war Craw-Gillen, dessen Besitzung nur eine Wegstunde von Hehlenried lag, und der fast Nachmittag für Nachmittag herüber geritten kam. War große Gesellschaft, so zog er sich in die Bibliothek zurück und

las oder schrieb; waren die Damen allein, so setzte er sich zu ihnen unter die Bäume und las ihnen eigne oder fremde Arbeiten vor. Er war der Gräfin trotz aller seiner Sonderbarkeiten unentbehrlich geworden, so wie er sie nicht missen zu können schien, und doch war das Verhältnis, in dem sie zueinander standen, ein gezwungnes. Es lag etwas zwischen ihnen, beide Teile trugen etwas, das sie nicht in ein Geständnis zu fassen wußten oder nicht gestehen wollten, und offne Geheimnisse zwischen Engbekannten sind unüberwindliche Hemmnisse innigen Verkehres. Jeder kennt das was den andern drückt und fühlt sich immer wieder in der Idee verletzt, wenn dieser sich nicht dazu verstehn will, freiwillig mit seinem Kummer hervorzutreten. Es wird ihm unmöglich gemacht, eine Eröffnung zu veranlassen, und er ist somit genötigt das, was ihn am wärmsten interessiert und was immer auf seiner Zunge schwebt, zu unterdrücken. So zwingt er sich Fremdes zu sagen und dieser Zwang prägt sich peinlich in seinem ganzen Wesen aus. — Die Leute, denen diese Spannung nicht entgehen konnte, interpretierten sie nach ihrer Weise falsch, d. h. so gut sie es verstanden, und hielten es für ihre Pflicht, unter der Hand durch halbe Worte den Grafen aufmerksam zu machen. Man wußte auch, daß dieser einmal nach Sauseneck zu Craw gefahren war, um ein ernstes Zwiegespräch mit ihm zu halten. Da Craw aber nach wie vor ins Haus kam und mit dem Grafen auf dem besten Fuße stand, sagten die Böswilligen: er hat ihn überredet, daß seine Bemühungen der Tochter gelten! Die Überklugen rechneten dagegen aus, daß Craw höchstens zweiunddreißig Jahre alt sei, während die Gräfin, so schön sie auch noch war, fünf bis sechs Jahre älter sein mußte, und behaupteten apodiktisch: er muß die Tochter wollen und wird sie bekommen.

Sie hatten insgesamt unrecht.

Der Mai des Jahres 1850 bestätigte, wie wohl jedem noch erinnerlich, die früher von uns aufgestellte Behauptung, daß der Mai gar nicht der »Mai« in aller Form sei, und brachte erst gegen sein Ende einiges Farbenspiel und einigen Duft. Revolutionär ist der

Frühling doch immer, und Kommunist und Sozialist dazu. Die Verfassung, die der Winter oktroyierte, wird im Freien verbrannt, die Veilchen konspirieren und die Siringentrauben bilden reizende Associationen. Kommunist aber ist er auch, denn er erkennt absolut die Heiligkeit des Eigentums nicht an. Er besät alle Wiesen und Felder mit seinen Lieblingsblumen, übersteigt jede Mauer auf einer Leiter von Epheu oder andrem Schlingkraut, ja er legt sich ohne weiteres auf Zinnen und Dächern Gärten an, in denen er Pechnelken, Mauerpfeffer, Gelbveigel und Hauswurz zieht. Das ist sein Geschmack, und sein Moosrasen ist glatter und gleicher als er je vor irgend einer Cottage gesehn worden. Der Frühling ist die Apologie des Kommunismus wie der revolutionären Ideen überhaupt, sie haben alle irgend etwas von ihm. Dessen kann sich die Reaktion nicht rühmen; es hat denn auch kein Dichter je einen Frühlingsgedanken mit konstitutionellen und despotischen Gelüsten in Verbindung bringen können. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die zweifarbige Reaktion des letzten Jahres den Winter betrunken gemacht hat, so daß er seine Abmarschzeit verschlief und den Frühling zurückdämmte. Warum denn nicht? Es läßt sich das ja ebensogut glauben, als daß die preußische Demokratie daran schuld ist, daß sich der König irgend einmal den Fuß verstauchte. Ähnliches ist gesagt worden!

Das beste ist, daß der Frühling endlich kam, die Sperre aufhob und trotz aller Ordonnanzen und Preßgesetze Zeitblumen und Zeitlieder massenhaft ausstreute, so daß seine besten Gedanken bald Gassenhauer waren. So gelang die Revolution; wer oder was wollte denn dagegen sein? Die Gesamtheit war von ihr durchgeistet, der Winter hatte keine Mittel zum Kampfe und verschwand durch Assimilation von der Bühne. Das geschieht Jahr für Jahr und doch haben wir noch immer nicht gelernt wie man eine totale Revolution zu Ende führt, so daß der Jubel und die Freiheit eine allgemeine und allgemein genießbare wird. Die Menschen sind verzweifelt langsam und schwerfällig im Begreifen.

Mit der Mairevolution wurde Hehlenried nun gar ein Paradies

und sein Schatten und seine Nachtigallen ein Bedürfnis für Craw-Gillen, der selbst eine Nachtigall im Herzen trug, einen Singvogel, von dem man nie wußte, ob er jubelt oder klagt. —

Im Garten war eine Gesellschaft von Herren und Damen. Craw kam, wechselte einige Worte mit dem Grafen und setzte sich dann in die Bibliothek. Die Gräfin war noch nicht unten, hatte aber sagen lassen, daß sie kommen würde. Vor dem Platze, den sie gewöhnlich einnahm, wenn sie las, lag ein prachtvoll gebundenes Buch aufgeschlagen; eine Stelle darin war bezeichnet. Sie lautete:

»Die Welt krankt nur an einer einzigen Krankheit, alles andere Unwohlsein hat seine Wurzel in ihr. Diese Krankheit, die noch keinen offiziellen Namen hat, soll hiermit getauft werden, sie ist der — Retrospektivismus oder, um menschlicher zu reden, die Manie, das goldne Zeitalter hinter uns zu suchen. Das ist eine fixe Idee, ein Irrsinn, und der, dem es gelänge, diese Krankheit zu heilen, wäre der erste wahrhaft große Wohlthäter der Menschheit, er wäre der einzige von allen, die man bisher gepriesen oder sogar angebetet, der einen Gedanken gefunden, auf den sich etwas gesundes Ganzes, etwas, das nicht einer Kaste, nicht einer Nation, sondern der Gesamtheit, von einem Pole zum andern, Erlösung und Freiheit brächte, aufbauen ließe.«

»Es ist so«, sagte er vor sich hin. »Dieser Gedanke birgt die Erlösung.«

»Und wenn es so wäre, mit welchem Rechte entzieht sich der Verfasser dieses Buches dem Blicke und dem Danke der Menschheit?« sagte eine Stimme spöttisch hinter ihm.

Von den Zimmern der Gräfin führte in der Mauer eine Wendeltreppe nach der Bibliothek, die Dame war durch die Tapetenthüre eingetreten, der Vertiefte hatte sie nicht bemerkt und so konnte sie über seine Schulter weg den Passus lesen und seinen Ausruf hören.

Aus der jugendlich elastischen Hebe, als die wir Cecile kennen lernten, war in der Zeit eine Juno geworden. Sie war immer noch schön, aber trotz ihres gewinnenden Wesens von einer kalten, fast

abweisenden Schönheit. Wer ihr ins Auge sah, wenn sie Freundliches sagte, konnte sich nie darüber täuschen, daß in ihrer Brust kein Feld für weiche Regungen war. Ihr Wesen zog an, aber in gewisser Nähe mußte ihre Person wieder abstoßen, weil ihr Charakter aufgehört hatte bildungsfähig zu sein, weil er fest, hart und schroff geworden war wie ein Kristall. Es gab nichts mehr, was sie hinreißen konnte, es gab auch keine Frage mehr in ihrem Gesichte, — aber sie war nicht gelöst worden, man hatte sie beiseite geworfen; daher statt der Milde und Versöhnung, statt des Aufgehens in Frieden und Liebe das unerschütterliche Überlegtsein, der Egoismus, das Prädominieren der Stirn über alle andern Teile des Gesichtes. Sie war mit sich und dem Leben fertig, sie war eine Statue, an die kein Meißel mehr paßte, weil sie nirgends eine Lücke bot.

Craw stand auf und verbeugte sich.

»Nein, bleiben Sie sitzen«, sagte die Gräfin, »ich habe mit Ihnen über Ihr Buch zu sprechen und setze mich auf einige Minuten zu Ihnen. — Warum verbergen Sie Ihren guten Namen hinter ein so abgeschmackt bürgerliches Pseudonym? Warum thun Sie das in einem Augenblicke, wo man den Adel für so heruntergekommen hält, daß er kein einziges tüchtiges Talent aufzuweisen hat und der Rotüre das Feld räumen muß? Ich erkannte Ihre Arbeit auf den ersten Seiten schon, las das Werk seit gestern durch und finde es nun unverantwortlich, daß Sie sich nicht demaskieren wollen.«

»Mir unbegreiflich, daß Sie so klein denken können. Als brauchten Menschen wie Sie und ich ein Gerüst von eisernen Hosen und alten Wappenschildern, um etwas zu sein. Ich schämte mich, wenn ich der Vergangenheit, an der ich nichts gethan, das Geringste verdankte; und Sie … nun, Gräfin, was wären Sie ohne die Vergangenheit, ohne das Wappengerümpel, auf das Sie noch pochen? Sie mit Ihren Anlagen, Ihrem Geiste, Ihrer Kraft, Sie wären in jeder Lage eine Erscheinung geworden, die das Glück ihrer Umgebung notwendig bedingt hätte, wäre das ›standesgemäß‹ nicht überall verführend und hindernd aufgetreten. So ist’s im Leben, was

aber haben die Ahnen erst gar mit dem Gedanken zu thun? Was kümmert der Verfasser die Leser?«

»Sie sind inkonsequent und spielen die Debatte rasch auf ein anderes Feld, weil Sie fühlen, daß Sie unrecht haben. Ich verurteile Sie nicht nach *meinen* Ansichten, sondern nach den Ihren. Bei mir ist es höchstens Neugier, daß ich nach dem Verfasser eines Buches, das mich interessiert, frage, bei *Ihrem* Kampfe für Ständegleichheit aber müßte es von Wirkung sein, Freunden und Gegnern zu zeigen, daß es auch dort Gedanken gibt, wo die modernen Schreiber nur Hohlheit suchen. Sie belehren diese Leute dann ganz in Ihrem Sinne praktisch durch Ihren Namen und haben einen Grund mehr für sich.«

»Ich hoffe meine Behauptungen auch so zu beweisen und bin bescheiden genug, weder Kränze noch Katzenmusiken für mich zu beanspruchen …«

»Nun, lassen wir das und kommen wir auf den Gedanken zurück, den ich, wie Sie sehn, angestrichen habe. Mit dem anderen zusammen predigt er nichts als den Umsturz, die Vernichtung der Zivilisation, den Untergang der Gesellschaft und den Tod des Rechts. Nennen Sie das Erlösung?«

»So werden viele denken, die mein Buch lesen, und sie werden noch hinzusetzen, er ist ein Atheist und einer, der keine Religion hat. Warum *Sie* diese beiden Punkte ausließen, weiß ich. Für den Haufen aber sind sie wesentlich, weil er nicht überlegt, daß ›Gott‹ ein so vieldeutiges und vielfach gedeutetes Wort ist, daß man sich in acht nehmen muß, es zu brauchen. Christen, Juden, Heiden, Wilde, alle haben einen andern Begriff dafür, ja jede christliche und christlich philosophische Sekte denkt sich etwas anderes dabei, aber da sie sich nun alle etwas denken können, muß auch für den pure Vernünftigen etwas Denkbares darin liegen. Freilich kein irgendwo orthodoxer Begriff, sondern eben ein pur vernünftiger. Verloren kann der Gedanke nicht gehn, da er einmal da ist, und somit ist der ›Atheismus‹ nur im Sinne des rohen Haufens, dessen Gottesbegriff der Vernünftige nicht anerkennen kann, möglich, sonst aber Unsinn.

Bewußt oder unbewußt, persönlich oder nicht persönlich, das sind Glaubensnüancen, mit denen die Vernunft nichts zu thun hat und um derentwillen man sie nicht des Atheismus beschuldigen kann. Das Schlimme ist nur, daß man aus Schonung, und um die Blöden zu düpieren, ein solches vieldeutiges Wort, dessen orthodoxer Begriff die Sittlichkeit geradezu negiert, so oft ohne Interpretation braucht. — Mit dem Worte Religion geht es nicht besser. Die Glaubenslehren — schon ein wahnsinniges Wort, denn was heißt ›glauben lehren‹ anders als das Urteil eskamotieren und nicht zu Beurteilendes, Unverständliches und Unverständiges an seine Stelle setzen? — Die Glaubenslehren können das praktische Leben nicht fördern, sondern, wie sie immer gethan haben, nur stören, weil sie Phantasien an die Stelle des Urteils setzen. Das nennt man Religion. An dieser hängen wir freilich nicht, und doch wollen wir eine Religion. Wir verbinden mit dem Worte also wieder einen andern Begriff als der Haufe. Und so ist es mit den von Ihnen genannten Dingen auch. Bewahre uns der Himmel, daß wir die ›Errungenschaften‹ der Menschheit, Kunst, Wissenschaft, Zivilisation und so fort verdammen und beseitigen wollten, wenn wir der Tradition Kampf bis zum Messer erklären! Das ist ja eben der Unterschied zwischen den Nihilisten und uns, die wir ein gebildetes Volk wollen. Uns fällt es nicht ein, den Stamm umzuhauen, um die dürren Blätter, die ja ohnehin abfallen müssen, bequemer abzupfen zu können. Die Tradition steigt aber mit dem Leimtiegel auf die Äste und klebt das tote Laub aufs neue fest. Das ist gegen die Verabredung, wir sehn uns also genötigt, die Tradition auf alle Weise zu zerstören. Jeder Blätterjahrgang hat auch einen Jahrring an dem Baume angesetzt, dieser Niederschlag ist das Resümee alles Nutzbaren und Guten aus der Vergangenheit, er bezeichnet ein Vorwärtskommen in der organischen Entwickelung, aber die Blätter an sich kümmern uns nichts. Sie sind krumm und lahm, von Raupen zerfressen und vom Hagel zerfetzt, sie sind vor allem dürr und abgestorben, also fort damit! Den Stamm aber, dessen Jahrringe ein unlösliches Ganzes bilden, behalten wir ganz bestimmt. Die

Tradition fanatisiert für borniertes Konservieren, die bodenlose Negationswut für die Destruktion ohne Sinn und Verstand. Beide Parteien leiden am Retrospektivismus. Die erste sucht das Gute in dem was *ist*, die zweite in dem was *war*; die eine stützt sich auf das historische Recht, die andere auf das ursprüngliche Menschenrecht, von dem sie glaubt, daß es wirklich schon irgend einmal Form gewonnen hatte. Darin liegt die Thorheit, darin die Verwirrung und Verwickelung unsrer Zustände. Man erfand als Antithese ein historisches Unrecht, und der Kampf der Partei, die der Zukunft sonst am nächsten steht, ist nichts als ein Kampf der Rache für angebliche historische Beleidigungen. Das ist ebenfalls Tradition; diese Partei klebt so gut alte Blätter am Lebensbaume fest wie die andre, ja beide zerren sogar über denselben Zweigen, über denen, auf deren Holz sie sich schaukeln. Es wird brechen und beide kopfüber hinunterstürzen. Das ist der Retrospektivismus. Es ist nicht wahr, daß es jemals fertige Menschen gab, das goldene Zeitalter ist eine schurkische Lüge und wer da sagt, daß es jetzt bemerkenswert und andauernd schlechter um die Menschheit stehe als vor tausend Jahren, der spricht so gut als es die meisten verstehn, aber er sagt darum doch eine grenzenlose Narrheit. Es gibt Ebbe und Flut, wir haben vielleicht jetzt Ebbe, aber das Meer bleibt immer das Meer. Der Mensch trat als Raubtier auf, das erste Recht war das des Stärkeren, Kultur, Kunst, Zivilisation, all' die Dinge, die ihn unsrem Begriffe von Mensch näher bringen, sind allmähliche Errungenschaften des Gedankens, das Ziel liegt vor, nicht hinter uns, wir haben nicht zu rächen, sondern zu bauen, zu gestalten, zu werden. Der von der Tradition sanktionierte Irrtum der Jahrhunderte nach dem Auftreten der Kritik und der Philosophie, besteht darin, daß man den Urmenschen als vollkommen im höchsten und letzten Sinne annahm, daß man seinen Fall erfand, um das sogenannte Böse, das sich mit der Schöpfung durch Akt eines absolut guten Wesens schlechterdings nicht vertragen konnte, herzlich lahm zu erklären, daß man endlich diesen fabelhaften Urmenschen als den Mittelpunkt alles Menschlichen auffaßte und

von ihm aus die verschiedensten Richtungen als Radien, zentrifugal, divergierend darstellte. Der Unsinn ist kolossal, so kolossal, daß er alle Systeme zu haltlosen Seifenblasen macht. Die Unglücklichen flattern an der Peripherie herum und können, da sich das Leben einmal nicht zurückleben läßt, natürlich den Weg zur Vollkommenheit nicht finden. Statt nun aber einzusehn, daß ihre Auffassung eine verschrobne und in ihrem eignen Sinne ›gottlose‹ ist, statt zuzugeben, daß die Strahlen alle von der Peripherie nach dem Zentrum zustreben, also grade die entgegengesetzte Richtung verfolgen und in der That mitunter das Zentrum verfehlen können, wodurch das ›Böse‹ erklärt ist, statt dieser allein richtigen Annahme amüsieren sie sich damit, nicht ihren eignen Verstand, sondern ganz liebenswürdig die Fähigkeiten der ganzen Menschheit für impotent zu erklären. Weil sie sich verfahren haben und nicht stolz genug sind, eine Albernheit auf die einzig mögliche Weise, durch ein Geständnis gut zu machen, hängen sie ihr Etikett: ›Der Mensch ist von Natur vernagelt, weil sein Stammvater gesündigt hat!‹ der ganzen Menschheit an den Kopf. Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. Wissen Sie nun, welchen Retrospektivismus ich verdamme?«

»Es ist wohl möglich, daß ich's weiß, wenn ich's auch mehr durch Ihre Gesten, Ihr Mienenspiel und Sie selbst verstanden habe, als durch den Strudel Ihrer Worte. Sie halten immer alle Menschen für empfänglich für alles und behandeln sie wie Schwämme, die saugen müssen …«

»Gut, aber sie saugen nur bis sie voll sind, drum muß so viel Traditionelles ausgepreßt werden; so viel Totes muß heraus, daß das Lebendige wieder Platz hat. Ich begegne damit dem, was Sie sagen wollten, um gegen die Negation überhaupt zu streiten.«

»Sie sind aber doch rein negativ wie alle andern, auch wie jene, die Sie unter Ihre Gegner zählen; es ist nichts, was Ihnen nicht verjährt und tot schiene. Damit hört Ihr Streben ja von selbst auf und Sie bleiben an der Peripherie sitzen, ohne Ihr Zentrum, das Sie natürlich leer annehmen, jemals erreichen zu können.«

»Ich negiere alles und muß es thun, weil ich Eins setze, das alles rekonstruiert, — die Sittlichkeit. Diese bildet den Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen sammeln und weiß glühen werden; sie ist es, die alle Richtungen anzieht und wie eine dämonische Gewalt als Gewissen und wahrer Stolz mit jedem Menschen in magnetischen Rapport tritt; sie ist es, die all unser Streben, trotz der guten Lehren der Peripherie-Schnapphähne, zu einem zentripetalen macht. In ihr liegt eine unvermeidliche Anziehungskraft.«

»Lieber Craw, Sie sind doch ein unverbesserlicher Schwärmer. So lang mit offnen Augen unter den Menschen umherzustreifen und noch an die Anziehungskraft der Sittlichkeit — ich weiß, was Sie darunter verstehn — zu glauben, das ist wirklich unglaublich. Wofür halten Sie die Leute denn? Nehmen Sie ihnen den Glauben an Gott, Teufel, König und Henker, so geht das Raubtierleben im Nu wieder an.«

»Sagt das die Geschichte wirklich? — Es ist ein Graus, was die Geschichte schlecht studiert wird; man kopiert sie nur, ohne ihre Gedanken zu fassen. Es steht auf jeder Seite mit großen Lettern, daß jede neue Bewegung nur dadurch um sich griff, daß sie einen religiösen Charakter annahm: und jede religiöse Phase enthält einen Splitter der Sittlichkeit. Das Christentum, ehe es in die Hände des verschwäbelten Johannes und des spitzfindigen Paulus fiel, trat einfach als Sittengesetz auf und so der philosophisch verhedderten Zänkerei des damaligen Judentums gegenüber, und siehe da, das Volk lief ihm nach und hing der neuen Lehre an. Als die Kirche zu verfallen begann und sich der heutige Katholizismus entwickelte, gewann jede neue Sekte im Volke rasch riesenhaften Anhang, weil sie stets strenge, oft sogar unvernünftig strenge Sittenregeln adoptierte. Die älteren Kirchengeschichtsschreiber erkennen das immer und überall an, nur in neuerer Zeit will man uns wieder überreden, daß der ›heilige Geist‹ nie vom Papsttume gewichen. Diese Leute haben die Quellen ihrer eignen Historie nie gründlich untersucht, oder sie vergessen, daß wir sie auch kennen, und glauben, uns so mit ihren Lobpsalmen abfinden zu können. Die

Askese ist nichts als eine Ausartung des sittlichen Gefühles. Man entsagte Erlaubtem, weil man sah, daß andre Unerlaubtes, Unsittliches trieben, und kam auf die Formel für diesen Unfug durch die katholische Lehre von den überflüssigen Verdiensten der Heiligen, die anderen angerechnet werden dürfen. Man sieht, welche Streiche vollführt wurden und vollbracht werden mußten, als man müßig an der Peripherie lag und gern etwas denken wollte. Vorwärts ging es nicht, also zurück, kreuz und quer. Ihnen war ja, wie ich schon sagte, das Rückwärts wie uns das Vorwärts im Zentrum. — Aus allem geht aber hervor, daß die wahre Sittlichkeit, die das Rechte aus keiner einzigen Rücksicht thut, eine Anlage des Menschen ist, die sich äußern möchte, aber so lang nicht äußern kann, so lang es oktroyierte Rücksichten gibt.«

»Prächtig, aber welche Mittel sollen denn diese Rücksichten fortschaffen, alles ist versucht worden, alles fehlgeschlagen.«

»Das ist wieder Retrospektivismus. Diese Verzweiflung bemerkt gar nicht, daß die ganze Gesellschaft dem wilden Jäger gleicht, der auf seinem rasenden Geisterrosse, den Kopf rückwärts in den Nacken gedreht, vorwärts, immer vorwärts dahinjagt, fort über Felsen und Wald, ohne halten zu können und ohne zu wissen, wohin der wilde Ritt führt. — Ferner irren Sie, Gräfin, wenn Sie meinen, daß wirklich ›alles dagewesen‹ ist. Man wird mir meinen Satz, daß die Sittlichkeit alles andere überflüssig mache, gern stehn lassen, aber den Mythus von Ikarus mit den geschmolzenen Flügeln hervorsuchen und sagen: ›Sieh', so geht es, wenn man der Sonne zu nahe kömmt, man ertrinkt; die Erbsünde hat den Menschen unfähig gemacht, rein sittlich zu sein!‹ Das ist immer der Refrain und die Entschuldigung für jede Dummheit und jede Gemeinheit. Daß aber in der ganzen Sache gar keine Logik steckt, wird klüglich übersehn. Es ist gar nicht auf die Unmöglichkeit des hohen Fluges zu schließen, sondern auf die unzureichenden Mittel. Hätte Ikarus nicht Flügel von Wachs gehabt, so wären sie nicht geschmolzen; *das* ist die Pointe, nicht das andere.«

»Nun aber Ihre neuen Mittel!«

»Für Europa gibt es noch zwei unversuchte, ein neues Barbarenvolk, die Russen, und wenn auch dies nicht hilft, — der Sieg der Frauen über das Vorurteil, das sie fesselt.«

»Sie haben doch wenigstens eine Antwort, — ich will Sie nächstens fragen, in welcher neuen Weise Sie Russen und Frauen zu verwenden gedenken, jetzt aber ist es Zeit geworden, daß wir nach den anderen draußen sehn …«

»Das heißt«, sagte Craw lachend, »jetzt ist der Moment gekommen, in dem Sie wieder so sehr Herrin Ihrer selbst sind, daß Sie jedem das Seinige zukommen lassen können, ohne überflüssig eine Miene zu verziehn. Glauben Sie denn, ich wüßte nicht, daß ich diese halbe Stunde meinen Atem und meine Gedanken ganz gutmütig nur darauf verschwendet habe, Sie Atem schöpfen zu lassen? Sie haben fast nichts gehört und nur dazwischen gesprochen, um mich nicht heiser zu machen. Ihre Dialektik pflegt eine andere zu sein, wenn Sie nicht, wie jetzt, zerstreut sind. Gestehn Sie, daß es gutmütig von mir war weiter zu sprechen, ohne recht gehört zu werden!«

»Sie träumen! Was ist das wieder für ein Einfall, oder sollte es ein Ausfall sein? Sie lernen dergleichen Allwissenheiten wohl von Ihrem vertrauten Freunde, dem Sekretär meines Mannes, dem Apoll von Belvedere mit der Schreibfeder hinter dem Ohre, dem süßen, sanften Zuckerplätzchen, das auf der Zunge der kleinen, dicken Else, der Amtmannstochter, zu zergehn wünscht? Begriffe ich doch nur, wie Sie, der Sie wenigstens Mann genug sind, eine Meinung zu haben, die Sie nach allen Seiten Angriffen bloßstellt, mit dieser saft- und kraftlosen Schönheitsbrühe umgehn mögen. Wären Sie Maler, so würd' ich einen Grund finden, aber so wie die Dinge liegen, macht mich diese rührende Zärtlichkeit oft an Ihnen irre.«

»Sie kennen ihn ja gar nicht …«

»Er ist der Sekretär meines Mannes, das genügt; und Sie sollten längst gefühlt haben, daß es mir peinlich sein muß, meinen täglichen Gast mit einem Menschen intim verkehren zu sehn, der in meines Mannes Diensten steht, Sie wären mir so viel Rücksicht

schuldig, sollt' ich meinen.«

Es entging Craw nicht, daß sie ihn fixierte und zu erkennen suchte, ob er den Sekretär in der That für einen Bediensteten hielt, den man nach Belieben entfernen oder behalten konnte. Er gab ihr den forschenden Blick zurück und sagte: »Heeren ist wirklich ein großer Liebling von mir und er verdient meine Neigung. Er ist ein Mensch, dessen Reinheit und Güte die verkehrtesten Verhältnisse nicht beflecken konnten. Man ließ ihn faul sein, hetzte ihn dann wieder durch gehäufte Thätigkeit ab und schickte ihn endlich, mit großen Summen ausgerüstet, in alle Welt, so daß nichts natürlicher scheinen kann, als daß er ein wüster Bursche werden mußte. Merkwürdigerweise vertrug seine Natur diese Proben. Willenlos erzogen, jeder Laune eines Unbekannten gehorchen müssend, zeigte er doch Kraft und Charakter, als es galt Mann zu sein; was ich für Phlegma nahm, war Ruhe, was ich anfangs für Talentlosigkeit zu halten geneigt war, trat als Ernst in ein anderes Licht. Heeren ist ein wahres Wunder nicht bloß an Körperschönheit, wie Sie annehmen, sondern durch und durch edel und klar; er ist rein wie ein Kind in allem, was er denkt und tief wie ein Mann in allem, was er fühlt …«

»Er langweilt sich wie eine verlassene Kokette, hat Appetit wie eine Raupe und verdeutscht den Amtmannstöchtern Rousseau's Nouvelle Héloise; ferner affektiert er, ein großer Blumenfreund zu sein, verwechselt aber alle Namen; gibt sich auch für einen Gemäldekenner und behauptet, die Kleopatra, die hier nebenan hängt, könne aus einigen Dutzenden von Gründen nicht von Domenichino sein, — er weiß das jedenfalls besser als Schadow, der mir ihre Echtheit garantierte, — und endlich ladet er sich alle Augenblicke seine ganze Wohnung voll Dorfkinder, die er hernach in den Park führt, als wäre alles sein eigen.«

»Ei, Sie wissen ja viel mehr von ihm als Sie anfangs sagten. Ehrlich gestanden, begreife ich nicht, wie dieser ausgezeichnete Mensch Ihnen so fern bleiben konnte, nachdem er Ihnen in den verhängnisvollen letzten Jahren die größten Dienste geleistet hat und durch seine Persönlichkeit, sowie durch sein anspruchsloses

Auftreten bei so großen Verdiensten Ihre Achtung erworben haben muß. Zudem haben Sie keinen wärmeren Freund …«

»Wie wollen Sie das wissen?« fragte die Gräfin rasch und wieder jeden Zug seines Gesichtes belauernd.

»Das hört sich ja wohl an der Weise, in der er von Ihnen trotz der üblen Behandlung, die Sie ihm angedeihen lassen, stets zu sprechen pflegt. Er ist so sehr jung, daß ihn Ihr Benehmen reizen müßte, zumal er eine Art von Treibhauspflanze ist, die bis zum einundzwanzigsten Jahre schon durch alle Schulen geschossen war und dem Leben gehörte, wo andere noch Kinder sind. Ich habe an dem Jungen meine Freude gehabt und habe sie noch, so daß ich inniger zu ihm stehe, als ich's zu einem jüngeren Bruder könnte. Sie sollten ihn an sich ziehn und statt die Leute über ihn zu hören, selbst forschen, dann würden Sie sehn, wie sonderbar ich die Rücksicht finden muß, die Sie von mir verlangen. Vergleichen Sie ihn doch mit den langaufgeschossnen Junkersöhnen, die Sie um sich und Ihre Tochter dulden, diese beiden Stetterwitz, der blonde Kalkenstein, der steife Wetterheimb, der jeden Satz mit ›Ja, ja‹ anfängt, — das sind wohlerzogne Dummköpfe und eingebildete Narren …«

»Derartige Vergleiche verbiete ich mir ein für allemal! Verstehn Sie mich recht, ich wünsche nie, daß ein Mensch, der unter irgend einer Form in meinem Hause Dienste thut, mit jungen Leuten auf eine Stufe gestellt wird, deren Eltern eine angesehne Stellung einnehmen. Mein dümmster Gast ist mir lieber und überhaupt mehr wert als mein klügster Diener.« Sie sagte das sehr heftig und so stark accentuiert, daß Craw betroffen wurde.

»Sie werden mich trüb machen und ich werde dann lustig sein müssen, um mich zu betäuben. Sie stürzen mich in ein moralisches Kali causticum-Bad, das ist unfreundlich!«

»Werden Sie nur trüb, d. h. lustig und witzig, werden Sie immerhin ein wenig Teufel, dann kann ich Sie draußen brauchen. — Geben Sie mir den Arm, ich habe der Gesellschaft einen überaus interessanten Besuch anzukündigen.«

Ihre Bewegung war wieder vorüber, sie hatte ihr konventionelles Lächeln auf den Lippen, drapierte ihren Shawl um die Schultern, setzte den leichten Hut, den sie vorher auf den Tisch gelegt, wieder auf den Kopf und schritt stolz und sicher an Craws Seite hinaus, wo eine kleine Anzahl von Damen und Herren auf der Terrasse versammelt war.

Zwei ältere Damen durchblätterten ein Album, eine junge Frau wand einen Kranz, zu dem ihr die Blumen von einem Herrn von Stetterwitz gereicht wurden. Er hatte aus dem Salon ein Kissen geholt, es auf die Steine geworfen und saß nun mit dem Körbchen voll Wiesenblumen zu Füßen der hübschen Blondine. Die Gruppe wäre recht artig gewesen, wenn der unglückliche Herr nicht überaus lange Beine gehabt hätte, die er auf seinem niedrigen Sitze gar nicht unterzubringen wußte. Eine zweite einzelne Dame, dem Aussehn nach ein älteres, sehr »vornehmes« Mädchen, gefiel sich ein wenig seitwärts in einer emanzipierten Stellung, d. h. in der verschränkten Lage ihrer unteren Gliedmaßen, die — wir wissen nicht warum — verpönt ist. Sie hielt die Belagerung dreier junger Leute aus, die höchst animiert waren, und ihr ein Versprechen abzudringen suchten, das sie halb nachlässig, halb kokett zu verweigern schien. Hiezu kommt noch ein Mann im Mittelalter mit einem Ordensbande im Knopfloche, dessen reservierte Gesichtszüge, auf denen ein dauerndes Lächeln balancierte, ihn als einen vormärzlichen Diplomaten erkennen ließen, — und endlich eine Gruppe zum Teil sehr junger Herrn, die mit dem Brauen einer Bowle Maitrank beschäftigt waren. — Damit sind die Fremden vollzählig. Der Diplomat, ein Baron Stockhausen, erklärte in Ermanglung anderer Beschäftigung, daß er im Besitze des allein richtigen Maitrankrezeptes sei, und daß er den Herren »einmal« bei sich beweisen wolle, wie ihr Verhältnis von ? Champagner zu ? Zeltinger ein durchaus ketzerisches sei. Sie wußten indes, daß dies »einmal« nie kommen würde, da der edle Baron sich einer großen Sparsamkeit befleißigte, und genossen darum lieber hier, was sich ihnen bot. Graf Wetterheimb, ein bonnenser Student, der sich

Extraferien machte und auf eine weitläufige Verwandtschaft mit den Hehlen hin für gut gefunden hatte, sich auf einige Wochen in Hehlenried nieder zu lassen, spielte den Wirt. Der Graf selbst war zwar unten, aber übler Laune oder, wie er sagte, krank; er ging etwa fünfzig Schritte der Terrasse gegenüber, unter den Bäumen, auf und nieder, wobei er sich auf den Arm seiner Tochter zu stützen schien.

Hugo war sehr alt geworden, seine Haare waren fast weiß und sein Gesicht zeigte keine Spur mehr von Frische. Er konnte jetzt für den Vater seiner Frau gelten, die in der letzten Zeit nur ein wenig an Fülle verloren hatte, sonst aber immer noch gesund, ja sogar blühend aussah. Es schien, als ob aller Kummer, der über sein Haus gekommen, nur an ihm die abspannende Kraft geprobt hätte, während er Ceciles Lebensbewußtsein gesteigert. Er war geschwächt und zerknickt, sie schien gestärkt und allem, was da kommen konnte, überlegen. Diese verschiedene Wirkung ist natürlich. Menschen ohne höheren Trieb, ohne großes Bewußtsein kommen, solang der Organismus frisch und zu jeder gewöhnlichen Thätigkeit bereit ist, leichtfertig über alles hinweg. Es gibt keine Pausen in ihrem Leben, denn der Organismus hilft sich sogleich durch Schlaf. In dem Momente aber, in dem die Organe durch das ewige Einerlei der an sie gestellten Forderungen schlaff werden und lässig fungieren, tritt Hypochondrie, Müdigkeit, die keine Hilfe im Schlafe findet, und jene Ängstlichkeit ein, die den geringsten Kummer schon riesenhaft auf dunklem Hintergrunde ausmalt und über möglichen Details die Möglichkeit der Rettung überhaupt vergißt. Hugo war, was die meisten wenig begabten Menschen in seiner Lage werden, bis zum vierzigsten Jahre ein Philister im Genusse gewesen, er war abgebraucht durch immerwährenden, leidenschaftslosen und ungenialen Genuß, er hatte sich treiben lassen wie eine Mariendistel in einer holländischen Grube: — wenn ihr die Wärme nicht mehr stromweise zuschießt und das lose Zellengewebe anfängt trocken und holzig zu werden, gibt es kein Mittel, die Pflanze zu halten. Er versank in sich selbst, wie die

üppigen Blätter jener Distel in der Sonne zusammenkriechen, trauern und endlich sterben. — Mit Cecile war es anders. Sie hatte eine starke, straffe Natur, sie war rastlos thätig, ihr Plänemachen, ihr geistiges Arbeiten bot Wechsel, sie war leidenschaftlich und hatte früh ihre Kraft im Bewältigen und Anhetzen dieser Leidenschaften geprobt, sie war in anderer Weise blasiert als ihr Mann. Das, was man Gemüt nennt, war in ihr untergegangen, es hatte weder in ihrem Familienkreise, noch in der Sphäre, in der sie sich bewegte, Nahrung gefunden, sie war in mancher Beziehung degradiert, ja verloren, aber grade darum bildete sie ein Ganzes, grade darum war sie von Stahl. Ihr Organismus trug sie, sie konnte nicht erliegen, denn sie war zu allem fähig. Sie war geworden, was sie an der Seite eines grobsaitigen Mannes werden mußte. Die Stirn dominierte alle andern Züge, sagten wir oben, und damit ist alles gesagt.

Überraschend war zwischen diesen beiden Personen, von denen die eine aus Mangel an jener Spannkraft, die mitunter auch über das Maß des Gewöhnlichen zu greifen vermag, die andere aus übermächtiger Energie an innerem Werte verloren hatte, die Erscheinung ihrer Tochter. Hätte sie nicht Mund, Nase und Stirn von ihrer Mutter gehabt, wäre in dem Gesamtausdrucke ihres Gesichtes nicht viel gewesen, was an ein Bild erinnerte, das ihren Vater sehr jung darstellte, — so hätte man nicht geglaubt, daß dies zarte sanfte Wesen mit den großen braunen Augen, den schlichten braunen Haaren und dem anspruchslosen, fast kindlichen Betragen die Tochter Cecile Hehlens sei. »Luise hat nichts von mir als ein Stück Gesicht!« pflegte ihre Mutter zu sagen. »Sie liebt blasses Mondlicht wie ich ein buntes Feuerwerk; sie pflückt Vergißmeinnicht wie ich tropische Blüten breche, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich fast aus dem Tode ihrer Blume ein Gewissen macht; — sie ist schrecklich, eine deutsche Jungfrau ohne Feuer und Leben. Freilich wird sie mir nie Sorge machen, denn sie ist gehorsam und einfach, aber sie wird sich, wenn sie erst verheiratet ist, zu Tode langweilen; ich habe also auch keine Freude

von ihr zu erwarten.«

Die Gräfin war ihr eben so gram als der Graf an ihr hing. Ihm machte sie Freude. Wenn sie ihn mit ihren schwimmenden Augen mild und liebevoll ansah, vergaß er auf einige Zeit, daß er nichts geworden war als ein dunkler Planet, der sich im Sonnensystem seiner Frau bewegte und alles Licht von ihr empfing. Er besaß gar keinen Einfluß, gar keine Autorität mehr, sie hatte in den letzten Jahren, je mehr er den Kopf verloren, desto fester die Zügel ergriffen und ihn fast mit Verachtung in den Hintergrund geschoben. Eine Menge von Dingen war dabei wirksam gewesen. Ihr hatte nie der geringste Vorwurf gemacht werden können, ihr Ruf war in tausend Abenteuer, aber in keins, das sie kompromittierte, verwickelt, während ihm die allergewöhnlichsten Streiche nachgesagt wurden. Jedes Verzeihen gibt ein Übergewicht, und eine Reihe von erhaltenen Verzeihungen raubt endlich jeden Anspruch auf Geltung. Wird eine gewisse Summe überschritten, so stehen alle früher getilgten Schulden wieder als Schuld da, der Posten ist erdrückend, er macht jede neue Schenkung unmöglich. Das Verhältnis ist gelöst, der unversöhnliche Spalt wird nur vom »guten Tone« übergipst, weil man sich nicht scheiden kann, sondern sich scheiden *lassen* muß. Das macht peinlichen Eklat; die Gesellschaft ist durch den Schein zufrieden gestellt, wird aber durch den Eklat verletzt, es bleibt also nichts übrig, als dem Scheine zuliebe zu Grunde zu gehn, wenn man sich nicht über die Gesellschaft zu stellen weiß. Und es ist ein Zugrundegehn, wenn das höher berechtigte Dasein ein beschränktes, vegetatives wird. Cecile betrog sich über ihren Zustand, weil sie sich selbst hatte; der Graf täuschte sich darüber, weil er nicht dachte und weil seine blühende Luise um ihn war. —

Sie opferte sich ihm auch jetzt, so nannten es wenigstens die andern, obgleich es ihr gewiß kein Opfer war, die Bowlenbrauer, den Diplomaten und die andern Schwätzer zu missen, um ihrem Vater als Stütze zu dienen. Sie sprach nie viel, aber sie plauderte doch ab und zu heiter und tröstlich für den niedergeschlagnen

Mann, so daß er wohl ein Recht hatte, Luise seinen Engel zu nennen.

Als Cecile erschien, veränderte die Gesellschaft einen Augenblick das Gesicht. Der Gehilfe der Kranzwinderin wickelte seine Beine in einen Knäuel zusammen, auf dem er in die Höhe schnellen konnte, — er glich jenen Figuren, die aus Vexierdosen springen, wenn man den Deckel öffnet; die Herren von der Bowle salutierten mit Glas und Kelle; der Diplomat a. D. versicherte, daß er mit Schmerzen auf den Moment gewartet, der Dame vom Hause ein Wort über seine tiefe Ergebenheit zu sagen, und die Damen versuchten sogleich ihre Königin in Beschlag zu nehmen. Indes liefen ihnen diesmal die Kavaliere der Emanzipierten den Rang ab.

»Gnädigste Gräfin«, rief der eine, ein Herr von Friedelstedt, »es ist ein Glück, daß Sie endlich erscheinen, Komtesse Grasenapp will sich durch keine Vorstellungen, keine Bitten bewegen lassen, dem für morgen projektierten Kirchturmrennen beizuwohnen, es gelingt Ihnen gewiß, ihren Widerstand zu besiegen, ja Sie haben sogar die Verpflichtung …«

»Ei, das wäre!«

»Gewiß! Wenigstens wäre es billig, wenn Sie unsre Bemühungen um eine Preisrichterin unterstützten, da Sie so spät, erst vorgestern, erklärt haben, daß Sie Ihr herkömmliches Amt diesmal nicht übernehmen könnten. Und eine Dame muß es doch sein, wie überhaupt die Gegenwart der Damen die Reiter erst kühn und waghalsig macht …«

»Versteht sich! Die steeple-chase ersetzt das Turnier; im Pferderennen liegt die Romantik des neunzehnten Jahrhunderts, und wo bleibt die Romantik ohne Damen?«

»Das wollt’ ich ja eben sagen, Baron Craw. Da *Sie* meine Ansicht unterstützen, darf ich auch hoffen, daß die Gräfin nachgibt.«

»So werden Sie brauchbarer, als wenn Sie philosophieren, Craw«, sagte die Gräfin halblaut.

»Sie überlegen schon, dann haben wir gesiegt.«

»Wie nun aber, wenn sich seit vorgestern meine Meinung

geändert hätte, wenn ich unter anderem ohne Ihre neue Aufforderung und ohne Baron Craws ›geistreiche‹ Bemerkung wirklich die Absicht hätte, unter gewissen Bedingungen mein Ehrenamt selbst zu verwalten?«

»Das wäre großartig liebenswürdig!« riefen die Herren. »Sagen Sie uns nur die Bedingungen; wenn Sie nichts weiter geben als sechs Fuß Hecke, einige Graben und hundert Schritte Moorboden nebst einer Schwimmpartie durch den Bach, so sind sie im voraus angenommen!«

Die Herren schienen in der That sehr glücklich über diese Wendung und kümmerten sich nicht weiter um die Emanzipierte, die ein arg verdrießliches Gesicht machte und offenbar bereute, zu lang unerbittlich geblieben zu sein.

»Meine Proposition weicht nur wenig, aber freilich wesentlich von Ihrem Plane und der ausgesteckten Trace ab. Statt nämlich morgen schon zu reiten, wünsche ich eine Frist von zwei Tagen; statt die Felsecke und das Steingeröll links am Dorfe zu umgehen, wird es in die Bahn gezogen … Das scheint Ihnen bedenklich? Ich werde Ihnen hernach erzählen, bei welcher Gelegenheit mein Mann, freilich vor längerer Zeit, diese Passage nicht — abgeklettert, wie es in Ihrem Belieben steht, sondern Fanfaro genommen hat. — Einen Ehrenpreis setze ich natürlich aus. Ritte Herr von Friedelstedt allein, so wär's, um die Romantik glänzen zu lassen, jedenfalls eine Bandschleife, da die andern Herren aber weniger romantisch sind, mag's etwas anderes sein. Ich bekam heute eine schön ziselierte Vase oder vielmehr, ich gewann sie … lieber Wetterheimb, wollen Sie Karl oder einem andern Diener sagen, daß er das Kistchen, das in meinem Boudoir auf dem Spiegelkonsol steht, herunterbringt! … Ich glaube, daß selbst Ihnen, Herr von Friedelstedt, dieser Preis lieber sein wird, zumal der Gegenstand ebenfalls romantisch ist. — Nun aber zur Hauptsache, die Ihnen zugleich auch das Mysteriöse meines Vorschlags aufklären wird.«

Sie stand im Augenblicke fast am Rande der Terrasse, wohin sie in der Absicht vorgegangen zu sein schien, ihren Mann hören zu

lassen, was sie sagte. Wenigstens blieb er ihr gegenüber stehn. Die Herren standen ihr zu beiden Seiten, die Damen ein wenig zurück in der Mitte, so daß sie den Mittelpunkt der Gruppe bildete und durch die Pause, die sie in ihrer Rede machte, nach allen Richtungen hin ein Ereignis ankündigen konnte.

»Wir bekommen noch heute einen höchst interessanten Besuch. Erst vor einer Stunde erhielt ich die bestimmte Nachricht von seiner Ankunft. Ein überaus origineller, bedeutender Mann …«

»Mehemed Ali vielleicht? Oder der verstorbene Lord Byron?« fragte Craw mit einer Verbeugung.

»Hätten Sie noch Paskiewitsch geraten, so wären Sie wenigstens auf einen Landsmann verfallen. In wenigen Stunden trifft von Paris aus Herr Tetarskoff hier ein.«

Der Graf starrte seiner Frau sprachlos in ihr marmorruhiges, nur von einem leichten Lächeln geschmücktes Gesicht, während Luise ihre Augen erstaunt auf Craw heftete, der plötzlich bleich geworden war und Wetterheimbs Arm ergriff, um seine Erschütterung nicht zu verraten.

»Herr Tetarskoff?« fragte der Diplomat. »Es gibt Grafen Tetarskoff, ich speiste bei einem solchen, als ich in Petersburg attachiert war. Gehört er zu dieser Familie?«

»Kein Zweifel! Aber Sie wissen ja, daß es in Rußland nicht gebräuchlich ist, die Titel, wie bei uns, immer vorzusetzen.«

»Ist er alt oder jung?« fragte die Emanzipierte.

»Kaum eins oder das andere. Er ist sehr liebenswürdig und erwies uns in Paris, als wir zuletzt dort waren, alle erdenkbaren Gefälligkeiten. Er ist leidenschaftlicher Reiter, wie er mir wenigstens versicherte, und da es ihn doch wohl zu sehr angreifen würde, schon morgen von der Partie zu sein oder ihr wenigstens zuzusehn, hielt ich’s für meine Pflicht, mein Bestes zu thun, dies Vergnügen für ihn aufzusparen. Herr Tetarskoff, — denn wir dürfen ihn nicht anders nennen als er selbst, — ist ein außergewöhnlicher Mensch, wie Sie bald finden werden, wundern Sie sich also nicht, daß ich seinen Besuch als etwas Ungewöhnliches ankündige.«

Craw hatte sie mit höchster Spannung beobachtet, aber er konnte weder einen Farbenwechsel, noch eine Alteration in der Stimme wahrnehmen. Sie sprach vollkommen leicht und ruhig.

»Er kommt wirklich, und schon heute, ohne alle Vorbereitungen?« rief der Graf mit einem halb kläglichen, halb erschreckten Ausdrucke.

»Nun lieber Hugo, du lebst wohl bereits so sehr deinen heraldischen Forschungen, daß du glaubst, unser Haus sei nicht jeden Augenblick zur Aufnahme jedes Gastes, also auch eines Tetarskoff, bereit.« Sie heftete bei diesen spöttisch gesprochenen Worten ihre Augen brennend auf ihren Mann, der noch immer nicht zu begreifen schien, daß er schweigen oder seine Freude äußern solle. »Wirklich, mein Mann macht mir da ein schönes Kompliment, zum Glücke sorg' ich dafür, daß er sich täuscht.«

Des Grafen Blicke hingen ebenso ungläubig an ihrem Gesichte als die Craws. Sie schien es indes müde zu sein, irgend etwas zur weiteren Beruhigung Hugos zu thun und überließ ihn seinem Schicksale. Ein Diener hatte unterdes das Kistchen gebracht, die Neugier der Anwesenden wurde gefesselt, und so die Bestürzung des Grafen der Aufmerksamkeit entzogen. Er verlor sich in den Gängen und kehrte wahrscheinlich auf einem Umwege nach seinen Zimmern zurück, denn Luise kam bald darauf allein zu den andern, die sich um die prachtvolle Vase versammelt hatten. Sie war von Silber und vergoldet, so daß der Wert des Materials den Kunstwert unterstützte.

»Ich weiß indes nicht, wie Sie dazu kamen, diesen ›Gegenstand‹ einen romantischen zu nennen«, sagte Craw. »Die Vase ist bestimmt nach einem antiken Modelle gearbeitet, und wenn ich nicht irre, die In Quarto-Ausgabe eines Folio-Originals in Bronze, das ich im bourbonischen Museum in Neapel sah.«

»Wie es nun schon mitunter geht. Alle Welt weiß oder könnte wissen, wenn sie sich die Mühe gäbe, Sie so genau anzusehn als ich, daß Baron Craw durch und durch klassischen Geschmack hat und äußerst vertraut mit antiker Kunst und den Alten überhaupt ist, daß

er aber trotz alledem, sowie er selbständig auftritt, durch und durch Romantiker ist. So ist denn auch die Vase … Ah, nun werden Sie triumphieren, denn ich fühle, daß die Anwendung, die ich gern mit einem kleinen Seitenhiebe verbinden wollte, nicht recht klappen will. Die Vase selbst ist klassisch, aber die Weise, in der ich sie erhielt, ist romantisch, denn wie gesagt, sie scheint viel Wert zu haben und doch kostet sie mich fast nichts. Man spielte sie aus, und ich gewann sie. Das ist so gut wie ein Geschenk von einer unbekannten Macht und versetzt in die Zeit der Romantik, in der es noch Zwerge und Feen gab, die ihre Lieblinge über Nacht mit allerlei schönen Spielwaren überraschten. Sie sehn, ich helfe mir heraus. — Meinen die Herren nun nicht, daß es sich lohne, da die Ehre des Sieges noch durch dies hübsche Spielzeug geputzt wird, den Ritt über das Geröll zu versuchen? Wenn Herr Tetarskoff hört, daß die Partie ihm zu Gefallen verschoben worden, nimmt er gewiß teil, und ich bin eine zu gute Patriotin, als daß ich wünschte, daß ihm der mögliche Sieg durch leichte Bahn und Mangel an Bewerbern gar zu spielend zufiele, denn, ich wiederhole es, er ist ein berühmter Reiter.«

»Aber, gnädigste Gräfin, wir halten es insgesamt für unmöglich, in irgend einer Gangart die Wand und das Geröll zu passieren, ohne den Pferden oder uns Schaden zu thun.«

»Sagen Sie das nicht zu laut, ich bin überzeugt, wenn mein Mann in der Nähe wäre, könnte er die Lust nicht überwinden, eine Geschichte, die er noch vor wenig Jahren täglich mindestens einmal erzählte, aufzutischen und darüber seine Gicht für zehn Minuten zu vergessen.«

»Wir kennen sie nicht, und Sie versprachen uns den Beweis für die Möglichkeit des Rittes durch eine Geschichte zu liefern.«

»Hören Sie also. — Wir lebten hier nach meines Vaters Tode sehr einsam und hatten lange Zeit fast keine andre Unterhaltung als den Spott, den wir selbst mit einem höchst närrischen Subjekte trieben, das als Schloßkaplan seit vielen Jahren schon im Hause war. Dies sonderbare Männchen, eine Figur, von der Hoffmann

gewiß Wunder berichtet hätte, trieb aus Langweile fast ebenso verwirrte Studien wie Baron Craw. Unter anderem wollte er einen Schlüssel zu der antebabylonischen Sprache finden und suchte ihn bei Zigeunern und anderem Gesindel, das sich in den Forsten, die sich vor zwanzig Jahren noch bis dicht an den Park erstreckten, niedergelassen hatte. Man wollte sie hier nicht dulden und beschloß sie aufzugreifen. Sie erfuhren indes das Vorhaben irgendwie, nahmen den Kaplan, der ohne Arg zu ihnen kam, gefangen und hielten ihn als Geisel zurück. Er schrieb einen Zettel, den zwei Männer brachten, die mich im Parke anfielen, als Hugo, — damals mein Bräutigam, — mich auf eine Viertelstunde verlassen, um sich eine Jagdflinte zu holen. Mein Ruf nach Hilfe zog indes einen Menschen herbei, der früher im Schlosse gearbeitet hatte, aber über den Tod seiner Frau verrückt wurde und spurlos verschwand. Ein zartnerviger Proletarier, Craw, das ist Wasser auf Ihre Mühle! Das beste war, daß er zu rechter Zeit kam, die Schurken zu verjagen und mich zu sichern. Hugo tobte, bot von allen Dörfern noch denselben Abend Hilfsmannschaften auf, umstellte den Wald und trieb die von allen Seiten Gedrängten, denen noch dazu die Fortschaffung der Weiber und Kinder, sowie ihres Gefangenen, den sie nicht aufgeben zu wollen schienen, Schwierigkeiten machte, endlich an der ›Wand‹ zusammen. Sie zogen sich in das Geröll zurück und fingen an zu kapitulieren. Als ihr Versprechen, abzuziehn, nicht angenommen wurde und sie nicht bloß den Kaplan, sondern auch die beiden Leute ausliefern sollten, die mich belästigt hatten, versuchten sie in der Verzweiflung zur Offensive überzugehn, schlugen an einem Punkte auch die Bauern, die sich vor den wilden Gestalten fürchteten, zurück und hofften schon zu entwischen, als Hugo, der sie von der Seite umgangen hatte, mit den Schloßleuten auf sie eindrang und sie zurückwarf. Nur die Männer hatten diesen Ausfall gewagt, sie wußten, daß man ihnen die zurückbleibenden Weiber baldigst nachsenden würde. Indes schienen sie auch für den Fall des Mißlingens Befehle zurückgelassen zu haben, denn kaum stürzten die Flüchtigen wieder

zwischen die Felsstücke, so zerrten die Weiber den unglücklichen Kaplan auf die Wand und machten Anstalten, ihn den Abhang hinunterzurollen. Sie drohten nun ganz bestimmt, den Armen zu opfern, wenn man sie nicht ziehen ließe. Hugo war aber einmal im Kriegsfeuer und wollte von Bedingungen nichts wissen. Er sah, daß er einer Bande gegenüberstand, welche, wie sie an mir schon bewiesen, doch wohl andere Elemente berge als harmlose Zigeuner; er wollte sie vernichten und ließ plötzlich von den Förstern und Jägern Feuer auf sie geben. Einige fielen, die andern stürzten mit Geschrei auf den Kaplan los … da sprengte Hugo (ohne irgend Schaden zu nehmen) quer über das Geröll, bald von Stein zu Stein setzend, bald über die losen Steine hin und von der Seite die Wand hinauf, aber in einem Nu, rasch wie ein Blitz, so daß die Bande vor Schreck und Staunen starr wurde und in die Knie sank. Diese Tollkühnheit hatte sie entwaffnet. Man brachte die ganze Sippschaft gebunden hier herein und transportierte sie samt den Verwundeten über die Grenze. — Seit jener Zeit ist durch den Steinbruch die Schwierigkeit um die Hälfte geringer, die großen gedrängten Stücke sind weggeräumt, und nur die lose Partie erfordert einige Vorsicht. Es ist eine Kinderei, ich würde Luise mitzureiten erlauben, wenn es irgend paßte.«

Die Herren schüttelten immer noch bedenklich den Kopf.

»Und der Kaplan, was wurde mit ihm?« fragte die Kranzwinderin, die viele Romane gelesen haben mochte, an deren Ende getreuer Bericht über das Verbleiben aller gegeben wird.

»Der Kaplan erholte sich nie wieder von diesem Abenteuer, er erzählte fürchterliche Geschichten, die zugleich unendlich lächerlich waren, so daß man zur selben Zeit das Haar zu Berge steigen fühlte und doch recht herzlich lachen mußte. Sie hatten ihn behandelt, wie Don Quichotte von den Maultiertreibern behandelt wurde, allen möglichen Unfug mit ihm getrieben, kurz ihn als ihren Hofnarren betrachtet. Er versicherte in dem halben Delirium, das ihn seit jener Zeit nie verließ, daß ihn im Himmel ein Platz bei den Märtyrern erwarte, denn er sei fast bis zum Tode an den Hals

gehenkt worden, weil er sich geweigert, Tag für Tag Paare zu trauen, zu trennen und wieder anderwärtig zu verbinden. Das traurigste für ihn war, daß die saubre Gesellschaft, bei der er nicht ganz so gut weggekommen wie Daniel in der Löwengrube, mit dem er sich auch verglich, nicht einmal aus Zigeunern bestand, die er suchte. Es gab nur zwei gelbe Familien darunter und diese waren oder wurden wenigstens wie Leibeigne behandelt von verlaufnem Gesindel, das erst Zuflucht bei ihnen gesucht, sie dann unterdrückt und selbst korrumpiert hatte.«

»Es ist wirklich gut, daß die Forsten gelichtet worden sind, Karl Moors böhmische Wälder sind zu nahe. Das mag auch der Grund dafür sein, daß die Forstkulturen allenthalben so ins Arge geraten sind. Reine Furcht vor Räubern. Man schlägt die Stämme nur der Sicherheit wegen und aus Menschenliebe zusammen«, sagte Craw. Als er aber zu sehn glaubte, daß Cecile ernst wurde, brach er ab.

Eine Anekdote erzählt immer eine weitere, verwandte, und das Thema der Räubergeschichten von dem berüchtigten antiken Fichtenbeuger bis zu Crotinus ist mindestens ebenso unerschöpflich als das unerschöpfliche der Gespenstergeschichten. Man verlor sich auf diesem Felde, und alle, mit Ausnahme Luisens und des Diplomaten, steuerten bei. Darüber ward es Abend, die Gesellschaft zog sich in die Galerie zurück, wo Thee serviert wurde, und blieb, durch die Erwartung und das Vertrauen auf den Mondschein, den der Kalender versprach, zurückgehalten, über die gewohnte Zeit. Tetarskoff war noch nicht gekommen. Endlich sah man einen schweren Reisewagen, mit vier Postpferden bespannt, die Parkecke schneiden und hörte bald darauf das Posthorn im Schloßhofe.

Cecile schloß bei dem ersten Tone für einen Moment die Augen, wie man unwillkürlich zu thun pflegt, ehe man die Würfelpunkte beim letzten entscheidenden Wurfe zählt. Craw schickte einen Diener ab, um nachzusehn, ob es der Erwartete sei, und befahl ihm für diesen Fall, seine Ankunft dem Grafen zu melden.

»Lassen Sie nur, es ist alles zu seinem Empfange bereit! Heeren wird ihm sagen, daß Hugo unwohl ist und daß ich ihn bitten lasse,

sich sobald als möglich zu uns zu bemühn.«

Der Diener brachte die Nachricht zurück, daß der Wagen allerdings Herrn Tetarskoff gehöre, daß er selbst aber am Anfange des Dorfes ausgestiegen sei, um die Gegend besser genießen zu können. Er kam zu Fuß nach.

»Dann kömmt er durch das große Parkthor«, sagte Cecile zu Craw, »ich fürchte, daß es schwer sein wird, ihn heute noch in unsern Kreis zu bringen, wenn wir ihn erst ruhn lassen, da es nun einmal später geworden ist, als ich gehofft. Ich muß eine Intrige einfädeln, um ihn zu fangen, denn ich möchte um jeden Preis mein Versprechen, ihn heute noch vorzustellen, halten. Für Sie ist die Mission zu wenig verwickelt, Baron Stockhausen, Sie behalt' ich in Reserve. Aber Sie, lieber Craw, geben wohl Luise Ihren Arm und gehen mit Wetterheimb bis zur Platane links oben, von da übersehn Sie die Pforten und können sich ihm jedenfalls irgendwie in den Weg manövrieren. Er ist groß, hager und trägt eine Brille, Kleider können nicht angegeben werden, das ist alles, was ich Ihnen zu sagen weiß. Ihr Scharfsinn mag das übrige thun und einen Vorwand finden, ihn, wie er kömmt, in die Galerie zu bringen, ich habe meinen Plan.«

»Könnten Sie Ihren Steckbrief nur wenigstens in der von dem österreichischen Ministerium beliebten Weise durch einige genauere Merkzeichen vervollständigen, damit ich Ihnen nicht durch die Gewalt meiner Überredung irgend einen hungrigen Strolch, dessen Augen durch Nachtstudien schwach geworden sind statt des Erwarteten bringe«, sagte Craw scheinbar obenhin.

»Bah, ich unterscheide eine Person von Stande auf zwanzig Schritt von einem Rotürier«, bemerkte Wetterheimb.

»Am Gesicht, an der Haltung, am Mienenspiel?«

»Nein, an der Wäsche.«

»Ah, dann macht also die Wäscherin die Person zu einem Menschen von Stande. Ein gutes Kriterium, ganz unleugbar!«

»Aber das österreichische Ministerium …?« fragte der Diplomat.

»Ei, die weisen Herren setzten als ›besondres‹ Kennzeichen in

den Steckbrief, den sie hinter Kossuth erließen, daß er — verheiratet sei. Ich besitze ein Exemplar dieses Dokuments, kann Ihnen also im Falle des Zweifels den authentischen Beweis liefern. Sie müssen gestehn, daß dies ›besondre‹ Kennzeichen sehr genau ist.«

Die Gräfin rief, während dies von den Herren besprochen wurde, Luise zu sich und setzte dem jungen Mädchen den dichten Feldblumenkranz auf den Hut, den die hübsche Blondine vorher gewunden, und der jetzt müßig auf dem Marmortischchen lag. Diese unerwartete Freundlichkeit machte das Kind erröten und erhöhte seinen friedlichen Reiz. Luise küßte der Mutter die Hand, und diese sah ihr mit einem Ausdrucke, der sich nicht enträtseln ließ, nach.

»Komtesse Luise übertrifft sich heute selbst an Anmut und Schönheit!« sagte ein Stetterwitz.

»Ja, sie ist ganz artig, aber wie eine Statue«, sagte die Gräfin. »Man möchte sie unter eine Glasglocke stellen, denn es ist schade, wenn Staub auf sie fällt, sie hat nicht den Mut, ihn abzublasen.«

»Sie sind entsetzlich ungerecht gegen Ihre Tochter«, sagte eine von den älteren Damen. »Das liebe Kind, denn Luise ist ja noch ein Kind, meines Wissens noch nicht sechzehn Jahre …«

»Doch wohl nahe an achtzehn; nicht wahr, liebe Gräfin?« warf Komtesse Grasenapp ein.

»Sie sollte wenigstens kein Kind mehr sein, denn sie ist nur ein Jahr jünger als Sie meinen und schon ein Jahr älter als Frau von Rüttberg glaubt.«

»Immerhin ist sie eine kindliche Erscheinung.«

»Eine akkordiöse, wohllautende«, sagte der romantische Friedelstedt.

»Ich glaube, daß sie tiefer empfindet und geistig mehr entwickelt ist, als Sie meinen«, bemerkte die junge Frau.

»Leider teilt sie sich nie mit«, sagte die Grasenapp.

»Ich fürchte, Sie behandeln meine Tochter noch wie eine von den nébuleuses in Grandvilles Etoiles, wenn Sie fortfahren. Lassen

Sie das ›Kind‹, ich werde für die Kleine denken.« —

Man thäte den Gesellschaften unrecht, wenn man ihnen einen Vorwurf daraus machte, daß es stets eine Person ist, die, wäre es auch unter Pairs, den Vorsitz übernimmt, — und man thäte ihnen zu viel, wenn man glaubte, daß Bescheidenheit die anderen bewegt, ihre Ansprüche herabzustimmen. Es entwickelt sich ein solches Verhältnis rasch und überall, weil es Bedürfnis ist. Auch die geistreichsten Menschen können, nur wenn sie zu zweien sind, gleiche Rechte beanspruchen, der dritte machte, wenn die Unterhaltung eine solche bleiben soll und es nicht auf das Auskämpfen eines wichtigen Streitpunktes ankömmt, das Gleichwiegen, das harmlose Hin- und Herschnellen des Gedankens schon unmöglich, wenn nicht sogleich stillschweigend für einen oder den anderen eine gewisse konventionelle Obmacht kreiert würde. Nur die Debatte, die endlich durch den Sieg ein Resultat erzielen soll und will, kann vielköpfig sein, die Unterhaltung, das fühlte auch schon Boccaz, verlangt einen Mittelpunkt, sonst gibt sie kein Bild, zerfährt und flattert ohne Versöhnung auseinander. Eintönig muß sie darum nicht werden, und wo sie es dennoch wird, ist es die Schuld der Anwesenden. Die Sonnenbeleuchtung wirkt und spiegelt sich allenthalben, aber der Saum einer violetten Wolke färbt sich kupferfarben, der einer grauen weißgelb und nur auf einer so dunklen, daß man sie schwarz nennen könnte, schlagen sich die Strahlen ohne alle Mischung in scharfen, glänzend goldnen Reflexen nieder. Über trüben, milchflockigen Himmel breitet der Sonnenuntergang einen dumpfen, rostfarbnen Ton, durch den sich einzelne Safranstreifen ziehn; Dünste und Rieselregen durchlaufen vom Kerne aus alle grauen und lila Schattierungen, bis sie am Rande in jene warmen, bräunlichen Tinten verwaschen werden, die in der Dekorationsmalerei von so großer Wirkung sind. Die Sonne läßt der Grundfarbe, dem Lokaltone, stets sein Recht, sie gießt nur eine neue Tinte an. Man kann sehn, daß blauschwarzes Tuch in scharfem Sonnenlichte saftig grüne Scheine bekömmt: die Strahlen mischen Gelb unter die gegebne Farbe, aber sie vertilgen das Blau

nicht, sie verändern nur seine Wirkung für das Auge. — So geht in Gesellschaften die Beleuchtung stets von einem Punkte, von einer Person aus, wenn sie harmoniös bleiben sollen, und es sind auch hier nur die völlig farb- und lichtlosen Partien, die gedankenlosen Menschen, die schwarzen Wolken, an denen sich die Wirkung des Lichtes ohne alle Beimischung zeigt, sie empfangen alles, was sie haben, alle Bedeutung von der Sonne, während die anderen nicht allein nichts von ihrem eignen Wesen verlieren, sondern noch so viel dazu erhalten, als nötig ist, um dem Ganzen den Charakter einer Einheit, eines übereinstimmenden, versöhnten Bildes aufzuprägen. Man malt in letzter Zeit oft Mond- und Fackelbeleuchtung durcheinander und schafft auf diese Weise künstliche aber geschmacklose Bilder, die ebenso unedel sind als der Versuch, den feuerspeienden Vesuv bei Mondschein zu malen. Abgesehn davon, daß es nie gelingt, und die Töne stets verfehlt sind, macht auch die schreiende Spaltung in dem Ausdrucke des Dargestellten einen widerwärtigen Eindruck, der uns nicht zur Anerkennung der dargebotenen Mühe und Farbenmischerei kommen läßt. Eine zerfahrene Gesellschaft in demselben Zimmerraume ist ebenso widerwärtig als ein zwiespältiges Bild in abgegrenzter Umrahmung. Auch sie bedarf einer gleichmäßigen Beleuchtung, es ist also wirklich eine Erfindung des wahren guten Tones, daß man sich willig dem Einflusse einer Sonne hingibt, ohne sich selbst darum aufzugeben. Und wir meinen gezeigt zu haben, daß ein solches Aufgeben nicht nötig ist und die Individualität sich wahren läßt, ohne darum dem Totaleindrucke schaden zu müssen. Es sind die Reflexe, die das Wesen der Beleuchtung markieren, ohne daß den Lokaltinten Eintrag geschieht. Dies Bedürfnis ist so natürlich, daß es bei einiger Gewandtheit und Lebenserfahrung namentlich der Hausfrau immer gelingen muß, die um sie Versammelten in einen Zauberkreis einzuschließen und gewissermaßen zu durchgeisten.

Cecile verstand diese Kunst vollkommen, und es war die Schuld ihrer gewöhnlichen Umgebung, nicht die ihre, wenn es mitunter

schien, als beleuchte sie nicht bloß, sondern leite. Ihr Regiment artete dann freilich in eine fremde Sphäre hinüber, sie regierte mechanisch durch unsichtbare Fädchen, die sie an alle, die sie lenken wollte, anzuheften wußte.

So war es ihr gelungen, heute die Anwesenden dergestalt zu spannen, ihnen so eigentümliche, hohe Begriffe von dem erwarteten Gaste beizubringen, daß sie überzeugt sein konnte, man würde auch das nach dem Salongeschmacke Bizarrste, das man sonst gewiß für mauvais genre gehalten, an ihm gutheißen. Ein Mensch wie er konnte alles thun, man hätte ihm sogar Grobheit verziehen. Man erwartete Überraschendes und wußte im voraus auch für das Überraschendste eine passende Entschuldigung. Das war ein Triumph, ein übergroßer, denn er triumphierte im Notfalle auch über geheiligte Formen.

Man hätte aus der dringenden Mühe, die sich Cecile nahm, dies Ziel zu erreichen, sehn können, daß ihr an einem solchen Resultate überaus viel gelegen sei. Sie lehnte sich nun auch stolz und lächelnd in ihre Ecke zurück und schien von keinem andern Gefühle als von der Ungeduld bewegt zu sein. Sie hatte für sich einen Hintergrund und für alles, was kommen konnte, eine Bühne geschaffen.

Endlich hörte man Stimmen und unterschied deutlich neben der Craws und Wetterheimbs eine fremde. Einen Augenblick später überschritt Luise die Schwelle, es gab eine kleine Pause, dann trat der Mann ein, der in völlig fremder Gesellschaft so viel lebhafte Gefühle warm hielt. Er schien sehr bewegt, als er sich dem glänzenden Kreise näherte, aber man konnte die Verwirrung, die sich einen Augenblick in seinem Gesichte abspiegelte, dem Einflusse des blendenden Lichtes, das von Kandelabern und Hängelampen aus seinen durch den Abendschimmer verwöhnten Augen entgegenströmte, zuschreiben, oder man konnte sie, wie hier geschah, damit erklären, daß es ihn bestürzt mache, unerwartet im Reiseanzuge einem auserlesenen Kreise gegenüber zu stehn. Das empfahl ihn sehr, und als er mit einem wohlturnierten Vorwurfe für die Gräfin, die ihn in so schlimme Lage gebracht, debütierte, d. h.

als er eine Phrase sagte, die zwar jene Anklage enthielt, aber doch leicht und gewandt genug darüber hinglitt, um zeigen zu können, daß er trotz alledem nicht geniert sei, meinten alle Anwesenden, daß die Gräfin nicht zu viel versprochen habe.

Wetterheimb, in seiner Eigenschaft als Wirt, führte ihn in den Billardraum, Tetarskoff legte seinen Überrock ab, wischte die Gläser seiner Brille klar, und erschien nun in leichtem Kampagnakostüme, sehr einfach, aber sehr elegant, und wenn man den Staub an seinen Gamaschen abrechnete, stand seine improvisierte Salontoilette der keines der Anwesenden nach.

»Er hat sein Haar gefärbt, er will jung aussehn!« dachte die Gräfin, als er wieder herantrat. »Desto besser!«

Die Vorstellungsszene ging vorüber. Tetarskoff verbeugte sich kaltblütig und leicht, setzte sich dann neben die Gräfin, an deren Seite ein Stuhl für ihn bereit stand, und verlor sich mit ihr in ein Gespräch, das von beiden mit einer gewissen reservierten Artigkeit geführt wurde und recht eigentlich gar nichts für die anderen bot, obgleich trotz Craws Bemühungen, die Aufmerksamkeit durch eine allgemeine Unterhaltung von jenem Zwiegespräche abzuziehn, fast alle Ohren dem raschen Geplänkel der französischen Worte folgten.

»Denken Sie nur«, sagte die Gräfin endlich, »Herr Tetarskoff will trotz des Vergnügens, das wir eigens für ihn aufgespart, mein Haus für die nächste Woche nur als Absteigequartier betrachten und von hier aus schon morgen weiterreisen, um erst später länger hier zu weilen. Was ist zu thun? Weiter hinausschieben läßt sich das Rennen nicht mehr …«

»So geben wir Herrn Tetarskoff Urlaub bis Mittwoch früh, aber nicht länger!« sagte Luise.

Diesmal verlor die Gräfin doch ihre Fassung. Sie begriff nicht, woher Luise den Mut nahm, mit einem Fremden in dieser Weise zu sprechen. Außer Craw wich sie sonst jedem Herrn aus. Das war rätselhaft. Cecile sah Craw an, der ihre stumme Frage durch ein Achselzucken und einen boshaften Blick beantwortete, — sie war verlegen und wollte sich damit helfen, daß sie streng sagte: »Wir

können nicht so über die Zeit unsres Gastes verfügen, wenn sie anderwärts dringender in Anspruch genommen wird.«

»Doch Mama«, sagte Luise einfach, »Herr Tetarskoff hat mir ein allerdings wahrscheinlich übereiltes Versprechen gegeben; ich weiß, daß es dir Freude macht, wenn deine Pläne nicht durchkreuzt werden, und du sollst die Freude haben, unsern Gast Mittwoch bei der Partie zu sehn.«

»Da haben Sie es nun, das kommt vom Versprechen ins Unbekannte hinein«, sagte Craw mit besonderer Betonung. »Ich bedaure nur, daß Sie so gut weggekommen sind.«

Luise hatte deutsch gesprochen, Tetarskoff, der versicherte, sehr wenig deutsch zu verstehen, bat sich eine Erklärung aus und sagte dann augenscheinlich unangenehm berührt, daß er folgen würde, weil er folgen müsse, daß es ihm aber schwer werde.

Luise war verstimmt, als sie den Erfolg ihres Machtspruches sah, und hielt nur mühsam die Thränen zurück, die ihr mit dem Gefühle, jemand etwas zu Leide gethan zu haben, zugleich der strenge kalte Blick der Mutter in die Augen preßte. Sie wich den Fragen der Damen nach der Art des verhängnisvollen Versprechens aus und schien sehr glücklich, als der Kammerdiener ihres Vaters ihr sagte, daß dieser sie zu sich bitten lasse. Cecile begleitete sie unter dem Vorwande, zu sehn, ob ihr Mann nicht Tetarskoff noch heute willkommen heißen könne, kam aber bald zurück. Sie hatte nur einige Worte mit Hugo gewechselt und Luise, nach dem Auseinandergehn der Gesellschaft, in ihr Schlafzimmer bestellt.

Auch Craw war verstimmt, er beobachtete Tetarskoff auf das peinlichste und schwieg den ganzen Abend über, so daß die Gräfin vollauf zu thun hatte, das Gespräch nicht stocken zu lassen, zumal bei einigen der Herrn die französische Konversation sehr zäh floß und dem Gaste zu Ehren diese Sprache ausschließlich beliebt wurde. Dieser war auch nicht so redselig, als man gehofft, — aber das war die Schuld der Reiseermüdung.

Das Resultat des Abends war, daß das Rennen nochmals um einen Tag hinausgeschoben wurde, und daß Tetarskoff versprach,

zu rechter Zeit einzutreffen und, falls er ein passendes Pferd bekäme, selbst mitzureiten: Dies zu können, versicherte er aber morgen mit dem frühsten wieder aufbrechen zu müssen. Dabei blieb's.

Die Wagen fuhren vor, der Salon wurde leer.

»Sie versprachen uns eine Vorlesung, Craw, kommen Sie morgen. Ich habe gesagt, daß wir nicht zu Hause sein werden, hoffe also, da man mir das nicht glaubt, daß wir allein bleiben«, sagte Cecile, als Craw sich empfahl.

»Ob aber das, was ich habe, für morgen paßt?«

»Gleichviel! Ich will, daß der morgige Tag mir gehört. Nehmen Sie an, daß zwei schlagfertige Heere einander zur Entscheidung gegenüber ständen, daß aber beide wüßten, es könne morgen noch nicht losgeschlagen werden: da sucht sich denn gewiß jeder womöglich mit Dingen zu unterhalten, die dem Kampfe fern liegen, um für den schlimmsten Fall noch einmal die ganze Raserei des Lebens durchzukosten.«

»Ich werde kommen!«

»Ja, und geißeln sie Ihr Herz mit Dornen, damit Ihr Humor stichhaltiger ist als heute. Wenn Sie *auch* anfangen, langweilig zu werden, wer mag denn da hier ohne Reservelungen das Feld behaupten. Leben Sie wohl!«

»Gute Nacht! Sagen Sie Luisen nichts Böses …!«

Wetterheimb trat hinzu, man verbeugte sich gegenseitig und ging.

ZWEITES KAPITEL.

KURZWEIL' WÄHREND DER WAFFENRUHE.

Es ist ganz natürlich, daß jeder neue Gedanke, jedes neue System mit einem gewissen Mangel an Bescheidenheit auftritt, nur ist die Spitze dieser quasi Unbescheidenheit nicht nach vorwärts, nicht der Zukunft entgegen, sondern nach rückwärts, gegen die Vergangenheit gewendet. Wer die Unzulänglichkeit der bisher für einen Zweck angewendeten Mittel erkennt, kann nichts anderes thun, als das unzureichende System stürzen; und dies zu vermögen muß er, falls er nicht selbst verstopft ist, seinen neuen Satz mit rauher Bestimmtheit aussprechen, obgleich ihm wohlbekannt ist, daß dieser auch nur so lang haltbar sein kann, als kein neuer Fortschritt ihn überflügelt. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß alle jene Männer, die einen großen, bedeutenden Gedanken gefunden, einen Gedanken, der ein entschiedner Fortschritt war, Bescheidenheit und Verstand genug besessen haben, ihn nur für eine bestimmte Zeit, und so lang gewisse Bedingungen galten, als unumstößlich zu geben. Die dogmatische Verwöhnung ihrer Schüler und der Menschen überhaupt zwang sie aber stets, die Negation in einen positiven Satz, in ein neues Dogma zu fassen, und wie denn jeder ungewöhnliche Lehrer das Geschick hat, von seinen Schülern mißverstanden zu werden, verknöcherten seine Sätze stets auf Grund des αύτός έφη der Nachbeter, und die Clique schrie Zeter und Mordio, wenn eine neue Phase des Wissens sich über der ihren entwickelte. Der Gedanke an ein Fertigsein, an ein Nichtweiterkönnen ist von pyramidaler Borniertheit, da jeder Tag fast eine neue Entdeckung bringt; das Geschrei von in der

Philosophie schon vorhandnem unrüttelbar Positivem ist unsinnig ohnegleichen, denn es ist eine Ausgeburt schmählicher Faulheit, die nichts sehnlicher wünscht als Stabilismus und Quietismus. Solang nicht alle Naturgeheimnisse ergründet sind, ist ein positives philosophisches System gar nicht möglich. Man muß also so hirnverbrannt sein wie alle religiös Orthodoxen, um einen Vorwurf für die Wissenschaft darin zu finden, daß jeder Satz gestürzt werden kann. Sie sagen, daß der christliche Schulknabe mehr über Gott und die Welt wisse als alle Weisen Griechenlands; aber das ist in der That spaßhaft, denn die Sache liegt einfach so, daß die Alten sinnigerweise wußten, daß sie nichts wissen, während der nach dem Katechismus abgerichtete Naseweis weniger als nichts weiß, weil er sich unsinnig einbildet, alles zu wissen. — Der magnetische Rapport, in dem der Mensch durch sein Herz mit dem Weltall steht, läßt Ahnungen zu, die an das Urwahre und Urrichtige hinanstreifen, — alle sogenannten religiösen Systeme verdanken ihre Entstehung solchen Ahnungen, die indes durch ihre Verwandlung in Begriffe und Begriffsbezeichnungen in der Hand Ungeschickter viel von ihrem Werte, von ihrer Wahrheit verlieren mußten. Das Schülertum in seiner Unfähigkeit selbst ursprünglich ahnend aufzutreten, fror in dem Überkommenen fest, fand seine Lage bequem und nagte dabei an dem Knochen, der ihm zugeworfen worden, ohne zu bemerken, daß seine Zähne aus dem Gegebnen nach und nach auch etwas wenigstens formell Neues machten. Der Knochen blieb Knochen, aber — so übermächtig ist der Zug in der Natur — sie retteten nichts als ihr Prinzip: den Knochen. Der Stabilismus des Gedankens ist unmöglich, jede neue wärmere Ahnung vernichtet die Form, welche die alte abgeblaßte gewonnen, ohne darum je bestreiten zu können, daß die frühere Ahnung für ihre Zeit ebenfalls Wahres enthalten, da sie ebenso gut in Zusammenhang mit dem damaligen Weltbewußtsein gestanden, als die jetzige mit dem jetzigen. Die Verwirrung wird nur dadurch so groß, daß man so oft die Begriffe von heute mit den Sätzen von ehemals verbindet und so notwendig Verkehrtes schließen muß. Die

Tradition darf für die Anwendung gar nicht vorhanden sein.

So erfand man auch ein Dogma[1], das der Natur geradezu die Zeugung untersagt. — Vielleicht fürchteten die Gelehrten auch in der Natur eine Überhandnahme des Proletariats und wollten den Pauperismus ihrem souveränen Hirngespinste gemäß durch eine Ordonnanz steuern. Das ist grenzenlos naiv, es könnte kaum ergötzlicher sein, wenn man im staatlichen Leben, wie wirklich schon von »Freunden der Gesellschaft« in Vorschlag gebracht worden, die Zeugung von Menschen Hindernisse in den Weg legte, um das »Recht auf Arbeit« ordnen und garantieren zu können. Zum Glücke würden die hiezu nötigen mittelalterlichen Gürtel zu viel kosten, als daß sie ein Staatsschatz beschaffen könnte, — sonst allerdings, wir haben so sehr fromme Könige und Königinnen, in Neapel muß das Corps de ballet sogar froschgrüne Trikots anlegen, um jede »unmoralische« Illusion zu vermeiden, — wer weiß was geschähe, wenn der Kostenpunkt nicht von drastischer Wirkung wäre. Mit der Natur ist nun gar nichts anzufangen, die Gelehrsamkeit bezwingt sie so wenig als jener Dänenkönig, der große Kanut, der den berüchtigten offnen Brief nicht geschrieben hat, trotz der Schmeicheleien seiner Höflinge dem Meere die Flut verbieten konnte. — Man erfand nun ein neues Dogma, das man durch einen äquivoken Namen[2] von vornherein als zweideutig hinstellte und somit noch in der Negation ein Zugeständnis machte. Die Furcht, hierin ganz nett und rund die Wahrheit zu sagen und zu erklären: — die Natur hat sich nie und nirgend herbeigelassen, sich vor Gericht durch einen körperlichen Eid zu verpflichten, es bei den vorhandenen Gattungen und Untergattungen vom Polypen bis zum Menschen bewenden zu lassen, — findet ihren Grund in der früher gedachten Gefahr, daß zufällig plötzlich der Mensch durch eine Neubildung übertroffen werden und so das erste Kapitel der offiziellen Genesis ein Dementi der That erhalten könnte, und das darf, wie neuerdings auch ein von Susemihl übersetzter Herr George Moore behauptet, durchaus nicht passieren. Es ist Gespensterfurcht darin. Wie man nachweisen will, daß unter den Bedingungen, die

das »Leben« fordern, und die allenthalben immer neu und immer anders eintreten können, dennoch kein Lebendiges mit allem Fug und Recht werden darf …! lieber Himmel, als wenn diese Leute je beweisen wollten. Wir sollen ihnen glauben, damit ist's abgemacht. Wir erlauben uns aber ihnen nichts, überhaupt nichts zu glauben.

Wie überall liegt indes auch in dieser doppelten Entstehungstheorie der Animalien etwas Wahres. Weitere Produktion produktionsfähiger Individuen und aprioristische Produktion des Naturganzen gehen nebeneinander. So könnte man wenigstens sagen, wenn nicht dadurch der Ketzerei Thür und Thor geöffnet würde, als sei die erstere Art der Fortpflanzung irgend etwas anderes als die pure Erfüllung der Lebensbedingungen, wie die Neugeneration, die Bildung eines Individuums aus »toten« Stoffen auch nicht mehr für sich fordert. Nur die speziellen Mittel geben einen scheinbaren Unterschied, im allgemeinen geschieht in beiden Fällen dasselbe. — Ein Teil der Infusorien bildet anscheinend eine Welt für sich. Sie entstehen durch Zersetzung, wie die andern Animalien durch Entwickelung. Man thut also gewiß unrecht daran, sie stets für Grundatome, für Monaden zu halten, wie man in letzter Zeit nach Entdeckung der Spermatozoen wieder mit vielem Aplomb aufgestellt. Es ist wenigstens ein Unterschied zu machen zwischen mikroskopischen Tieren, die volle organische Berechtigung haben und sich gleichgestaltig fortpflanzen können, und jenen, die durch Bedingungen, die mit der Zersetzung von »nichtlebenden« Stoffen gegeben sind, entstehen.

Man sehe indes dies so oder so an, immer bleibt es klar, daß das Absprechen der unendlichen und darum unbeendigten Zeugungsfähigkeit in der Natur zu den krassesten Irrtümern gehört. Dieser Irrtum wiederholt sich, wie jeder makrokosmische, in der Gedankenwelt, die ja eine Parallelschöpfung der großen ist, und trägt, in Fleisch und Blut der Gesellschaft übergegangen, verbrieft und besiegelt durch mißverstandene Ahnungen, die sich als positive Offenbarungen geben, die Schuld der Hartnäckigkeit, mit der man sich an alte politisch-religiöse Theoreme klammert. Auch die

Schöpfung des Gedankens soll eine abgeschlossne sein. Thorheit! Das Leben wäre ein grenzenloser Unsinn, wenn es als etwas anderes als eine Reihe von Experimenten aufgefaßt würde. Diese Annahme negiert allerdings die orthodoxe Gottesidee, — jede andere aber, und das sei den Orthodoxen nochmals gesagt, speit ihr ins Gesicht, denn das Böse, das von jener Seite nun notwendig auch anerkannt werden muß, ist und bleibt ein ewiger Schandfleck an ihrem Regenten, den weder Weihrauch noch alle Psalmen Davids wegwaschen können. — Alexander der Große fürchtete nichts mehr, als daß sein Vater ihm nichts zu thun übrig lassen könnte! Die Menschen im allgemeinen denken anders, sie halten es mit denen, die ihnen sagen, es ist euch alles schon vorgedacht, ihr braucht nur im Umrisse an das zu glauben, was wir euch erzählen, so könnt ihr euch die Mühe des Denkens ganz ersparen. In dieser Trägheit liegt die Möglichkeit aller möglichen Religioserien ohne alle Religion. Religion, d. h. das Verhältnis des Individuums zum allgemeinen, das Gefühl einer Verbindung zwischen beiden, — wie die Übersetzung des Katechismusbegriffs ins Vernünftige lautet, ohne etwas daran zu ändern, — ist wirklich ein Bedürfnis, aber es wird nicht durch Redensarten, sondern durch Erkenntnisse, die Licht über die Art dieses Verhältnisses verbreiten, befriedigt. Jedes hohe Gefühl in der Richtung des »Ewigen« (um einen technischen Ausdruck zu brauchen) und jedes Eindringen in den unendlichen Schatz des von der Natur Dargebotenen ist Gebet im Sinne der wahren Religion, die endlich die Afterreligionen verdrängen muß, insofern sie ihr gänzlich fremd und fern sind. Es steht durch Geständnis und Erfahrung fest, daß es den bis jetzt angewendeten religiösen Doktrinen weder gelungen ist, noch gelingen kann, die Menschen sittlich zu machen; es steht ferner fest, daß es allen bisherigen Staatsformen ebensowenig geglückt ist, dies Ziel zu erreichen, und es ist endlich mehr als wahrscheinlich, daß die moderne Sozialrepublik, der wohl die nächste Zukunft gehören dürfte, auch nicht im stande sein wird, Wesentliches dafür zu thun: man wird also immer wieder neue Wege anbahnen müssen, bis man

endlich allgemein zu der Höhe der Erkenntnis kömmt, daß die Sittlichkeit mit Kirche, Staat und formulierter Gesellschaft unverträglich und geradezu unmöglich ist. In dem Moment erst, in dem das Individuum als solches selbständig dasteht, ist ihm die Sittlichkeit zur Existenz notwendig geworden, und es hat außerdem, da es nach keiner Seite Gesetzen, Befehlen und Vorschriften begegnet, nun wirklich die Fähigkeit gewonnen, frei sittlich zu sein, da es für alles und jedes selbst verantwortlich ist. So sind die Squatters nach allem, was man von ihnen weiß, in der That die sittlichsten Menschen, die bis jetzt existieren. Die Sittlichkeit des Menschen ist nur möglich, wo alle Regierung, himmlische und irdische, gottgnädige und gefroren republikanische aufhört, und das Individuum für sich denkend und handelnd auftritt. Das Band, das dann die Individuen aneinander und das Einzelne an das Ganze ketten wird, ist Religion im wahren Sinne.

Es ist ein Gouvernement so schlecht als das andere; solang die Welt sich gouvernieren läßt, sind noch nicht alle Organe in Funktion, noch nicht alle Hebel in Bewegung, die Thätigkeit ist noch nicht die volle, allgemeine; der Morgen der Menschheit bricht erst an, wenn man nirgend mehr schreit: »Nieder mit der Regierung!« sondern: »Fort mit den Gesetzen!« — Es ist eine elende Lüge und Verleumdung, daß damit Mord und Brand und alle Greuel und Schrecken beginnen müssen, und daß die Zivilisation damit für immer vernichtet sei. Sobald dieser Ruf erst von den Menschen ausgeht, stehn sie zu hoch, um sich wegzuwerfen. Der freie Mensch kann nicht schlecht sein. Man kennt bis jetzt nur durch Negiertsein, Gesetze und Konfessionen korrumpierte Menschen, daher das Mißtrauen gegen die Menschheit. Der freie Mensch ist stolz, und der Stolze ist immer sittlich, denn er wirft sich nicht weg; Sklaven sind hochmütig, wenn sie sich einmal putzen dürfen oder ihren Herrn entlaufen sind. Sie sind hochmütig, gemein und rachgierig. Der freie Mensch ist stolz und edel und darum sittlich: es gibt aber keine Freiheit, solang' es ein Gouvernement, solang' es Gesetze gibt. Die christlich-germanischen Ehrenwächter der offiziellen

Unsittlichkeit, vertreten durch Talar und Uniform, Konsistorien und Parlamente, werden einen solchen Gedanken heillos nennen, — wir werden ihnen aber erst antworten, wenn sie uns nicht mehr wie jetzt mit dem köstlich naiven Geständnis ihrer Unzulänglichkeit neben ihrer Anmaßung absoluter Unfehlbarkeit kommen. Sie anders als spottweise angreifen, hieße sie anerkennen, und Dinge, die man in der Logik contradictio in adjecto zu nennen pflegt, wie eben unzulängliche Heilsunfehlbarkeit, wissen wir nicht anzuerkennen. Sagten sie doch lieber umgekehrt: unfehlbare Heilsunzulänglichkeit, das hätte Sinn und paßte auf den offiziellen Kultus, die Staatsformen und die Gesellschaft.

Sie gestehn ihre Schwäche selbst und wollen doch verstockt bleiben wie sie sind, verteidigen sich blutig und grausam, leiten ihre Existenz von Gott ab, ihre Schwäche natürlich auch … es wäre unbegreiflich, wenn man in dieser Zusammenstellung nicht den Kreislauf ihrer Widersinnigkeit erkennen sollte.

Der Positivismus ist eine komplette Krankheit, und die Sucht, eine Grenze vor sich zu sehn, borniert zu sein, die rätselhafteste aller Manien.

Nach Raffael kein Maler, der über ihn hinaus kann, nach Goethe kein Dichter, der ihn erreicht … Bei den Dichtern begnügt man sich allerdings mit einzelnen Branchen und wird in der Ausschließung fast provinziell. Frankreich hat Corneille und Racine zu Grenzpfählen, — und doch dürften viele V. Hugo und Lamartine diesen Heroen des Stelzkothurns vorziehen; England hat Shakespeare und Milton, — aber man wird Byron und Thomas Moore nicht ein Blättchen ihres Kranzes rauben können: und Deutschland hat nach Goethe und Schiller ebenfalls Namen aufzuweisen, die etwas gethan haben, und es besitzt endlich Kräfte, die noch viel versprechen. Homer gibt in den beiden Gedichten, die seinen Namen tragen, nicht bloß eine Fülle von Gestalten und Handlungen, sondern die Gedichte sind das einzige Werk, das uns direkt und zwischen den Zeilen die Kulturgeschichte eines großen Volkes und einer großen Zeit aufbewahrt hat. Tassos befreites

Jerusalem thut dasselbe. Simrock schildert in seinem Heldenbuche ebenso die germanische Mythenzeit: — aber wer kann sagen, daß damit das Epos abgethan ist? Gibt es keine großen Stoffe mehr? — Wir könnten noch hinzufügen, daß die Iliade, die Odyssee, das befreite Jerusalem und das Heldenbuch in ihrem höchsten Wesen politische Gedichte sind, und hätten so einen neuen Verteidigungsgrund für die Teilnahme der Kunst an dem Leben der Zeit, — aber die Tendenz in der Kunst ist ja trotz aller Heuler ein fait accompli, das keiner Motivierung bedarf. Wer Horaz und die Sirventen des Troubadours kennt, wer überhaupt ein größeres Gebiet poetischer Produktion übersieht, kann über die Berechtigung der Kunst, an dem Streben der Zeiten teilzunehmen, ohnehin nie in Zweifel gewesen sein. Der wirkliche Dichter wird immer im stande sein, den Stoff schön zu gestalten, wie er sich hüten wird, geronnenes Blut und zerhackte Schädel als einzige Blüten zu präsentieren. — Simrocks Heldenbuch, ein Werk, daß keiner missen sollte, der das Schöne, auch wenn es zugleich großartig ist, zu fassen vermag, umrahmt den ganzen Sagenschatz germanischer Vorzeit und bindet einen Strauß kernhafter, urkräftiger, poetischer Gestalten zusammen. Es ist nicht nur die größte derartige Erscheinung, die wir kennen, sondern es ist auch die reichste, sinnigste, prächtigste und anmutigste. Es soll keiner sagen, daß wir wirklich nach A. Grün »der Neuzeit Orchideen« sind, die an der Erde hinkriechen, solang' wir ihm eine solche allerneueste Titanenarbeit entgegenstellen können. Leset Simrocks Heldenbuch, und der Stabilismus, der mit Goethe hinter allen großen Schöpfungen einen Punkt gemacht glaubt, wird sich bequemen müssen, ihn in ein Komma zu verwandeln.

Es heißt das Genie leugnen, und das ist wirklicher Atheismus, wenn man das Weiterschaffen des Gedankens leugnet. Das Genie ist ja eben das Ewigneue, das stets Niedagewesnes bringt. Im Genie macht sich die Universalberechtigung des Individuums in ihrem ganzen Umfange geltend. Jedes Genie ist das Prototyp einer ganzen Richtung, einer ganzen Zeit. Es ist unabhängig von Antezedenzien,

es steht in unmittelbarem Verkehre mit dem Weltganzen, und man kann sein Werden nur dadurch erklären, daß man innigste Harmonie in dem Gegeneinanderwiegen seines Organismus und der zeitweiligen Weltorganisation annimmt, so daß der Rapport des Individuums mit dem Allgemeinen ein überaus leichter und ungestörter ist.

Und es gibt Genies, wie es deren gab. Man kann sie nicht aus der Welt leugnen, und mit dem Genie ist die Fähigkeit, neues zu schaffen, abermals und immer gegeben. Man kann unmöglich ein Gemälde von C. F. Lessing sehn, ohne zu fühlen, daß man einer durch und durch genialen Natur gegenüber steht. In der Historienmalerei war von ihm schon Größtes geleistet, der Dämonismus des Genies hatte sich in dieser Richtung schon wiederholt und mannigfaltig geltend gemacht, der Schöpfungsdrang strebte darum naturgemäß einer neuen Phase entgegen, einer Phase, deren Spitze Lessing repräsentiert. Sein eigentlichstes Feld ist die Landschaft, die erst er zu einer ungeahnten Höhe gebracht. Wir treten weder Salvator Rosa, noch Claude oder Poussin zu nahe, wenn wir einen besondern Accent auf diesen Satz legen. Bei Lessing ist es nicht allein die »Minute« in der Natur, nicht allein, daß man genau weiß, wenn, wie und wo der Gedanke des Werkes empfangen worden, sondern besonders die konkrete, realistische Darstellungsweise, durch die sein Pinsel jedem Baume, jeder Pflanze gewissermaßen individuelle Berechtigung gibt. Seine Bäume sind neugeschaffne, belebte Wesen, die atmen und fühlen müssen, die ihre Wahrheit und Lebensnotwendigkeit in sich selbst mitbringen. Seine Felsen, seine Grashalme, seine Wolken und seine Luft treten mit derselben kühnen Sicherheit auf, er malt nie einen Baum, einen Felsen, sondern stets sieht uns der Baum und der Fels entgegen, ein Ding, das grade durch sein scheinbares Aufsichselbstgesetztsein typisch wird. Das ist das Geheimnis des Realismus. Dämonisches Leben, und das Genie lebt stets dämonisch, kann sich gar nicht abgeblaßt und durch die Abstraktion zum Schemen ausgesogen zeigen, es greift ins Ganze keck und entschieden hinein, reißt ein

Stück heraus, formt und modelliert es dreist und wird sich der neuen Regel, die es gefunden, erst am Gefundenen selbst bewußt. Die Anwendung existiert vor der Regel, wie die Welt vor allen Kosmogonien. Genies sind Besessene, sie sind in ihrer anscheinend schrankenlosen Freiheit Sklaven der Sehnsucht, des allerinnerlichsten Gefühls, des allerunerklärbarsten, rätselhaftesten und unruhigsten Elements in der Natur wie in der Menschenbrust. Humor, Tiefe der Empfindung, Andacht, Kühnheit in der Gestaltung, Kontraste, Ironie, jene Bosheit, die zwischen Liebe und Haß emporwächst und ihre Früchte nach beiden Seiten abschüttelt, Bizarrerien und Schroffheiten selbst, Dissonanzen, die nirgend Lösung und Versöhnung finden, weil in der Natur selbst Unversöhntes und Kämpfendes liegt, weil ihr ewiger Jubel zugleich eine ewige Klage ist, — all diese Eigenschaften sind Ausflüsse und Lebensäußerungen jener großen urgewaltigen Sehnsucht, jenes unverantwortlichen dämonischen Triebes, der das Naturganze wie das Genie durchdringt und beherrscht. »Der Geist des Herrn kam über ihn!« sagte man vordem; »der Dämon packt ihn!« hieß es später; »er ist ein Genie!« sagen wir jetzt. Die Worte sind gewechselt, die Sache ist dieselbe. Das Genie empfängt unmittelbar und gebiert auf seine Weise, ohne Rechenschaft zu geben und Rechenschaft schuldig zu sein, es wagt den Wurf, und sein Werk steht in letzter Instanz über Lob und Tadel, weil es so werden mußte, wie es geworden.

Und so sind Lessings Landschaften alle gedacht und gemalt, es ist ein neues Bewußtsein darin, eine neue Welt, die von der Kunstkritik »historische« Landschaft genannt werden mag, wenn es ihr um einen Namen zu thun ist, da sie nun doch, wie es der Kritik dem Genie gegenüber immer geht, kein Fach in Bereitschaft hatte, diese Leistungen einzuschachteln.

Die Natur schafft Neues, sie kann und muß es, denn die Natur ist ja ganz in der Hand des Dämons, sie ist der Dämon selbst und das ewige Genie voll ewiger Sehnsucht. Das Abnorme wird durch sie Norm einer neuen Reihe und das, was die Blödheit Unnatur heißt,

ist einfach dadurch Natur, daß es ist. Die Kritik macht es sich köstlich leicht, wenn sie sogenannt unwahrscheinliche Gestalten für unwahr hält, weil sie nicht eben Gassenhauer sind, die in jeder Drehorgelwalze stecken, oder nicht Schlösser, für die alle Welt den Schlüssel in der Tasche trägt. Wir wehren uns gegen das Fremdartige, wir weichen dem Dämonischen aus, weil es etwas Unheimliches hat, weil alle lebendigen Rätsel der platten Gewohnheit hohnsprechen und wir ängstlich werden, mitleidig ängstlich vielleicht, wenn wir jemand von der chaussierten Bahn ins für uns Unwegsame ablenken sehn. Das ist philisterhaft, aber erklärlich und oft anerkennenswert, — nur negiert die eigne Unfähigkeit nicht die Fähigkeit des andern. Wir wollen zugeben, daß das Genie der Gesellschaft unbequem ist, weil die personifizierte Sehnsucht Unruhe stiften muß, wir gestehen selbst ein, daß es gehaßt werden kann, weil es zu leicht in die Versuchung kommt, Schellen an die gleichmütige Nachtkappe der Kategorienreiter und Traditionspriester zu heften, — aber sein Recht oder gar seine Existenz, die Existenz und Berechtigung des Neuen, Ungewöhnlichen, gleichviel, ob es gut oder schlimm, zu leugnen, das ist — albern und einseitig!

Craw war ein Mensch, den man sonst von vornherein negieren müßte, ein ganz wunderlicher, tief in das Leben versenkter und doch mitten aus dem Leben herausgerißner Charakter. Er hatte Interesse, Anhänglichkeit sogar für alles und lebte doch wieder mit allem in heißester Fehde. Eklektiker im äußersten Sinne des Wortes, in jedem Systeme, in jeder Richtung des Gedankens Brauchbares und Schönes entdeckend und darum mit warmer Teilnahme zu den entgegengesetztesten Bestrebungen gezogen, wurde er gleichwohl von allen Seiten angefeindet, da seine Konsequenzen durch die Zusammenstellung verschiedenster Bedingungen, die erst in seinem Kopfe Gleichberechtigung erhielten, notwendig heterodox werden mußten. Man nannte das inkonsequent, weil man nicht zu begreifen im stande war, daß nicht Willkür, sondern ein fester Plan ihn bei seinem Eklektizimus leitete; man nannte ihn unklar, weil es denen,

die sein Wesen nicht erkannten oder nicht zu verstehen vermochten, oft schien, als ob er bald im einen, bald im andern Lager fuße. Die Lösung des Rätsels liegt darin, daß er nur das Humane suchte und Splitter des Humanismus in der That allenthalben fand. Diese einzelnen Strahlen in einem Brennpunkte zu vereinen war das, was ihm die Lebensaufgabe des Menschen schien; für die ihm speziell zugefallne hielt er dahin zu wirken, daß möglichst viele Menschen mit weniger Vorurteil an die Liebe und mit mehr an den Haß gehn. Er wollte hindern, daß Kastenliebe und Kastenhaß, wie Nationalliebe und Nationalhaß, soweit diese letzteren etwa wirklich existieren, ein Feld haben oder gar ein neues gewinnen. Der Herr sollte nicht den Proletarier von vornherein für einen Lumpen und dieser den Herrn nicht für einen Schurken halten, bloß weil die Verhältnisse ihn oft jetzt noch zwingen, Herr zu sein: es war seine feste Überzeugung, daß der kleine Krieg zwischen den Kasten grade die Schranken halte, und daß es endlich ein Unrecht sei, feindlich gegenüber zu stellen, was zusammen gehöre, statt dahin zu streben, daß gegenseitige Achtung eine Näherung möglich mache und der Fortschritt sich so aus dem Stolze eines freudigen Bewußtseins entwickle. Ob er darin zu weit ging, ist schwer zu sagen; im Prinzip auf keinen Fall, vielleicht aber in dem Punkte, daß er das letzte für jetzt erkennbare Ziel anstrebte und so trotz seiner sonst durchweg praktischen Richtung die Mittel für die Durchgangspunkte, für den zunächst liegenden Fortschritt übersah und der Berechnung nicht wert hielt. Dies isolierte seine Bemühungen und hatte den wesentlichen Nachteil, ihm ab und zu die Sympathie seiner Freunde zu rauben und endlich gewisse Schwankungen in seiner Stellung zur Gesellschaft im engeren Sinne hervorzurufen, die ihn herber machten, als er sein wollte. Dies Moment wirkte indes nur auf sein Privatleben, das ohnehin eigentümlich abgeschlossen war und einen bewölkten Hintergrund hatte, obgleich kaum jemand wußte, was seine Hoffnungen zerstört. Er wollte nichts mehr für sich und gab sich rücksichtslos jedem, solang' er Einfluß haben konnte. »Man kann mich nicht betrügen«,

sagte er oft, »denn ich glaube nichts, was Freundliches man mir auch sage, und thue den andern nur wohl, weil es die einzige Möglichkeit ist, mir selbst zu genügen!«

Jeder, auch der Elendeste, hat seinen Glanzfleck, der ihn verklärt, eine Handhabe, an der er zum Edlen gehoben werden kann, und jeder, auch der Edelste, ist wieder mit einer Achillesferse behaftet, in der schon die geringste Wunde brandig wird und die Vernichtung des ganzen Menschen herbeiführen kann. Craws Verklärung war sein unerschütterliches Vertrauen zu einer endlichen Vermenschlichung der Menschen, er liebte sie, weil er ihre Zukunft achtete; seine Achillesferse bot dagegen das Mißtrauen, das er fast durchgehends allen Menschen entgegentrug, er haßte sie, weil sie durch ihre tausend Borniertheiten ihr eignes Heil in die Ferne schoben. Dieser sonderbare Zwiespalt trieb ihn gleicherweise in das Leben und aus demselben, hetzte ihn müde und ließ ihn nur recht zum Genusse kommen, wenn er mit dem in der Natur allein war, was groß und bescheiden seine Bestimmung erfüllt, Wald, Feld, Luft und Wasser. Er war somit nach alldiesem einer jener Männer, die trotz der höchsten Befähigung, Bedeutendes zu thun, nur indirekt und zufällig wirken, weil sie ihren Wirkungskreis zugleich zu groß und zu eng stecken.

Nur in seinem Verhältnisse zu Richard Heeren klang ein vollkommen reiner, fast rührender Glockenton innigster Zärtlichkeit durch. Ihn liebte er, grundlos und unergründlich, wie die Liebe immer ist, er liebte ihn, wenn man so sagen mag, wie eine Mutter ihr Kind: trotz alledem und alledem.

Heeren war in Hehlenried unter der Firma eines Sekretärs des Grafen angestellt und stand, wie wir bereits gesehn, in nicht besonders angenehmen Beziehungen zur Familie, so daß ihm Craws Freundschaft oder Protektion, wie die Gräfin es zu nennen pflegte, aus mehr als einem Grunde not that. Im ganzen wenig beschäftigt, von der Schloßgesellschaft ausgeschlossen und sich selbst überlassen, war er, wenn das Wetter es irgend erlaubte, zu bestimmten Stunden täglich auf dem Wege nach Sauseneck. Er kam

mit Craw, der ebenso regelmäßig Hehlenried besuchte, zurück und begleitete ihn am Abend mindestens noch eine Strecke, wenn er nicht vorzog, selbst die Nacht in seinem Hause zuzubringen. Heeren war in eine neue Entwickelungsphase getreten, er hatte, wie Craw ihm vorher gesagt, die Bequemlichkeit beiseite gesetzt und neben dem Ziele, das ihm von fremder Hand gezeigt worden, sein eignes ins Auge gefaßt, er war in direkte und bewußte Beziehung zum Leben getreten.

Am Tage nach Tetarskoffs Ankunft kam er früher als sonst nach Sauseneck und warf sich erschöpft auf eine der großen Matratzen, die Craw nach orientalischer Weise in seinem Salon an den Wänden liegen hatte.

»Die ganze Nacht gearbeitet!« rief er, »und was gearbeitet? Zahlenabschlüsse, Latus und Transport, in jeder Kolonne ein Todesurteil, das nur noch der Bestätigung bedarf, um sofort die Exekution herbei zu führen. Und die Leute sind nicht einmal in vollem Maße schuldig …«

»Was sagt Tetarskoff?«

»Nichts, wie gewöhnlich! Er freute sich, wie ein Teufel sich freuen kann. Er saß da mit gerunzelten Brauen, geschlossenen Augen und lächelnden Lippen; der Mensch hatte ein abscheuliches Gesicht während meines ganzen Vortrags. Als ich geendet, seufzte und lachte er zugleich, so daß er mir in einem andern Momente lächerlich erschienen wäre. Dann nahm er die Papiere zusammen, durchlief die Spalten nochmals hastig, legte alles sorgsam in seine Schatulle und spazierte endlich in einer Weise durch das Zimmer, daß ich jeden Augenblick erwartete, ihn entweder mit dem Ofen, dem Fenster oder irgend einem Stuhle in Konflikt zu sehn. Du hättest diese hundert Nuancen von Freude, Stolz, Wahnsinn, Spott, Haß und Rachsucht in seinem Gesichte sehn müssen, um zu begreifen, daß es unmöglich ist und bleibt, daß ich zu diesem Manne Herz fasse …«

»Dafür hast du einen andern Grund als die physiognomischen Studien von gestern nacht und die Rechnungsabschlüsse! Erzähle

nur weiter. Du weißt, wie sehr mich der Verlauf der ganzen Sache interessiert!«

»Ich fragte endlich in seine Promenade hinein, ob er meiner noch bedürfe? Er fuhr aus seinen Träumen auf, griff an die Stirn, sah mich einen Augenblick offenbar, ohne irgend etwas zu sehn, mit seinen gläsernen Augen an, dann fragte er ganz unheimlich leise: ›Und das Papier, das Sie suchen sollten, wo bleibt das Papier?‹ Das ist nun seine fixe Idee. Nachdem es mir endlich geglückt, aus all dem alten Wuste von Urkunden und Akten das Testament eines längstverstorbenen Majoratsherrn heraus zu kramen und dadurch eine neue Verwickelung der Verhältnisse, neue Verlegenheiten für die Familie herbeizuführen, will er durchaus, daß sich Papiere vorfinden, die nach allem, was ich darüber erfahren konnte, gar nicht existieren können und nie existiert haben. Das Testament, dessen Kopie ich sofort nach Paris expedierte, und das von dort aus gegen das Interesse der Familie und, wie ich meine, gegen alles Recht gemißbraucht worden, hat mich der Gräfin gegenüber mehr noch als vorher in eine schiefe Lage gebracht, das ewige Fragen nach Dingen, von denen sie nichts weiß, erbittert sie immer mehr und rechtfertigt mit der Testamentsgeschichte zusammen das Mißtrauen, mit dem sie jeden Streifen Papier in meiner Hand betrachtet. Jeder Zettel ist eine Waffe gegen sie …«

»Und Richard Heeren, den sie für so weich und mild wie eine Kräutersuppe ohne Pfeffer zu halten vorgibt, ist der bis an die Zähne Gewappnete, der all diese vergifteten Waffen gegen sie schmiedet! Sieh mein Junge, das ist die Ironie des Lebens, daß es dir unmöglich gemacht ist, dein Ziel zu verfolgen, und daß du es grade darum — erreichen wirst, wenn mich nicht alles täuscht!«

»Unsinn! Wie kannst du nur spotten und höhnen, wo es sich um die Zukunft eines Wesens handelt, das mit allem Anrechte an Glück durch die Schuld anderer in eine Katastrophe verwickelt wird, die furchtbar sein muß und um so furchtbarer wird, als das Kind keine Ahnung davon hat. Du mißverstehst mein Gefühl für Komtesse Luise …«

»Das ist köstlich! Komtesse Luise! Lieber Richard, wir sind in ein Stadium getreten, das auch zu einer zwar für uns geahnten und nicht furchtbaren Katastrophe, aber immer zu einer Katastrophe drängt, die nach einer andern Seite hin ebenso furchtbar und ungeahnt sein dürfte als die papierne, deren Maschinenmeister der Pariser Herr ist. Seit wann sagen wir Komtesse? Seit wann mißverstehe ich Gefühle, deren Natur du selbst schon beim leisesten Antippen dadurch verrätst, daß du ohne weiteres begreifst, wovon die Rede ist? Mut, mein Junge, Mut! Es ist wieder die Ironie des Lebens, daß gar zu gern schmucke, duftige, frische Kletterrosen ihre Blütenzweige über Ruinen breiten. Sieh zu, wenn alles in Trümmer fliegt, so bist du's, der sein Röschen bricht und sein Nest baut, wo den andern alles zerschlagen und verdorben worden!«

»Ich möcht's nicht um solchen Preis!«

»Kannst du's hindern? Kann ich's? Wenn die Menschen nicht immer morsche und gebrechliche Stützen an alles brächten, was einstürzen will, sondern fallen ließen, was fallen muß, so gäb's weniger Unglücksfälle im Lande. Es ist falsche Sentimentalität, aus Trauer über den Untergang einer verbrauchten Welt die Gestaltung einer neuen zu versäumen. Es fällt doch nichts, ehe es reif oder wurmstichig ist, in beiden Fällen ist nichts daran zu halten. Das ist mein Fatalismus. Du erkennst ihn praktisch an wie alle Welt, ich habe nur das vor dir und den andern voraus, daß ich mir seiner bewußt bin. Mische dich nicht in diesen Kampf, wehre nicht ab, Gräfin Hehlen ist Tetarskoff gewachsen.«

»Es gibt da einen Kampf, der um so interessanter ist, als die entscheidende Schlacht endlich auch die Motive des ganzen Krieges enträtseln muß, es mag nun siegen, wer da kann. Und zweifelhaft ist der Sieg trotz der scheinbaren Übermacht Tetarskoffs, er hat etwas, das ich an Cecile Hehlen bis jetzt durchaus nicht entdecken konnte, er hat eine weiche Saite in sich, einen alten Schmerz, der nachklingt, und den man spannen kann. Und was schlimm für ihn ist, die Sache ist verraten, von vornherein verraten auf die grellste Weise von der Welt. Seine Gegnerin ist im Momente schon genau

davon unterrichtet und wird ihren Angriffsplan danach modifizieren …«

»Ich verstehe dich nicht. Tetarskoff hätte etwas verraten? Dieser Mensch, der eine Zahl, eine Kettenregel von einem Ende zum andern ist, hätte eine weiche Saite in sich? Unmöglich! Ich würde eher glauben, daß er hinter solcher Maske etwas versteckt und damit täuschen will.«

»Sagte ich das, so wärst du der erste, der mich dafür ausschelten zu müssen glaubte. Indes hast du recht, auch ich geriet außer Fassung, und die einzig Gefaßte in dem sonderbaren Augenblicke, die Person, der wir verdanken, was wir nun wissen, war Komtesse Luise!«

»Luise! O sie hat Mut und Geistesgegenwart …«

»Himmel, du benutzst die geringste Gelegenheit, der kleinen Gräfin eine Lobrede zu halten, ehe du noch weißt, wovon die Rede ist. Mein alter Junge, glaubst du denn, man müsse Craw-Gillen heißen, um die ›Art deines Gefühles‹ zu verstehen, wenn du in dieser Weise zu Werke gehst?«

»Wirst du nun erzählen!«

»Sofort, denn es ist mir zu klar, daß es dir — Tetarskoffs wegen interessant ist, zu wissen, was vorgegangen.«

»Du hast heute deine Spötterlaune, dann bist du unausstehlich!«

»Die Gräfin behauptet, ich sei nur dann genießbar. Übrigens spotte ich nicht, sondern foppe dich nur nach Verdienst, weil du mich belügen wolltest … Lasse es gut sein, man braucht mir nicht immer alles zu sagen, damit ich alles weiß! Höre nur. — Luise wurde gestern mit Wetterheimb und mir ausgeschickt, um den Pariser Bären einzufangen. Wir postierten uns so gut, daß wir ihn schon eine Strecke weit sahen, ehe er noch den Park erreicht hatte. Er kam vom Friedhofe und ging sehr langsam …«

»Sonderbar! Seine erste Frage war, ob ich mitunter den Friedhof besuche? Als er mein erstauntes Gesicht sah, setzte er schneidender, als mir nötig schien, hinzu, daß ihm die Aussicht von dort ausnehmend gefalle und er mich für einen Liebhaber schöner

Landschaften gehalten habe.«

»Genug, er kam vom Friedhofe, sein Gang war matt und schwankend, als sei er tief ergriffen und brauche Zeit, sich zu sammeln. So erklärten wir es uns wenigstens hernach, als wir ihn näher sahen, denn in der Entfernung schien er wirklich, wie Wetterheimb auch behauptete, eher betrunken als nüchtern. Ich hatte nebenbei Gründe, seine Geistesgegenwart auf eine Probe zu stellen, und kam ihm denn mit den andern nicht so entgegen, daß er uns von weitem sehn konnte, sondern bog in seinen Weg von einem Seitengange aus plötzlich ein, so daß wir dicht vor ihm standen, ohne daß er sich vorher aus seinen Träumen herauszuwickeln im stande war. Er verwickelte sich im ersten Schreck auch richtig in ihre Garne und strauchelte. Es war noch hell genug, um sein Gesicht zu sehn und jeden Zug zu beobachten. Weißt du, daß der Mann geweint hatte, daß seine Wimpern naß waren, und seine Muskeln schlaff, seine Kraft gebrochen, daß er uns mit blöden, ängstlichen Blicken ansah wie einer, der bittet, daß man ihm um alle Welt mit einer lauten Silbe verwische, was sein Hirn eben ausgebrütet? Ich war, wie natürlich, der am meisten Überraschte und im Augenblicke nicht fähig, zu wissen, was geschehen müsse; Wetterheimb versuchte sich vorzustellen und wollte ihm mit einer artigen Redensart über seine durch die Reise bewirkte Abspannung den Arm bieten, aber ehe noch von uns irgend etwas gethan war, um den Angewurzelten, dessen Arme schlaff herunterhingen, aus seiner Lage zu ziehen, war uns Luise schon zuvor gekommen. Ohne die stieren, ehrlich gestanden, recht widrigen Blicke, die er in ihr Gesicht komplett hinein dolchte, zu beachten, hatte sie ein kleines Flakon, das sie in der Tasche trug, auf ihr Tuch geleert und dies dem Halbohnmächtigen in die Hand gegeben. Sie führte ihm sogar, da er sich kaum selbständig bewegen konnte, seine Hand ans Gesicht und war ohne alle Scheu dem Fremden gegenüber ein sorgendes Weib voller Herzlichkeit und instinktiver Zutraulichkeit. Wir brachten ihn bis an die nächste Steinbank, Wetterheimb wollte Hilfe holen, Luise ein Glas Wasser

besorgen, aber er bat uns durch Zeichen, zu bleiben. In der Nähe stand ein tüchtiger Busch Lupine, jedes Blatt hielt mit seinen Fingern einen großen Tropfen Tau: Luise drehte aus einem Huflattigblatte einen Kelch, schüttelte die Tropfen hinein und brachte rasch so viel Naß zusammen, daß wir dem Kranken die Schläfe damit netzen konnten. Sie stand vor uns und sah Tetarskoff so freundlich ermutigend in die Augen, daß diese Blicke ihn mehr erfrischen mußten als all unsre Bemühungen. — Nun, deine Augen funkeln ja bei meiner bloßen Erzählung! Ich hätte dir die Augenweide gegönnt, das zierliche Mädchen mit seinem dicken Feldblumenkranze um den Lupinenbusch schweben und Tautropfen sammeln zu sehn. Jede Perle flog als eine große, im Mondlicht schimmernde Thräne in die grüne Düte, wie eine Thräne des Mitleids, die selbst um Mitleid bittet. Moores Peri fand keine besseren. Ich hätte dir den Anblick gegönnt, er entzückte mich auch, ich sah nie Lieblicheres und Weiblich-Kindlicheres zugleich.«

»Und Tetarskoff?«

»Seine Augen sogen sich vollständig an seiner Pflegerin fest, eine grenzenlose Innigkeit, die ich in seinem Gesichte nie gesucht hätte, versöhnte alle Züge. Er machte sich endlich mit einem tiefen Seufzer, der neue Thränen an seine Lider hing, Luft und, als wäre außer Luise niemand zugegen, ergoß sich jetzt ein Strom von Wehlauten und Dankworten, ein Gemisch von Schärfe und Weichheit, so unberechnet, so unmittelbar, daß er selbst in dem blasierten Wetterheimb der Jugend ihr Recht gab, Luise und mich aber vollkommen hinriß. Er nahm ihre Hände zwischen die seinen, drückte sie an sich, versprach ihr, zu thun, was sie nur immer wünsche, kurz er war außer sich, und selbst die Bitterkeit, mit der er dazwischen das Bekenntnis warf, wie sehr ihn die Unfähigkeit schmerze, sich zu überwinden, zu schweigen und dem Einflusse des Augenblicks zu trotzen, sprach nur für die Höhe der Macht, die dieser Einfluß besaß. Ich verstand nicht alles, was er sagen wollte, Luise mochte noch weniger begreifen und das Ganze für den Ausgang eines Deliriums halten, aber so viel ward mir klar, daß

seine Beziehungen zu Luisens Mutter viel älter sein müssen, als wir glauben. Ich schließe das daraus, daß er Luise mit jener verglich, als sie im selben Alter stand, und dabei herbe Worte brauchte. Das alles war aber so aphoristisch und dithyrambisch zugleich, daß sich nichts Weiteres erraten und kombinieren ließ. — Trotz alledem hat mich dabei befremdet, daß er mich, der ihn versprochenermaßen nicht kennen darf, auch damals nicht für bekannt nahm, sowie daß er dann und wann Sätze im fließendsten Deutsch einschaltete, aber die Geistesgegenwart hatte, sie französisch zu wiederholen, — da er, wie ich hernach im Salon gesehn, den Vorsatz mitgebracht, hier vorläufig das Deutsche nicht zu verstehn. Die andern beiden scheinen es überhört zu haben, sonst hätte man ihm später, als er leugnete, jedenfalls ein Kompliment gesagt und sein Leugnen für Bescheidenheit oder Ziererei genommen …«

»Und in diesem Zustande der Auflösung brachtet ihr ihn in den Salon?«

»Er erholte sich rasch genug und schien einen Augenblick recht verdrossen über die Szene, deren Held er gewesen. Dann ergriff er mit der ihm eignen Geschmeidigkeit den Vorwand für seine Bewegung, den ihm Wetterheimb in die Schuhe schob, und bat uns dringend — um niemand zu allarmieren — von dem ganzen Vorfalle nichts zu sagen. Als wir in die Galerie kamen, beherrschte er sich so vollständig, daß er wieder ganz der Tetarskoff war, der uns in Paris gegenüber gestanden, ja er trieb die Verstellung so weit, daß er selbst einen Wunsch, den Luise für ihn in einen Befehl verwandelte, und dessen Befolgung ihm sehr unangenehm sein mochte, erst zu verstehn schien, nachdem er übersetzt worden. Hat ihn nun der Anblick der Feindin, der ungebeugten, stolzen Dame, die den Kampf noch aufnimmt, wo schon alles verloren scheint, erbittert und sicher gemacht, hat ihn der Apparat, mit dem sie ihm entgegentritt, wieder mitten in seine Pläne gesetzt, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß er über Nacht mehr Boden verloren hat, als er leicht wieder gewinnen kann. Luise hat beichten müssen, und Cecile ist nicht die Person, die einen solchen augenscheinlichen

Vorteil unbenutzt läßt. Wer weiß, ob sie nicht den Eindruck, den ihre Tochter gemacht, auch in Waffen oder Münzen ausprägt, ja, es schien mir, als ob sie auf einen solchen im voraus gerechnet und darum gestern abend, als sie uns aussandte, ganz gegen ihre sonstige Weise, Luise noch phantastisch geputzt habe.«

»Ist das wieder gefoppt?«

»Nein, diesmal ist's Ernst! Das ist die Spitze des Kampfes, die ohne, daß es der Schütze weiß, — er würde den Pfeil indes auch dann nicht zurück behalten, — über das ursprüngliche Ziel hinaus treffen könnte, wenn der Schuß überhaupt treffen kann.«

»Und du sagst, daß der Eindruck ein mächtiger war?«

»Versetze dich in die Situation, denke dir Luise dazu und gib dir dann die Antwort selbst. Hättest du den Pariser Russen nicht für einen fertigen Barbaren gehalten, wenn er gefühllos geblieben wäre?«

»Und du glaubst …?«

»Nichts glaub' ich, als was ich dir gesagt; mehr kann ich ja überhaupt nicht wissen, da in der ganzen Sache niemand mein Vertrauen gesucht hat. Indes meine ich, daß du Grund genug hast, ruhig zu sein, d. h. nicht beruhigt, sondern nur nicht hitzköpfig und unüberlegt. Beobachte und verlasse dich im Notfalle auf den glücklichen Zufall, daß du, die meinen eingerechnet, über vier gute Augen zu disponieren hast. In jedem Fall strenge dich noch an, womöglich rechtzeitig die fatalen Heiratskontrakte, auf die Tetarskoff so versessen ist, und die also wesentlich zum Gelingen seines Planes beitragen dürften, herbeizuschaffen. Jedes Mittel, das seine Überlegenheit steigert und ihm den Sieg näher rückt, macht ihn für Transaktionen unzugänglicher. Ein Mann wie er gibt nicht leicht ein Werk, für das er jahrelang agitiert und maschiniert hat, am Vorabende des Sieges selbst einer ganzen Kollektion hübscher Mädchen zuliebe auf. Du arbeitest für dich, wenn du ihn unterstützest, lasse den Sturm hereinbrechen, es kommt ein Moment, worin grade du vielleicht dem schon errungenen Siege die Kränze rauben kannst. Existieren die Papiere, so müssen sie

herbei …«

»Tetarskoff gab mir sogar eine ganz neue Beschreibung der Art ihrer ursprünglichen Verpackung, so daß ich sie längst gefunden haben müßte, wenn sie noch in dieser Hülle steckten. Im Archiv sind sie nicht, und die Kassette mit Familienbriefen, die mir anfangs auch zur Disposition gestellt worden, die ich auch flüchtig durchgewühlt, ist der einzige nicht so genau untersuchte Ort, daß ich nicht schwören könnte, der Pack sei nicht darin.«

»So durchsuche ihn nochmals!«

»Die Schlüssel sind in der Verwahrung der Gräfin, fordere ich sie, so sucht sie erst selbst und nimmt sicher heraus, was ihr schädlich scheint.«

»Dann muß Luise …«

»Pfui! Das kann dein Ernst nicht sein!«

»Halb und halb doch. List gegen Gewalt ist seit je ein erlaubtes Ding, weil es notwendig ist. Ich mag indes gern das Mädchen aus dem Spiele lassen, wenn auch nur aus dem Grunde, weil sich's schwer thun ließe, ohne ihr die mutmaßliche Weigerung der Mutter irgendwie zu motivieren. Ich will's selbst übernehmen und werde heute noch Gelegenheit dazu finden … Ich meine, jetzt wäre es Zeit, daß wir reiten!«

Craw sprach nicht gern anhaltend über Dinge von rein persönlichem Interesse, sie mochten ihn selbst oder andere betreffen. Er pflegte zu sagen: mit meinen Feinden mag ich reden, wenn es not thut, für meine Freunde handle ich lieber und mache sie höchstens auf das dringendste aufmerksam. So redselig er also auch sein konnte, wenn es galt Aufschlüsse zu geben oder Gedanken zu entwickeln, deren Tragweite von allgemeiner Bedeutung war, so einsilbig, karg und abgebrochen blieb er in seinen Andeutungen im erstern Falle. Der Dialog stockte unterwegs vielfach, da Richard nicht über das hinwegkommen konnte, was ihn auf das dringendste berührte, und er deshalb unzugänglich für den Gedankengang Craws blieb, der unterdessen auf national-ökonomisches Gebiet desertiert war. Einer hörte den andern kaum an, so daß endlich

beide schwiegen und stumm in Hehlenried ankamen. Richard war verstimmt und erwiderte Craws Handdruck nur lau, als er im Schloßhofe von ihm schied. Craw zuckte die Achseln und sagte: »Das gibt sich!«

Heeren ging in seine Wohnung, die in einem Seitengebäude des Schlosses lag, Craw bog in die Galerie.

Der Himmel hatte eine schlechtgebleichte Serviette umgeknüpft, die seitwärts angeleuchtet wurde; er sah aus, als säße er in einem Bierkeller voller Tabaksdampf, tränke Bock und äße Rettich dazu. Er hatte mit einem Worte eine widerliche, konfiszible Physiognomie voller schielender Lichter, die wie ebensoviel verschiedne Arten von Grinsen über sein ganzes breites und plattes Gesicht hinhüpften, die Zähne fletschten und dazwischen altklug die Nasen rümpften. Ist man zu zwei, so läßt sich das Unangenehme solchen Wetters übersehn oder vergessen, ist man aber allein, so überrieselt uns diese frostige, nichtssagende Geschwätzigkeit eiskalt, wir wenden dem Himmel und der Erde den Rücken zu und befinden uns in unsern Mauern so wohl wie nie zuvor.

Luise saß in der Bibliothek und stickte.

»Mir ist es mitunter, als habe die Natur ab und zu die fixe Idee Mensch zu sein«, sagte ihr Craw, »und wie es bei Nachäffungen immer geht, die angeborne, individuelle Liebenswürdigkeit wird für irgend eine miserable Thorheit abgestreift. Die Natur hat dann Launen wie die Menschen und bringt statt ihrer kräftigen, markigen, edlen ganz jämmerlich elende Menschenlaunen zu Markte. Sie schmollt und sitzt im Winkel, ja sie zittert am ganzen Leibe recht wie eine junge Frau, die nebenbei fürchtet, man könnte ihr Schmollen für Ernst nehmen und danach handeln. Da, sehn Sie nur, wie die Bäume mit ihrem schmalen Grün zusammenkauern, wie Ast auf Ast hockt, als wollten sie ein bißchen Wärme voneinander borgen. Die Schafe stecken in der Mittagsschwüle die Köpfe zusammen und suchen so eins in des anderen Schatten Schutz: so machen es die Linden heute auch. Der Saft tritt in den Zweigen für zwei Tage zurück, Sie sollen sehn, die Blätter

bekommen braune Spitzen …«

»Hat Sie denn der Russe auch bezaubert, oder was ist es, daß heute alle Welt, mich ausgenommen, mißvergnügt und unzufrieden scheint? Sie schelten Ihre liebste Freundin, die Natur, wie wird es da erst uns gehn?«

»Nur Sie sind hier im Hause heiter? Wie kommt das?«

»Mama ist so gut gegen mich gewesen; sie hat mich gestern abend noch, als ich fürchtete gescholten zu werden, sehr gelobt und ist seit da freundlicher als je zuvor. — Sie glauben mir nicht, weil Sie überhaupt nicht glauben, daß Mama herzlich sein kann, aber es ist, wie ich Ihnen sage. Darum ist mir so wohl und leicht.«

»Und mir so trüb und schwer!« murmelte Craw zerstreut.

»Wie ist das möglich?« fragte Luise, die ihn dennoch verstanden hatte.

»Sagt' ich etwas?«

»Nun, das ist doch arg, daß Sie nicht einmal mehr wissen, ob Sie etwas sagen oder nicht. Wie soll man denn gar erst Rechenschaft über das Gesagte selbst von Ihnen fordern. — Sind Sie ernstlich betrübt, lieber Craw?« sagte sie dann kindlich, legte ihre beiden Hände auf die seinen und sah ihm von unten ins Gesicht.

Er strich leicht mit der Hand über ihre Haare, und sie ließ es geschehn, ohne ihre Stellung zu verändern.

»Vor zwei Jahren noch küßten Sie immer meine Stirn, wenn ich so vor Ihnen saß; jetzt bin ich Ihnen zu alt geworden und die Leute würden sagen: es schicke sich nicht mehr. Ist das nicht recht sonderbar? Ich las vor kurzem noch in einem Buche, das sonst recht gut gefiel, von der Scheu, die plötzlich die Mädchen, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, vor Männern ergreifen soll, mit denen sie früher auf dem herzlichsten Fuße gelebt, wie eben Kinder mit Männern leben, die fast täglich ins Haus der Eltern kommen. Ich empfinde diese Scheu noch immer vor Ihnen nicht, obgleich ich mich beobachte und mich gern darauf ertappen möchte; im Gegenteil es kränkt mich fast, daß Sie jetzt oft so zeremoniös mit mir umgehen wie mit der Grasenapp oder einer andern.«

»Und haben Sie denn diese Scheu vor den vielen andern, die schon länger als ich hier aus- und eingehen, nicht? Sie dürfen nicht erröten; wozu jetzt? Nun sehn Sie nur, Ihre Wangen brennen, als hätte ich nicht nur Ihre Stirn geküßt, und käme — Heeren oder ein anderer jetzt herein, so glaubte er sicherlich, ich habe Ihnen eine erwartete und nicht ungenehme Erklärung gemacht, obgleich ich mich vor nichts mehr hüten möchte. — Ja, das ist's! Hätten Sie mich nun wenigstens unartig gefunden, aber statt dessen blicken Sie mir so freundlich, ja fast dankbar in die Augen, daß ich auch, wenn ich Sie in der Weise liebte, wie die Leute sagen, alle Hoffnung verlieren müßte. Sie hätten dann auch jene Scheu vor mir und kämen in großen Zorn, wenn ich Sie noch behandeln wollte wie ein Kind!«

»Aber Sie machen mir die Erklärung nicht, vor der mir von allen Seiten schon so viel bang gemacht worden, daß ich wenigstens immer so lang ängstlich war, als ich Sie nicht sah.«

»Fürchten Sie sich denn gar so sehr davor, daß ich Sie wieder wie früher offiziell mein liebes Lieschen nennen könnte?«

»O necken Sie mich nicht so, es thut weh, — und wenn sich jetzt auch Mama mehr mit mir beschäftigt, möcht' ich Sie doch darum nicht verlieren. Thäten Sie es, aber ich weiß, daß Sie es nicht thun werden, so dürft' ich nicht nein sagen …«

»Und …? Beruhigen Sie sich nur, liebes Lieschen, und sparen Sie Ihre Thränen. Wenn ich auch, wie Ihnen die Leute drohen, um Sie anhielte, ich bekäme einen Korb in aller Form, einen Korb von Ihnen und einen zweiten von Ihrer Mutter. Sie haben mir Ihr Nein schon deutlich genug gesagt …«

»Aber das ist's grade gewesen, was Sie wollten, nicht wahr?«

»Zwingen Sie mich doch nicht unhöflicher zu sein, als ich mag und darf.«

»Ah, ich lasse mich von Ihnen nach wie vor gern wie ein Kind behandeln, Sie schützen mich dafür auch gegen die Zudringlichen durch Ihren Spott und die Weise, mit der Sie ihr langweiliges Geschwätz abschneiden.«

»Gott bewahre! Nur meine Qualität als heimlicher Bräutigam gibt mir in Ihrer Nähe eine gewisse Würde, die bongré, malgré respektiert wird. Weiter ist es nichts, und nur weil ich dies Resultat sah und Gebrauch von den Folgen zu machen wußte, that ich nie etwas, das Gerücht ernsthaft zu widerlegen.«

»Aber warum thaten Sie das?«

»Kinder dürfen nicht nach allem fragen, sie erfahren zur rechten Zeit alles und müssen bis dahin Geduld haben.«

»Ah, und Kinder bekommen auch Bonbons oder haben Glück im Finden, nicht wahr?«

»Das erstere verdirbt ihnen oft die Zähne und verwöhnt sie, das zweite hat seinen Grund nur darin, daß sie der Erde näher sind und bessere Augen haben als Erwachsene.«

»Ich bin wohl groß genug und habe doch heute noch etwas gefunden, was mir viel Freude gemacht hat, und was am Ende auch ein Bonbon ist«, sagte sie mit einem Anfluge von Übermut, nahm dann aus ihrem kleinen Notizbuche ein Blättchen Papier uns hielt es Craw vor die Augen.

»Das ist Richards Hand!« sagte er. »Haben Sie das gefunden?«

Sie zuckte leicht zusammen, als der Name genannt wurde, und sagte scheinbar erstaunt: »Wissen Sie das genau? Ich sah Herrn Heerens Handschrift so oft, aber sie glich meines Wissens dieser nie.«

»Weil das Blatt absichtlich mit italienischen Buchstaben beschrieben ist statt mit deutschen.«

»Absichtlich?«

»Nun ja, wahrscheinlich, damit irgend jemand, — vielleicht des Amtmanns Else, — mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten könne, sie habe die Schrift nicht gleich erkannt, überhaupt nicht gewußt, daß Herr Heeren der Verfasser der Verse sei, die darauf stehn.«

»O, Sie sind heute recht böse.«

»Machen Sie mich gut und lassen Sie sehn, was der Schlingel für Blätter auf die Kreuzwege sät, damit sie gefunden werden können.«

»Sprechen Sie doch nicht gegen Ihre Überzeugung und brauchen Sie nicht so häßliche Worte von Ihrem Freunde. Er wird das Blatt verloren haben, wollen Sie es ihm wiedergeben?«

»Doch nur, wenn es bewiesenermaßen seine Adresse verfehlt hat!«

»Craw, Sie necken Ihr ›liebes Lieschen‹?«

»Darin sind sie doch alle gleich!« sagte Craw vor sich hin. »Eine Dosis Verstellung und eine Portion Schmeichelei à propos ist ihnen angeboren.« Dann fuhr er laut fort: »Lassen Sie mich nur erst lesen, vielleicht versöhnt er mich wieder!«

Sie gab ihm das Blatt, und er las:

»Es klingt in der Luft uralter Sang,
Nicht Jubelruf, nicht Wehgeschrei,
Und doch so süß, und doch so bang,
Als ob er beides sei.

»Wer ihn gehört, der ward so reich
Als hab' er genug geträumt und gelebt,
Als sei ihm Tod und Leben zugleich
Aus Klang und Duft gewebt.

»Wer ihn gehört, dem wird so schwer,
Als sollt' er leben zum erstenmal,
Wo alles wüst und alles leer,
Sich selbst und der Welt zur Qual.

»Ihm ist wie einem vergeßnen Ton,
Den niemand wieder erkennen mag,
Der aber vor alten Zeiten schon
In holdem Kreise lag …«

Luise griff nun plötzlich wieder nach dem Papiere und verbarg es in ihrem Taschenbuche. »Da Sie mir den Verfasser, den

mutmaßlichen wenigstens, genannt haben, dürfen Sie den Rest nicht vorlesen«, sagte sie scherzend, aber mit jener Langsamkeit, die sich immer einstellt, wenn wir scherzen wollen und ein mächtiges Gefühl entweder laut aufjubeln oder laut aus uns heraus klagen möchte.

»Und Sie meinen am Ende, ich wüßte die Nutzanwendung, die nun kommen muß, mir nicht hinzu zu denken, ich wüßte nicht, wie der vergeßne Ton sich mit einem andern ebenso vergeßnen verbindet, um ein Akkord zu werden? Sind wir nicht alle Töne in jener großen Zaubermelodie? Schwimmt nicht die Welt in der Luft, in der sie klingt? Es war auch für Sie nicht nötig den Gedanken auszuführen, Sie hatten ihn so gut wie ich erraten. Das große, ewig schöne Lied ist ein Gassenhauer, und das beste an ihm ist eben, daß es ein Gassenhauer ist. Jeder pfeift ihn nach, und sein mächtigster Zauber besteht darin, daß jeder glaubt, er habe die Weise erst erfunden. Man kann Bonbons in verschiedne Papiere wickeln, aber die Hauptsache bleibt das Süße daran: mir geben Sie nun das Papier und behielten das Bonbon und die Devise für sich; Sie hatten recht, denn ich esse seit lang keine Süßigkeiten mehr und würde auch diese nicht zu schätzen gewußt haben.«

»Sie sprechen das wieder in einem Tone aus, der mich recht schmerzlich berührt, haben Sie denn so gar viel gelitten, und ist denn gar nichts gut zu machen?«

»Wer fragt nach einer versunkenen Welt?«

»Sie sind heute so trüb, daß ich mich recht vor Ihrer längst versprochenen Vorlesung fürchte, das wird wieder etwas recht Trauriges sein, Dissonanzen ohne Versöhnung, Rettungsloses, das man nie mehr los werden kann.«

»O nein, vielleicht werden Sie lachen!«

Er sagte diese Worte leicht hin, aber es lag Schmerz darin, wie ihn das Mädchen wohl ahnen und fühlen, aber nicht verstehen und begreifen konnte. Luise gab sich auch trotz ihrer Herzensgüte und ihrer Anhänglichkeit an Craw nicht die Mühe, darüber nachzugrübeln: Es gibt nun einmal Zeiten, in denen man nicht über

sich selbst hinaus kann und durch eine wunderbare Elastizität bei jedem Versuch die Grenzen zu überschreiten immer wieder mitten in den Zauberkreis zurückgeworfen wird. Sie wollte Craw über mancherlei Dinge aushorchen, sie wollte ihn plaudern machen von dem, was ihr am Herzen lag, und obgleich er ihr planmäßiges Forschen durchschaute und gerade darum nie zu wissen schien, worauf sie hinaus wolle, gelang es ihrer Unermüdlichkeit, die Craw mit jener Spinne Robert Bruces verglich, doch in der Stunde, die sie auf Cecile warten mußten, mehr über Tetarskoff und Heeren zu erfragen, als Craw ihr freiwillig gesagt hätte.

Cecile kam endlich, sie hatte geschrieben und sah matt aus. Sie versuchte auch nicht ihre Erschöpfung zu verbergen.

»Gibt es wohl etwas Widerwärtigeres für eine Frau als selbst und allein in dem ganzen Geschäftskrame einer großen Verwaltung herum zu wühlen?« sagte sie. »Ich mag disponieren und übersehe das Feld, aber nun auch immer selbst schreiben, selbst lesen, selbst addieren und rechnen, ohne jemand zu haben, der helfen kann und helfen mag, keinen, auf den ich mich verlassen könnte, das ist manchmal überwältigend unangenehm.«

»Sie haben Ihren Gemahl und außerdem Männer genug, denen Sie vertrauen könnten, wenn Sie wollten, vor allen aber Heeren und mich. Sie selbst sind es, die sich eine unnütze Last nicht allein aufwälzt, sondern oft geradezu vorbehält. Ich kann Sie nicht bedauern.«

»Bleiben Sie mir doch endlich mit Ihrem ewigen Heeren aus dem Hause. Er gebärdet sich stets, als wolle er an den Himmel hinauf reichen und Sterne mit der Hand wegfangen, wie die Knaben die Fliegen von der Wand schnappen; es gäbe gar keine größere Thorheit, als einem solchen Menschen Wichtiges anzuvertrauen, er sänge seine Sterne damit an …«

»Und doch meine ich, daß schon oft Wichtigstes in seinen Händen geruht. Wäre er wie Sie sagen, so können Sie wenigstens annehmen, daß die Stelzen, auf denen er geht, von Glas sind und ihn von jedem Einflusse isolieren; er steht zwischen Himmel und

Erde und kann darum unparteiisch sein.«

»Das heißt, wenn Sie recht hätten, verlöre er die Erde und ragte doch nicht an den Himmel hinauf!« sagte Cecile schneidend scharf.

»Möglich!« entgegnete Craw, »aber wenn er nichts will, als Sterne fangen, so braucht er nicht zu verzweifeln, es gibt ja außer den Fixsternen noch andere, es gibt endlich Sternschnuppen, vielleicht fliegt ihm ein solcher goldner Schmetterling in die Hand. — Indes, gesetzt es sei mit ihm nichts, was haben Sie gegen mich einzuwenden?«

»Daß ich Sie stören würde, während Sie für das Allgemeine etwas thun können oder doch thun wollen.«

»Es gibt sehr tüchtige Menschen, die gleichwohl so einseitig sind, am Christentume nichts Gutes lassen zu wollen, weil sie das christliche Element nicht von dem christentümlichen unterscheiden mögen, oder weil sie die verkehrte Anwendung christlicher Sätze nicht zu rektifizieren Lust haben und darum lieber über die ganze Sache in Bausch und Bogen aburteilen. Und doch ist die ganze Lehre von der freien Sittlichkeit nirgend schlagender, bestimmter und einfacher gefaßt, nirgend ohne alle Definition besser definiert als in dem christlichen Satze: ›Liebe deinen Nächsten wie dich selbst und Gott über alles!‹ Tragen Sie nun faßbare Begriffe für die gebrauchten Worte ein, so haben Sie das ewige Grundgesetz der äußersten und letzten Entwickelung des Humanismus darin ausgesprochen. Ein andrer Satz heißt: ›Was du dem Geringsten unter deinesgleichen thust, hast du mir (also der Gesamtheit) gethan!‹ Wenden Sie dies auf unsern Fall an, überlegen Sie, wieviel Ruhe und Zeit Ihnen für sich und Ihre Weiterbildung, Ihre Versöhnung bliebe, wenn Sie anderen Vertrauen schenkten, so werden Sie finden, daß das Allgemeine nicht zu kurz käme. Es bildet sich ja sogleich eine Kette von Wechselwirkungen. Sie wirkten auf mich zurück und Ihrerseits weiter, statt wie heute bewölkt zu sein wäre Ihr Horizont klarer und freier, und Sie müßten darum auch anderen aufklärend und freimachend erscheinen.«

»Sie wollten mir also wirklich helfen? Ich hatte nicht den Mut,

Sie darum zu bitten, aber da Sie selbst dafür argumentieren, wäre es thöricht, abzulehnen. Ich sage Ihnen später, um was es sich handelt, aber es ist langweilig, das sag' ich Ihnen im voraus. — Lassen Sie uns nun ausruhen und Kräfte sammeln. Nehmen Sie Ihr Heft und geben Sie meiner kleinen Luise, die eine vollständige Eroberung an Tetarskoff gemacht hat, ihren Humor von heute früh wieder. Was fehlt dir denn, mein Kind?«

Luise war schon zu Anfang des Gespräches gleichsam in sich zusammengeknickt, hatte wiederholt die Farben gewechselt, aber keinen Einwurf gewagt.

»Sie sieht recht hübsch aus, wenn sie den Kopf so ein wenig hängen läßt und nur von Zeit zu Zeit die Augen aufschlägt, nicht wahr?« fuhr die Gräfin fort.

»Es liegt Unsicherheit und Bangigkeit in solchen Blicken. So mögen kleine Vögel aussehen, wenn sie die Klapperschlange anstiert«, sagte Craw obenhin und schlug sein Heft auf.

»Was Sie abgeschmackt in Ihren Vergleichen sind!« entgegnete Cecile ärgerlich.

»Nun, das Klapperschlangenauge bilden mitunter die Verhältnisse, die Gedanken, die Träume, die Hoffnungen oder Erinnerungen, was weiß ich, — mir ist Luise lieber, wenn sie singt, d. h. nicht mit dem Munde, sondern wenn ihr ganzes Wesen eine klare liebe Melodie ist.«

»Ihre Komplimente kommen immer sehr teuer, Sie brauchen so entsetzlichen Apparat dazu.«

»Wohlfeile Ware taugt wenig! — Hören Sie nun zu!«

DRITTES KAPITEL.

ASPERULA ODORATA.
EIN HEXENPROZESS.

Im schlesischen Herzogtume Teschen liegt ein kleiner Kurort Namens Ustron. Seine Häuserreihen sind in eine Schlucht der Beskiden geklemmt und von der Rownitza und der Tschantori überragt. Wer Komfort sucht, der wende seine Schritte nach einer andern Richtung; das Gasthaus ist eine finstre hölzerne Baracke, und die Wohnungen in den Bauerhäusern, die von außen allerdings recht malerisch aussehen, haben auch vielerlei Unangenehmes. Ustron ist nur ein Aufenthalt für Brustkranke, die Schafmolke und Schlackenbäder brauchen wollen, oder für Freunde einer schönen Natur. Diesen beiden Gattungen von Menschen ist aber viel und Bestes geboten.

Die Physiognomie der Gegend ist eine durchweg eigentümliche, die weder in der Schweiz noch in Tirol Analogien findet. Die Beskiden sind die Vorberge der Karpathen, und die Umgebung von Ustron eine Vorstudie des ungarischen Gebirgscharakters, d. h. einer trotz Ritter und L. v. Buch noch fast gänzlich unbekannten Welt. Erst der Rassenkampf, der Ungarn in den letzten Jahren zerfleischte, hat das Land dem Westen wieder lebhaft genug in Erinnerung gebracht, um kühne Taucher in das Meer seiner Geschichte, seiner Entwickelung, seiner Verhältnisse und seiner grandiosen Natur hinab zu locken. Die gesamte zivilisierte Welt nahm teil an jener Tragödie, und als der Verrat gesiegt hatte und der aus purpurnen Mantelfetzen gottgnädiger Henker zusammengeflickte Vorhang die grauenhaften Metzeleien

beschönigend zu verhüllen suchte, fiel dort eine Thräne des Mitleids, da krampfte sich eine Faust zusammen, und da machte sich ein Schrei der Wut, ein Schwur der Rache Luft, — überall aber blieb der Wunsch, mehr zu wissen von einem Lande, von einer Nation, die eine Kraft zu zeigen vermocht, wie sie sonst nur als Sage längstvergangner Zeiten in unsre Tage herüberklingt. Es war nicht die Leiche eines Gladiatoren, der noch zuletzt die Zuschauer um emporgestreckte Daumen angebettelt, es war der totwunde Körper eines ganzen Heldenstammes, der blutig und verstümmelt in der Arena lag. — An dies Ungarn grenzt das Gebiet von Teschen, die Berge um Ustron lassen von ihren Gipfeln tief in die Karpathenwelt blicken, deren Spitzen und Felsstirnen von der Tschantori aus gesehn einem schaumumspritzten, gischtumflognen, wildbewegten Meere gleichen. Sind es Berge, Schneefelder oder Wolken? Man kann es oft nicht unterscheiden, wenn man von der Vermessungspyramide aus mit seinem Frauenhofer nach der Lomnitzer Spitze hinüberäugt.

Es gibt anderwärts so gut Buchen, Fichten und Felsen wie hier, blauduftige Schluchten und zerrißne Wolken, die über Baumwipfel hinschleifen oder plötzlich einen ganzen Berg verhüllen, gehören überall zu den Requisiten einer Gebirgslandschaft, das Besondre liegt also in etwas anderem, in der Mischung des von der Natur gegebnen Form- und Farbstoffes und in den Werken der Bewohner.

Den besten Blick hat man von einem Abhange der Rownitza, unfern eines Steges über die Weichsel, die hier noch ein Bach ist, der Forellen hegt und mit zappelnden Wellen über breite, plattgeschliffne Kiesstücke schlüpft, aber seine Kraft und Bestimmung schon durch sein weites Inundationsbette verrät. Dicht unter uns also das Wasser mit dem langen, wackelnden Balkenstege, zur Seite eine einsame sehnsüchtig winkende Trauerbirke und jenseits der Ort, den der Schmelzturm des Hochofens und das Glockengehäuse der katholischen Kirche überragt. Die Häuser, die aus übereinandergefugten Föhrenbalken bestehen und graue Schindeldächer tragen, die fast bis zur Erde hinunter gehen,

zeichnen sich durch Nettigkeit und Festigkeit in der Konstruktion aus; man erstaunt über die Mannigfaltigkeit der Form, die für dasselbe Bedürfnis und denselben Zweck gefunden ist. Brennholz, in kleine Stücke zerspalten und mit der Schneideseite nach außen gestellt, dehnt die Gebäude unten und macht, daß die langen Dächer sonderbar knapp aufgesetzt scheinen. Ein paar zigeunerhaft vergilbte alte Weiber, die, einen Gipsstummel schmauchend, irgendwie beschäftigt an den Hausthüren hocken, und als Gegensatz zu ihnen junge Frauen und Mädchen, die vom Scheitel bis zur Sohle in große, blendendweiße Linnentücher gehüllt sind, neben Männern mit der ungarischen Bonda und den breitrandigen Gorallenhüten, bilden die Staffage. Kommen sie des Sonntags reihenweise von den Bergen herab zur Kirche und ziehen langsam an den Abhängen hin, irgend eins ihrer wehmütigen Lieder singend, so kann man sich kaum etwas Gespenstigeres denken als diese beweglichen weißen Gestalten. — Von dem Platze am Fuße der Rownitza, von dem ich vorhin sprach, übersieht man das ganze Dorf, das sich scharf von der hinter ihm aufsteigenden Tschantori abhebt. Die Farben sind überall klar und weich abgetont, die Lichtblitze vom Wasserspiegel auf den Lufttinten reflektiert und in sie verwaschen: man sieht das ganze bunte Spiel mit an den Berg hinan und hat so eine immer wechselnde, fächernde Beleuchtung, die durch den blaugrünen Waldhintergrund, aus dem zerstreute Salaschen hervorsehn, wohlthuend und freundlich wirkt.

Es standen und stehen vielleicht noch dort, isoliert auf einem hart an die Weichsel vorgeschobnen Hügel, einige Dutzend uralter Buchen, die oben ineinander greifen, während die Wände des obligaten Pavillons von Haseln und Rüsternachschuß abgeschlossen werden, so daß der Ort Schutz und Schirm gegen Sturm und Wetter bietet, zugleich aber durch schmale mit grünem, geschmeidigem Golde umrahmte Fenster die eben geschilderte Aussicht frei läßt. Hier hatte sich vor Jahren eine kleine, aus den verschiedensten Elementen zusammengemischte Männergesellschaft niedergelassen, deren Glieder weder Kurgäste noch wissenschaftliche

Entdeckungsreisende, ja nicht einmal Naturenthusiasten waren. Es galt eine Partie für einen Fremden zu arrangieren, und man hatte Ustron zum Ziele gewählt, obgleich es im ganzen für diese Gegend noch etwas früh im Jahre war. Der Fremde, für den es keiner Personalbeschreibung bedarf, war ich, den andern müssen wir notgedrungen etwas mehr Aufmerksamkeit schenken.

Die gewichtigste Erscheinung war ein kleiner, rasierter Mann, rund, rund und abermals rund; man kann ihn nicht genauer schildern, denn es war in der That alles an ihm rund, und die schwarzen, südlichen Augen blitzten mit ihrer Schlauheit sonderbar genug aus dem behäbigen Gesichte, so sehr sie auch sonst mit seinem Wesen verwachsen waren. Er hatte sich, um für alle Fälle durch den Einfluß der rollsüchtigen Kugelfläche nicht zu Schaden zu kommen, beide Seiten und den Rücken zu schützen gewußt, so daß er denn — freilich mit horizontal vorkugelnden Beinen — wie in einem Lehnstuhle versunken saß. Man muß zur Steuer der Wahrheit allerdings nachtragen, daß das ganze Sitzinstitut weiland aus einem ungeheuren Reisighaufen bestanden hatte, so daß einige Hoffnung vorhanden gewesen, auch seine Beine in einer bequemeren Lage zu sehn; allein eine unzeitige Wirkung des Gesetzes der Schwere drückte die dürren Blätter hinunter und auseinander, so daß er sank, als hätte er sich auf Wasser setzen wollen, und nicht eher zur Rast kam, bis er festen Grund unter sich hatte. Dieser Herr, der Kaufmann, Besitzer verschiedner Titel und Ehrendosen wie auch des Keimes zu irgend einem Orden war, hieß Giovanni Pesaro und bildete den guten Geist, den Geist des heiteren Lebensgenusses unter uns, sowie entschieden den Mittelpunkt des Kreises, da wir andern insgesamt ihm gegenüber mehr oder minder halbmesserhaft aussahen.

Durchmesserhaft muß es allerdings mit Bezug auf einen endlos in die Länge gezognen Justizrat heißen, der einen wunderlich viereckigen Kopf, kleine, gerötete Augen und einen Mund hatte, der eigentlich nur wie eine Korrektur mit roter Tinte auf einem vielbekritzelten Bogen grauen Konzeptpapiers aussah. Wie bei

Herrn Pesaro alle Formen sphärisch waren, erschien Herr Werner als eine Mustersammlung von Parallelepipeden.

Ein blonder Jüngling, der sich in seinen zwanzig Jahren noch nicht an seine Nase gewöhnt zu haben schien, so viel machte ihm der kleine Flaschenkürbis zu schaffen, und eine breitschultrige stumme Person, ein verunglückter Gelehrter, den als Kandidaten einst eine reiche Witwe geheiratet, vervollständigte die Kompanie. Der letzte hatte in dankbarer Anerkennung des Geschmackes und der Verdienste seiner Ehehälfte alle Gelehrsamkeit an den Nagel gehängt und erstarb nun, da er, wie gesagt, geheiratet worden, in stummem Erstaunen über die Dampfnudeln und Fischsulzen seiner Frau. Er aß, der Blondin flog und war dumm, das Parallelogramm trank, die Kugel schlürfte, und ich war müde und darum munter. Es wäre auch nicht möglich gewesen, in solcher Gesellschaft einzuschlafen, hätte man auch außer den Augen keinen gesunden Sinn gehabt. Pesaros Stöhnen, das in Wellenlinien über seinen ganzen Körper lief, — Werner, an dem man die Friktion der überflüssigen Ecken sah und unwillkürlich das Knarren der Gelenke hinzudenken mußte, — der Zarte mit den geschwätzigen Fingern und seinen verhimmelten Augen, und endlich die schwammige Serviettenphysiognomie des Exgelehrten, — die Zusammenstellung war ja zu reich, als daß man sie hätte undurchblättert lassen können.

Ustron liegt in jener unglücklichen Gegend, in der man ein verzweifeltes Ding trinken muß, das zwar unter dem Namen Wein aufgetischt wird, aber gewiß einer reell verdünnten Mischung von Schwefelsäure und Bleizucker ähnlicher sieht als irgend einer Weingattung. Pesaro hatte denn auch vorsorglich ein Flaschenfutter großartigen Umfangs und in jeder Beziehung seines Herren würdig mitgenommen und den Inhalt durch unsern Stummen und den Blonden an Ort und Stelle tragen lassen. Ich selbst war mit einem großen Gefäße, weder Topf noch Kübel, gewiß aber ein Mittelding zwischen beiden, belastet; Pesaro führte in jeder Tasche seines Rockes eine Tüte Zucker, und Werner besorgte fünf Gläser nebst

einer Kelle, deren Stiel durch sein Knopfloch gezogen war. Wir betrieben eine Idylle, frei nach Vossens Luise, wie der Blonde behauptete, der große Belesenheit besaß und vorhatte, sich nach Voß, Klopstock und Uz zum Universaldichter des neuen Jahrhunderts zu bilden.

Nachdem wir den Platz wohnlich gefunden und uns in aller Form installiert hatten, ergab es sich, daß ich gezwungen war den Steward zu machen, da außer mir nur der einmal festgerollte Pesaro jenes langstielige, quirlblättrige, aromatische Kraut kannte, das zur Erfüllung unsres Zweckes unentbehrlich war. — » Asperula odorata?« hauchte der Blonde schmelzend und zog dabei ein Gesicht, als fürchte er, man könne glauben, er sei vierzehn Tage kürzer von Schulbank und Bakel emanzipiert, wenn ihm noch irgend ein botanischer Name bekannt klänge. — »Das ist eine Art Spargel, wie der Name zeigt!« meinte der Justizrat und riß, indem er seinen Kopf durch eine Seitenbeugung in eine Raute verwandelte und ihn so auf leichte Weise mit der Spitze vor zwischen mir und Pesaro durchkeilte, einige arme Feldspargel ab, die er in unsre improvisierte Terrine werfen wollte. — Ein Schrei des Entsetzens, gefolgt von tiefem Aufstöhnen, entfuhr Pesaro; der Gelehrte machte sich durch einen unartikulierten Laut Luft, in den er auf bewundernswürdig konzinne Weise eine Reminiszenz seines ehemaligen Wissens, eine Bemerkung über Assonnanz von Asperula und Asparagus, Schadenfreude über den Mißgriff des Juristen und Beruhigung über meine Erklärung dem Übel durch eigne Werkthätigkeit abzuhelfen, zusammenpreßte. Es ist meine Überzeugung, daß er an all diese Dinge dachte, denn er zog während des musikalischen Halters über seinem Schrei hintereinander all die Gesichter, die zu obigen Texten gehören. Er dachte das alles, aber seine Zunge war wegen Mangels an Nachfrage in seinem eignen Hause fest eingerostet; er brachte es nicht mehr bis zum Sprechen, weil auch seine studiertesten Reden gewohnt waren, wie ein protestierter Wechsel, wie einer der berüchtigten E-Sechser als wertloses Gut zurückgewiesen zu werden.

So ging ich denn allein aus und fand bald am Saume jüngeren Buchendickichts unser Maitrank-Requisit in Menge.

Ich hatte schon genug und mehr davon gesammelt, als mir ein einzeln stehender Stengel auffiel, der von Farrenfächern überwölbt war und schlank aus einem kleinen Kreise zarten Mooses emporstieg. Es war eine schöne, kräftige Pflanze, die eben ihre kleinen Blüten aus den Blattwinkeln streckte. Zwei schwarze Sphinxe mit roten Punkten auf den Flügeln hingen an ihr: es sah aus, als ob sie mit ihr flüsterten. Auf dem Moosfleckchen saß eine große braune Schnecke ohne Schale, die ihre Taster bald da- bald dorthin wendete; es blieb zweifelhaft, ob sie die Wächterin spiele, oder ob sie sich besinne, wo sie den Waldmeisterstengel zuerst annagen solle. Ich betrachtete die Gruppe einen Augenblick und langte dann mit der Hand nach der Pflanze, um sie, grade weil ich ein inneres Widerstreben fühlte, mitzunehmen. Sonderbar genug, in demselben Momente bog sie der Wind zur Seite, und ich faßte in die Luft. Ich griff zum zweitenmale nach ihr, da flog ein Rotkehlchen, recht als sollte meine Aufmerksamkeit mit aller Gewalt abgelenkt werden, dicht an mir vorüber und setzte sich kaum zwei Schritte abseits auf einen Zweig. In der That ließ ich mich für Sekunden bestechen, faßte dann aber doch wieder fest nach meiner Asperula und riß sie mit der Wurzel heraus. Die Sphinxe fielen herunter und lagen wie tot auf dem Rücken; das Mooskränzchen war zerstört, lose Erde rieselte darüber; die Schnecke setzte sich in Marsch, der Vogel pfiff wehmütig, sah mich noch einmal an und strich dann eilig in das Dickicht hinein.

Es war die einzige Pflanze, bei deren Tode ich mit Bewußtsein zu Werke gegangen war, ich steckte sie daher mit einer eigentümlichen Scheu recht mitten in mein Bündel hinein, um sie nicht mehr zu sehn. Gleichwohl drückte mich’s, und meine Kräuter schienen durch den einen Stengel eine Bürde geworden. Ich war darum auch unzugänglich für die Lobsprüche Pesaros, der bei der Annäherung des Genusses auflebte und von Humor sprudelte, ja ich rechnete es mir nicht einmal zum Verdienste an, daß ich den

Dichter der Zukunft zu dem Geständnisse zwang, einige botanische Kenntnisse seien mitunter nicht bloß für Schulknaben geziemend, sondern auch für Männer höchst vorteilhaft und sogar eine gesellige Tugend, — wie der vorliegende Fall deutlich bewies.

Ich rupfte, von dem Stummen unterstützt, die Kräuter zurecht und erzählte bei diesem Geschäfte obenhin, daß mir soeben wieder eine Ammenstubensage eingefallen sei, die grade so aussieht, als hätten die patentierten Kindererzieherinnen eine Ahnung von der geheimen Bedeutung des Tier- und Pflanzenlebens gehabt. Sie gehört in die Reihe der Feen-, Elfen- und Hexengeschichten. Die höher begabten Wesen müssen, jener Sage nach, gewissermaßen zur Sühne für den Genuß übermenschlicher Kraft alle Jahre einen Tag Tier- oder Pflanzengestalt annehmen und sich allen Zufälligkeiten, allem Mißgeschick, das den untergeordneten Reihen droht, aussetzen. An solchem Tage können sie leiden und sterben. Geht er glücklich vorüber, so leben sie wieder verjüngt auf und ihre Blumenperiode, ihre tierische Hülle liegt wie ein Traum hinter ihnen. Ist die Sache erfunden, um den Zerstörungstrieb der Kinder, das wilde Abreißen von Blumen und das Quälen kleiner Tiere durch eine Appellation an ihre angeborne Gutmütigkeit zu hindern, oder ist es ein naturfreundlicher Gedanke ohne alle direkte Tendenz, — immer bleibt es ein Stück echter Poesie, und mich dauert's fast, sagt' ich, daß ich nun vielleicht sogar mehr als wir brauchen von dieser Pflanze vernichtet habe.

»Ja, Poesie ist darin!« sagte der Jurist entsetzlich trocken und entkorkte dabei die Flasche, die er eben vorhatte, indem er sie zwischen seinen knochigen Knieen festzwickte.

Der Blonde hatte sein Taschenbuch hervorgeholt und machte eilig Notizen. Ist unterdes ein Gedicht ähnlichen Inhaltes von ihm gedruckt worden und kennt es jemand, so bemerke ich ausdrücklich, daß ich nicht sein, sondern mein eigner Plagiarius bin, wenn ich die Sache wieder erzähle, wie ich sie damals durchgelebt habe.

»Nun, wenn Sie zufällig ein Hexchen mit gefangen haben«,

lachte Pesaro, »so machen wir der Person in aller Form den Prozeß.«

»Ich glaube nur, daß im heutigen Strafrechte keine Vorschriften für einen solchen Fall enthalten sind; ich würde in Verlegenheit sein und Instruktionen einholen müssen, ehe ich irgend eine Prozedur vorzunehmen wagte«, bemerkte der Justizrat nur halb im Scherze, denn seine Ohren stellten sich, und in seinem Gesichte prägte sich staatsanwaltlicher Verfolgungseifer aus.

»Dummes Zeug!« rief Pesaro, »als wenn sich Ihre Paragraphen nicht auf alles beliebig anwenden ließen, als wenn ich nicht immer grade die Prozesse gewonnen hätte, deren Verlust ganz unzweifelhaft war! Brauchen Sie Instruktionen, so will ich Sie Ihnen kurz geben: man ersäuft die mutmaßliche Hexe zur Probe; damit ist's abgemacht. Geht sie ohne weiteres unter, so geschieht ihr, was recht ist, dann war sie schuldig; schwimmt sie oben, so hilft ihr der Teufel, und sie muß mit Stangen so lang' unter Wasser gesetzt werden, bis sie tot ist. Haben Sie davon nie gehört? Die schöne Agnes Bernauerin wurde genau nach diesem Rezepte behandelt, — daher weiß ich's. Wir sind nobler, wir ertränken sie in Wein. Da, drücken Sie den Stengel, der sich durchaus nicht zum Liegen bequemen will, in den Topf zurück …«

Ich hielt die Kelle und tauchte unwillkürlich, und ohne genauer hinzusehen, die Pflanze unter. Sie hob ihren Kopf wieder empor, und ich glaube, daß es jene einsame gewesen, da mir an keiner anderen die Blüten aufgefallen waren. Dasselbe Spiel wiederholte sich während der Bereitung des Getränkes und während des Gelages selbst; es schien, als ob trotz aller Knicke und Brüche, die das arme Geschöpf erhalten hatte, der Drang nach Licht und Luft, die Lust am Leben in ihm unbesiegbar wäre. Immer in die Flut zurückgestoßen, schnellte es sich immer wieder mit unbegreiflicher Elastizität empor und hielt die Oberfläche der Bowle durch sein Zucken unter und über der Flüssigkeit in steter Bewegung. Perle nach Perle stieg auf, und Ring nach Ring entstand, dehnte sich aus und verlor sich an den Wandungen des Gefäßes. Das Gespräch stockte.

»Die verdammte Hexe hat meinen guten Moselwein vergiftet, ich bring's nicht übers Herz, lustig zu sein«, stöhnte endlich wieder Pesaro. »Ist denn alle Welt melancholisch geworden, so daß niemand mehr einen Laut von sich gibt?«

Er erhielt keine Antwort. — Ich starrte in die Flut, aus der mit dem Dufte des Krautes zugleich ein zarter Nebel aufstieg. Dieser Hauch, mit verschwimmenden Konturen an Himmel und Berg angeweht, begann sich zu formen, er wurde ein weiter, glitzernder Schleier, trüb und leuchtend zugleich, als sei er aus mattem Silber gewebt. Er floß in reichen Falten über eine Gestalt, an deren Haupt er fest genestelt war; man sah, daß er sich an weibliche Formen schmiege. Nach und nach wurde er dunkler und undurchsichtiger, dann kam eine feine weiße Hand hervor und schlug ihn langsam zurück. — Ich wollte laut aufschreien, aber meine Zunge war gelähmt. Ein wehmütiges Zucken flog über das Gesicht, in das ich starrte, im nächsten Augenblicke flammten mir zornige, wilde, höhnische Blicke entgegen und es war, als ringe sich ein furchtbarer, stummer Fluch von den fahlen Lippen jenes Kopfes los …

Ich hatte dies zarte, bleiche Gesicht schon gesehn; ich war diesen schwarzen, kalt lodernden Augen schon begegnet. Zuerst in meiner Kindheit, am Abend vorher, ehe ich schuld war, daß mein Bruder starb. Damals kam eine stolze vornehme Dame in unser Haus, ihr Wagen war gebrochen und sie nahm für eine Nacht unsre Gastfreundschaft in Anspruch. Wir waren neugierig, wie Kinder sind, und sahen durch den Spalt der offnen Thüre in ihr Zimmer. »Das ist wohl eine Königin!« sagt' ich. Mir imponierte die große edle Gestalt in dem schwarzen Samtkleide, das am Halse durch einen funkelnden Stein geschlossen war. Sie hatte meinen Ausruf gehört, kam an die Thüre, nahm mich auf den Arm und küßte mich. Ich, der sechsjährige Knabe, küßte damals zum erstenmale mit dem Bewußtsein zu küssen wieder. Sie sprach nicht deutsch, aber es war mir doch, als ob ich sie verstände, und so wie sie mich auf den Knieen sitzen hatte, wäre ich gern die Nacht über sitzen geblieben.

Als ich am Morgen aufstand, war sie fort. Ich hatte von ihr geträumt und weinte darüber, daß ich sie nicht mehr sehen sollte. — Nachmittags fanden wir im Garten ein Brett, das zersägt werden sollte, über einen Bock gelegt und machten eine Schaukel daraus. Bald schwebte mein Bruder, bald ich hoch in der Luft. Plötzlich war mir's, als käme die Dame, an die ich fortwährend dachte, auf uns zu und wolle mich küssen. Ich war eben an der Erde und warf mich sogleich herunter, um ihr entgegen zu eilen … Ein Schrei, ein dumpfes Stöhnen hinterher … Mein Bruder war, da ihn kein Gegengewicht hielt, kopfüber herunter geschlagen und lag besinnungslos da. Er hatte eine Wunde am Kopfe, bekam eine Gehirnentzündung und starb wenige Wochen darauf …

Dann war es in Rom, im Kolosseum. Ich kam mit einer Familie, die mir befreundet ist, kurz vor Sonnenuntergang hinein, wir stiegen über den Bogen herum, sammelten einige dem Orte eigentümliche Pflanzen und kletterten hernach wieder in den Zirkus hinab. An dem großen Kruzifixe knieete ein Weib in brauner Kutte, die Kapuze über den Kopf gezogen, und schien zu beten. Da wir annahmen, die Person verstehe unsre Sprache nicht, fielen ganz in ihrer Nähe herbe Worte über den traurigen Bigottismus der Italiener, der um so widerwärtiger, da er rein formell und nichts weniger als wesenhaft und denkkräftig sei. — Die Gestalt erhob sich ruhig und würdevoll, trat dicht vor mich hin, warf die Kapuze in den Nacken und zeigte ein weißes durchsichtiges Antlitz von blauschwarzen Haaren umflogen, aus dem wieder jene schrecklich schönen Augen, die ich nie vergessen werde, mir entgegen strahlten. Die Frau hob ihre Hand in die Höhe, als wolle sie mir drohen, wickelte sich dann aufs neue in ihre Kutte und war verschwunden, ehe ich mich noch erholen konnte. Die andern meinten, es sei eine schöne Pilgerin gewesen, ein elastisches, jugendliches Weib, dem ich offenbar gefallen haben müsse, da es sich nur für mich demaskiert und nur mich eines Blickes gewürdigt habe. — Nun, die Unbekannte war schön und das Bild im Abendlichte mit diesem Hintergrunde ganz unvergleichlich, — aber

der Kopf war derselbe, den ich mir vor zweiundzwanzig Jahren eingeprägt. — Ich bekam ein Fieber, und als ich wieder gesund geworden, erfuhr ich, daß an demselben Tage, an dem ich jenes Weib wieder gesehn, meine Mutter geschieden war …

Zum drittenmale sah ich meine Verfolgerin bei Schaffhausen, auf dem Schaugerüste, das von Schloß Lauffen aus in den Rheinfall hinein gebaut ist. Ich war mit einem Freunde zusammen übergefahren und hinunter geklettert; wir waren nicht allein, eine dicht in Shawls gewickelte Dame hatte bereits von der Ecke gegen den Fall Besitz genommen. Das donnernde Schauspiel machte, obgleich wir es beide schon gesehn, den alten mächtigen Eindruck auf uns, unsre Nerven zitterten, unsre Pulse flogen, die Natur spielte ein Tremolo auf der Baßtuba, und wir zuckten es nach. Mein Freund fiel mir um den Hals und versprach mir ein Geständnis. Gleich darauf ging die Dame fort. In der Pforte wendete sie sich um, — es war die Reisende von Sauseneck, die Pilgerin vom Kolosseum. Der Ausdruck ihres Gesichtes war verächtlich und spöttisch, vom Kahne aus winkte sie noch mit ihrem Tuche herüber, als wolle sie meine Erinnerung auffrischen. Ich wurde ohnmächtig, mein Begleiter schleppte mich mühsam hinauf, verschaffte mir ein Bett und erzählte, daß das Toben der Kaskade mich so angegriffen habe. — In der Nacht bat ich ihn, mir sein Geständnis zu ersparen, denn ich fürchtete diesmal mit Recht das Übel von dieser Seite. Aber er versicherte, daß er endlich reden müsse, um größeres Unheil zu vermeiden; die Predigt der Natur, die ihm der Rhein in die Ohren gebrüllt, habe ihn erschüttert, gedemütigt, vor sich selbst entsetzt, er müsse nun beichten. — Und er beichtete. Dieser Mensch hatte mir still und konsequent die größte Hoffnung, die ich je genährt habe, untergraben. Er hatte Lüge an Lüge gesponnen, um mich zu verdächtigen und sich zu heben: ihm war kurz ehe er mich auf der Reise traf die Hand eines Mädchens zugesagt worden, das ich erringen wollte und das ich gewonnen zu haben glaubte, ohne ihm je eine Silbe von Neigung gesagt zu haben. Ich war elender als je zuvor; die Thränen, die Reue, die Bekenntnisse jenes Mannes

konnten nichts gut machen, man hatte Sorge getragen, der Geliebten auch die Möglichkeit meiner Liebe als Unmöglichkeit darzustellen und alles, was ich tief empfunden hatte, zu gleichgültiger Kourtoisie zu lügen. Ich mochte den Menschen nicht mehr sehn und ging nach einer andern Richtung als er, der zu seiner Braut zurückkehrte, um sie zu seinem Weibe zu machen.

Es war wenige Monate darauf, daß ich, durch Zufall nach Ustron verschleudert, jenes Schreckbild wiedersah und in einem Momente all die Szenen, die ich eben erzählte, samt ihren Folgen an mir vorübergehen ließ. War's nun ein Wunder, daß ich starr wurde und weder meiner Bewegung noch meiner Sinne mächtig war?

Sie trug wieder ein schwarzes Kleid, aber es war nicht prächtig und königlich, sondern einfach und grob wie ein Trauergewand. Statt der funkelnden Agraffe hatte sie eine blutrote Nelke vorgesteckt und in der Hand hielt sie eine Lilie, deren Kelchblätter welk waren und zerknickt. Sie berührte meine Augen damit, und ich sah nicht mehr die grünen Hecken, nicht mehr die Buchenstämme mit den riesigen Schwämmen, nicht mehr die Gesichter der Schläfer um mich her: — ich war in einem öden Vorzimmer auf glattem Parkett, gegenüber einer Pendule, die man aufzuziehen vergessen, oder die man angehalten hatte, weil sie zu viel Geräusch machte. Ich ging weiter, Teppiche dämpften den Laut der Schritte, alles war stumm, alles in augenscheinlicher Verwirrung, und ich hatte diese Umgebung belebt, kerzenstrahlend und heiter gesehn. Ich öffnete eine Thüre, durch die ich früher nie gegangen. Im nächsten Zimmer sprach eine bekannte, unsäglich liebe Stimme in gebrochenen Lauten Abschiedsworte und sank dann schmerzlich und sehnsüchtig, als hätte sie noch nicht alles gesagt, in sich zusammen. — Ich sah hinein, es war das Schlafgemach jenes Mädchens, das mir geraubt worden. Das wunderbare Wesen lag bleich und verfallen in den Kissen, seine Augen sprühten krankhaftes Feuer, sein Atem mußte heiß sein, denn ich glaube, er brannte aus den glühenden Lippen bis zu mir herüber. Weinende Frauen knieten um das Mädchen herum, am Fenster stand ein

Mann, der mit gerungenen Händen den Kopf an die Scheiben preßte: das war ihr Vater. Ihr Bräutigam war nicht da. Mich drängte es vorwärts, ich trat über die Schwelle. Anna sah auf, und es war, als kehre der entfliehende Lebensstrom noch einmal voll und warm in sie zurück; ihre Wangen röteten sich, ihre Augen verloren den trüben Glanz und ihr Atem wurde ruhiger und fester. Sie reichte mir beide Hände entgegen, der nahe Tod hatte alle Schranken niedergeworfen, niemand störte uns, wir konnten am Rande des Grabes endlich so ehrlich sein, als wir's im Leben nicht gedurft.

»Du kommst zu spät, Kurt«, sagte sie, »zu spät für dich und mich. Wir müssen Abschied nehmen, leb wohl, du, den ich lieb gehabt, so sehr ich gekonnt. Ich muß gehn, leb wohl!«

Und es war so. Sie nahm meinen Kopf zwischen ihre Hände, küßte mir Stirn und Augen, sank dann zum Munde herunter und blieb so, fest an meine Lippen gedrückt, bis ihr Kopf schwer und kalt geworden, bis sie tot war …

»Sie soll und darf nicht sterben!« schrie ich auf und schlug mit meinem Stocke nach der Zaubergestalt, die ich jetzt wieder statt alles andern mir höhnisch gegenüber erblickte.

Der Schlag traf den Topf, die Scherben flogen umher, und ich sah deutlich in den Resten unsrer Bowle, die über die Kräuter rieselten, tausendfach die schwarze Gestalt mit den grassen Augen, dort immer noch höhnend, da wehmütig und still mit geschlossenen Augen, das Antlitz einer Sterbenden.

Der Zauber war gebrochen, die Asperula tot … »Plagt Sie denn die verdammte Hexe noch immer?« fragte Pesaro und rieb sich verdrießlich die schlaftrunkenen Augen.

Craw brach ab, nahm sein Heft zusammen und steckte es ein.

»Sie hatten insgesamt sehr viel Maitrank zu sich genommen, geschlafen und geträumt! Das ist die Lösung des Rätsels, wenn ihr Hexenprozeß sich an eine Thatsache anlehnt«, sagte Cecile.

»Wie kam es nun, traf Sie wieder Schlimmes, verwirklichte sich der entsetzliche Traum, den Ihnen die Asperula vorgezaubert?

Sagen Sie uns das!« rief Luise, die mit gefalteten Händen zugehört hatte. Ihre Züge waren während der ganzen Vorlesung in wechselnder Bewegung geblieben und hatten mimisch in dem Stücke mitgewirkt, das Craw musikalisch vortrug. Seine klare, feste Stimme war ab und zu schneidend scharf geworden wie eine übermäßige Septime, die lang gehalten wird und Boden gewinnt, obgleich sie schrillt und verletzt; das Pathos seines Vortrags wurde unterbrochen durch leicht hingeworfene Töne, die wie Selbstverhöhnung klangen, und aus der atemlosen Melancholie des Schlusses, aus dem Larghetto eines Abschiedes für jetzt und immer, hatte er die Zuhörerinnen aufgerüttelt durch einen derben männlichen Akkord derselben Tonart, in der er begonnen. Und doch war es grade diese orthodox musikalische Versöhnung und die Wiederkehr derselben Kadenz, es war dies plötzlich hineingreifende Dur mit seinen springenden Triolen, das die verklungnen Mollgänge und Dissonanzen bestimmter und wilder in Erinnerung brachte.

»Sagen Sie uns das! Es ist ein Stück Leben, das Sie uns vorgelesen, nicht wahr? Lassen Sie uns alles wissen?« bat Luise mit der ganzen Weichheit ihrer Stimme und der innigsten Teilnahme.

Cecile lächelte spöttisch; sie verriet nicht, daß sie ebenso neugierig war als ihre Tochter.

»Es ist ein Stück meines Lebens, ja nicht nur ein Stück, sondern eine Biographie, in der kein Hauptkapitel fehlt. Ich habe nichts hinzuzusetzen, es ist alles gesagt. Der Traum hat sich erfüllt, buchstäblich erfüllt. Moos wächst über den liebsten Augen, in die ich je gesehn, grünes Moos und ein Rosenbusch … Wollen Sie auch noch fragen, wer diese Rosen gepflanzt hat?«

»Aber das Märchen komponierten Sie hinterher, die Hexe ist Ihre Erfindung, Sie sahen nie ein solches Weib, das Ihr Geschick zwischen seinen Augenbrauen trug. Das Ganze ist eine Prophezeiung nach geschehener That, von Ihrer Phantasie zurecht gedreht und absichtlich in lustige Szene gesetzt, damit das Grausen nicht überhand nimmt und man den Verfasser nicht etwa gar für einen Hexengläubigen hält.«

»Es ist nicht ganz so, und ich möchte schwer bestimmen können, was die Phantasie hier gethan hat!«

»Bah, Sie wollen Luise furchtsam machen, denn mich werden Sie doch nicht überreden wollen, Craw-Gillen, der Naturvertiefte, sei plötzlich unter die Mystiker gegangen und sähe Gespenster.«

»Ist denn die Natur nicht ein Mysterium? Hat sie etwa nicht mehr Kräfte, als wir kennen, steckt in dem Spruche der Rosenkreuzer: In verbis, herbis et in lapidibus! nur Narrheit? — Die Kritik unsrer Tage ist nicht mehr die brutale Negationstücke der Dummheit, die alles für Lüge gibt, was sie nicht erklären kann. Wie man früher sogenannten Wundern gegenüber nur die platte Aushilfe hatte zu sagen — das ist erfunden, das ist nie geschehn, denn es ist unmöglich; so entdeckt man jetzt durch die Fortschritte der Naturenträtselung immer mehr, daß jene Thatsachen nicht nur möglich, sondern gewiß, — aber darum noch lang nicht das sind, was man Wunder nennt. — Moses, der nicht Lust hatte, Profane in sein Laboratorium dringen zu lassen, wendete einfach ein Mittel an, das noch heute unter Studenten gebräuchlich ist, die von ihren Manichäern nicht belästigt sein wollen: er elektrisierte eine Metallplatte, die von Unkundigen beschritten werden mußte, wie man jetzt Thürschnallen elektrisiert. Es gab einen Schlag, die Unberufnen stürzten zusammen und starben aus Schreck über den vermeintlichen Zorn Jehovas oder wurden als Übelthäter erschlagen. Die ›Rotte Korah‹ sprengte er in die Luft, und diese Pulververschwörung gegen die erste ›freie Gemeinde‹ heißt auch ein Wunder. Schlagender aber noch als diese Sachen wirkt eine Entdeckung des letzten Jahres, eine von Professor Ehrenberg getaufte mikroskopische Pflanze. Sie setzt sich als eine Art Schimmel auf Schnittflächen von Backwaren und bildet, wenn sie klumpenweise zusammensteht, gallertige, blutrote Tropfen. Erinnern Sie sich nun jener von Juden durchstochenen, blutenden Hostien, an denen man wenigstens das Blut zur Fabel oder zum Pfaffentruge machte, da man die Tausende von Juden, die im Mittelalter solchem Wunder geopfert worden, nicht aus den

Chroniken löschen konnte. Das Pseudoblut ist nun eine als einzelnes Gewächs unsichtbare Pflanze geworden, die Täuschung erklärt, aber auch das Faktum in sein Recht gesetzt. Hätten die Leute damals Mikroskope und Männer wie Ehrenberg gehabt, so wäre das Wundergeschrei unterblieben.«

»Das, was Sie sagen, paßt übrigens sehr wenig auf das, was ich wissen und erklärt haben will.«

»Es gehört zur Sache und hilft beweisen, daß Hexen und Zauberinnen, Schwarzkünstler und Magier aller Art nichts waren als Kluge, Wissende unter den Dummen. Sind Bosko und Döbler, denen wir mit Vergnügen zusehn, nicht ganz das, was man ehemals mit dem Scheiterhaufen büßen mußte? Gehn wir indes tiefer darauf ein und kommen auf die eigentlichen antiken und mittelalterlichen Hexenküchen, so finden wir auch da in der Natur keinen direkten Widerspruch gegen die Möglichkeit verschiedner Kunststückchen, die uns jetzt im ersten Augenblicke ein ungläubiges Kopfschütteln abnötigen. Eine Menge von Rezepten ist verloren gegangen, andere, die wir in der alten Form besitzen, sind nicht anwendbar, weil wir das Kraut oder das Fossil nicht zu erkennen vermögen, das sich entweder unter einem vergeßnen oder absichtlich verschleierten Schulnamen verbirgt, — es fehlt uns also jeder Maßstab, die Treue der Berichte über den Erfolg dieser oder jener Arzneigabe zu prüfen. Die ›Zauberinnen‹ waren Wesen, die isoliert von den Menschen in Wäldern und Klüften lebten; ihre Einsamkeit trieb sie zur Beobachtung der Natur, oder vielleicht die Liebe zu dieser in jene, und es war ihnen leicht, die Wirkung verschiedner Kräuternahrung auf Tiere genau festzustellen, die stärkere oder geringere Affektion gewisser Organe zu bestimmen und dadurch auch bei Menschen genaue Resultate zu erzielen. Nehmen sie nur erst an, daß jedes Organ seine bestimmte, sogenannt geistige Funktion hat, so daß man direkt, durch die Steigerung der Thätigkeit dieses Organes, Gedanken, Bilder und Handlungen hervorrufen kann; setzen sie ferner die unzweifelhafte Möglichkeit fest begrenzter Wirkung bestimmter Dosen von Pulvern, Tropfen, Elexiren u. s. w., wie sie

heute noch die Arzneikunde braucht, in dieselbe Reihe, so hören selbst Liebestränke und dergleichen kleine Teufeleien auf, undenkbar zu sein.«

»Liebestränke, die ein Gefühl für bestimmte Personen erwecken?«

»Das ist leicht zu verstehen, da die Person, die das Tränkchen gemischt, gewiß nahe zur Hand ist, um den Erfolg zu beobachten, also wahrscheinlich die nächste Veranlassung zu einer Erklärung der erwachten Gefühle gibt. — Was weiß ich übrigens, wie weit der Magnetismus reicht, und ob er durchaus so plumper Mittel bedarf. Ich sage Ihnen, die Weiber in Thessalien wußten, da sie bloß experimentierten, mehr von den Einzelkräften der Natur als wir heute. Der Giftkram, der damals viel verbreiteter war als jetzt, that das seinige dazu, und die Charlatanerie, die jene ›Hexen‹ anwendeten, um gesucht zu werden, ihre Absonderung von den andern Menschen und mancher Schabernack, den sie Ruhestörern spielen mochten, alldies sorgte für den Ruf, in den sie nach und nach kamen. Die Dummheit und der Aberglaube that den Rest. Statt ihr Treiben für die Wissenschaft auszubeuten, verbrannte und ersäufte man sie, und ihre Erfahrungen gingen zum größten Teile unbenutzt und spurlos verloren.«

»Entschlüpfen Sie nur nicht immer wieder, wenden Sie nun Ihre Hexentheorie auf den vorliegenden Fall, auf Ihr Märchen an. Welche Rolle schreiben Sie der rätselhaften Dame zu, wenn Sie ernst sein wollen. Mit Ihren allgemeinen Notizen lasse ich mich nicht abfinden.«

»Nehmen Sie es doch hin, wie ich’s gebe. Splittern Sie das Wunderbare des Traumes durch eine Denunziation meines Gehirnes ab; weisen Sie nach, daß mir der Wein zu Kopfe gestiegen war, daß der Waldmeisterduft meine Nerven zittern machte und ein Dutzend siedendheißer Erinnerungen auf diesen zuckenden Strängen Triller schlug und seiltanzte … Thun Sie damit, was Ihnen beliebt, die Sache ist, wie sie ist. Ich habe dieselben Augen mich viermal spöttisch grüßen sehn und viermal darunter gelitten …«

»Blieb die Dame denn immer gleich jugendlich, obgleich zwanzig Jahre und mehr zwischen dem ersten und dem späteren Begegnen lagen?«

»Ihre Züge blieben dieselben, soviel ich sehn konnte, da es immer die Augen waren, die mich gebannt hielten. Vielleicht war's indes auch eine andere Person mit ähnlichen Augen, und ich täuschte mich aus Gründen, die mit jenem schrecklichen Begebnis aus meiner frühesten Kinderzeit innig verwachsen sind.«

»Und war Ihre Anna wirklich tot?« fragte Luise.

»Sie starb in dem Moment, in dem ich erfuhr, daß sie meine Anna hätte sein können.«

»Das ist betrübt, bestätigt aber nichts und klärt nichts auf«, sagte die Gräfin hartnäckig. »Wenn das Ihre gepriesene Klarheit ist, daß Sie all die alten, abgethanen Unklarheiten wieder hervorsuchen und verteidigen; wenn Sie im Kreislaufe Ihrer Forschungen durch alle Sonnenhelle und Himmelsnähe nur wieder zu den Nebelbildern zurückkehren, die wie ossianische Gestalten hinter Wolkengardinen hervorlauschen und auf ein Stichwort erscheinen, um auf ein anderes in die nächste Versenkung hinabzufahren, so sehe ich gar nicht ein, was die Menschen davon haben sollen, und wie Sie ihnen dadurch vorwärts helfen wollen. Es ist eine neue Art, alte Rätsel durch das Schmieden neuer zu lösen, deren Lösung wieder die alten sind. Ich hatte Besseres von Ihnen erwartet. Sie gehn den Weg, den bis jetzt alle Naturphilosophen gegangen sind! Ihre Resultate sind hübsche Träume, phantastisch aufgeputzte Märchen, geniale, aber im Grunde wohlfeile Kombinationen, da Sie immer nur Reliefs zeichnen, deren Rücken man nicht sehn kann. Ihre Medaille hat keinen Revers, wenigstens keinen authentischen, Sie können also davon erzählen, was Ihnen recht scheint. Das, was Sie uns heute mitgeteilt, gibt mir den Schlüssel zu der sonderbaren Spirale, die der Gedankengang mehrerer berühmter deutscher Philosophen der Neuzeit beschrieben. Die Herrn fingen beim Glauben an, arbeiteten sich bis zum Wissen durch und endeten zuletzt mit einem Salto mortale in den Mystizismus …«

»Glaubten sie nun aber zuletzt dasselbe, was ihnen früher die Tradition geboten, oder war nicht selbst ihr Mystizismus ein Fortschritt? Waren sie zum Ausgangspunkte, zu dem alten Glauben und Wissen zurückgekehrt, oder öffnete sich vor ihnen ein neues Feld des Forschens, wo das Erkennen noch nicht Raum fand, weil die realen, die Experimentierwissenschaften den Stoff zu Kombinationen und Schlüssen noch nicht vorbereitet und gesichtet hatten? — Immer der alte Vorwurf. Sie sticheln auf Schelling und Oken, ich mag sie nicht verteidigen oder doch für den ersteren, der einmal mit ernsthaftem Gesichte beschwor, er habe gelegentlich das Schwanzwedeln des Absoluten gesehn, keine Lanze brechen. Oken aber ist stichfest, soweit ihm Experimente und Untersuchungen zu Gebot standen. Was wollen Sie denn? Der Anfang und das Ende des Wissens ist Spekulation …«

»Jüdische Spekulation! Ein Schacher mit Thesen und Antithesen, die Universitäten sind ihre Börsen und die Katheder ihre Banken.«

»Ich spekuliere nicht und bin weder Börsenmakler noch Bankier in Ihrem Sinne. Jeder große Gedanke tritt eine Narrheit in den Staub und krönt sein Haupt mit einer andern, Weisheit und Unsinn lebten seit jeher in herzinnigstem Vereine, es kommt nur auf die Beleuchtung an, welche Seite blau oder grün scheint, gerade wie bei einem Stücke Schillertaft. — Fassen Sie das Leben doch wie es ist. All die sichtbare Gerechtigkeit und konsequente Harmonie in der Welt, von der die Dichter singen und die Prediger plärren, ist ja Irrtum und Wahnsinn. Alle Saiten in der Natur sind gleich berechtigt und gleich gespannt wie an einer Äolsharfe; die Lebenskraft und die Entwickelungsnotwendigkeit sind es, die in das Instrument hauchen und die Saiten schwingen und tönen machen. Hörten Sie je an einer Äolsharfe das, was man reinen Akkord nennt? Hörten Sie dort je eine Kadenz, die Sie auf irgend einem nach Regeln gebauten Instrumente hätten wiedergeben können? Nein und abermals nein! Die Äolsharfe ist ein streng natürliches, rein dämonisches Instrument, seine Quasi-Akkorde sind unberechenbar, seine Tonreihen haben andere Intervallen als die unsres

Generalbasses, — die Musik der Äolsharfe ist ihrem innersten Wesen nach eine ewige, gezogne, zitternde Disharmonie. Während die eine Saite das Tremolo einer betenden Hoffnung crescendo durch die Luft zittert, trägt ihre Nachbarin das wollüstige Weh einer großen Liebe gehalten und mächtig, sie schwingt gleichmäßig und ruhig, ohne sich um das gespenstige Klagen und Zischen, um den abgerißnen, metallisch klirrenden Schrei dieser oder jener andern Saite zu kümmern: — es ist ein Gewirr ohnegleichen, ein Durchkreuzen von Plänen und Gedanken, ein Erwachen und Hinsterben, süßes Leben und wütende Verzweiflung, verschiedner Takt nebeneinander, durcheinander, gegeneinander … So und nicht anders, Gräfin, ist das ganze Treiben in der Natur. Der Dämon waltet, alles entwickelt sich mit verschwommenem Kopfe über verschwommenen Sohlen, die Natur zeigt nirgend und niemals sichtbare Umrißlinien, sie ist allenthalben wie ein Bild von Titian, rund vortretend, ohne Nachhilfe durch scharfe Schraffierung und patzige Schatten. — Ist aber der Gesang der Äolsharfe darum weniger ein Lied, weil er nicht in unsre Quinten und Terzen zu bringen geht? Ist die Natur wirklich disharmonisch, weil wir vorgefaßte Begriffe von Harmonie haben? — Klingt aus, wie Ihr müßt, und, bei aller Welt, Ihr könnt nicht anders! Diese Disharmonie bedeutet das Werden, den Kampf, den Fortgang, die Welt wird erst und all das Saitengeklingel ist nichts als Sehnsucht nach dem Werden. Finden Sie doch, nach all diesem, in diesem Momente irgend einen Satz, ein Wort, eine allerletzte Erklärung, die nie umgestoßen werden könnte! Irgendwer, und lebt' er in China oder Tombuktu, weiß immer das äußerste Wißbare, und so geht es fort bis ans Ende. Auch nicht ein Tropfen kehrt zurück zur Quelle, der Wind kräuselt manchmal die Oberfläche des Stromes seinem Laufe entgegen, daß es scheint, als flösse er rückwärts, aber die Flut rollt weiter, unter dem Spiegel hin, dem Meere, der Unendlichkeit entgegen. So das Wissen, so die Zeit, so das All. — Die Republik, wie sie Plato gedacht, genügte uns heute so wenig als unsre läppische Kleinstaaterei in Deutschland oder der Prinzpräsident in

Frankreich. Ich kenne junge Leute, die jetzt die Reden Robespierres und Marats lesen, um ihre Lesefrüchte bei der nächsten Umwälzung, für die sie ebenfalls Studien in der Geschichte der ersten französischen Revolution machen, zu verwerten. Sie werden damit Fiasko machen, wie die Gagern und Welker mit ihrer waschblauen Weisheit von ehedem 1848 durchgefallen sind. Wir brauchen anderes, wir sind über das platonische Ideal selbst hinaus, obgleich wir der Oberfläche nach mit unsern Königskronen, Purpurlappen, adligen Schildkrötengehäusen, Hundesteuermarken-Orden, Pickelhauben und Geheimratspatenten noch hinter dem Schmutze des assyrischen Despotismus zurück zu sein scheinen.«

»Gut, daß Sie von den Hexen aus glücklich wieder auf menschlichem Boden angelangt sind. Ich erinnere Sie nun auch gleich, daß sie mir die Russen und Frauen, die Ihre Welt regenerieren sollen, noch schuldig sind.«

»Sogleich, wenn ich auch sehe, daß ich heute vergebens spreche. Lassen Sie mich nur einen Augenblick Atem schöpfen.«

Craws Hoffnung auf den Osten, vielleicht auf die Slaven im allgemeinen, glich natürlich nicht jener kriechenden Ergebenheit, jener durch alle Grade der demütigsten Erniedrigung laufenden Anhänglichkeit fast aller europäischen Fürsten an den Zaren. Die Dynastien, die ihre Wurzel im eignen Volke verloren haben und verlieren mußten, weil sie sich nicht einmal mehr als die feudale Zuspitzung eines alten Systemes, sondern als von oben niedergeschwebte Wundervögel gaben, sind grade dadurch wieder in ein Verhältnis feudaler Abhängigkeit zum Selbstbeherrscher der Russen getreten. Sie sind moralische Lehnsträger der nur von ihm voll und energisch vertretenen Idee des Absolutismus. Die Monarchie, der wunderliche, tausendjährige Unfug, daß gewisse Familien erbliche Macht haben über Millionen von Menschen, tritt in Europa mit dem Untergange des russischen Reiches von der Bühne ab; nur die Kosaken sind, wie wir in den letzten Jahren gesehn haben, noch die einzigen Stützen der Throne, nur die Kosaken, sie mögen in Person thätig auftreten oder als drohende

Wolke im Hintergründe lähmend auf den Fortgang der Bewegung wirken. Rußland aber wird zerfallen mit dem Tode des Mannes, dessen energischer Konsequenz auch seine Feinde die Achtung nicht versagen können. Damit verliert das ganze Gebäude des Absolutismus den Grundstein und stürzt zusammen.

Dies war die eine Seite der Hoffnung, die Craw nach dem Osten blicken ließ. Die Monarchie war dort konzentriert und wahrscheinlich genug mit einem Schlage abgethan. Der Untergang der Monarchie ist indes zwar ein Schritt vorwärts, aber im ganzen nichts als das Aufräumen des Bauplatzes, das Entfernen des Schuttes, um Raum zu haben für den Neubau. Es knüpfte sich außerdem an die Russen eine positive Erwartung, die zum Teil mit dem Wesen des Volksstammes, zum Teil mit seinen liebsten Wünschen zusammenhängt. — In Europa wandert die Kultur, die Zivilisation schon seit mehr als tausend Jahren von West nach Ost, während die Verjüngung der Völker seit derselben Zeit konsequent von Ost nach West rückt. Auf diese Beobachtung allein den Schluß stützen zu wollen, es müsse wieder so kommen, wäre thöricht; schließt man also dennoch nicht anders, so sprechen jedenfalls noch andere Gründe dafür. Die Zivilisation des jetzigen Europa trägt überwiegend germanisches Gepräge, wie denn die spezifisch gedankenreichste Nation prädestiniert kosmopolitisch ist. Das ist ihre Stärke und Schwäche zugleich, und grade darin liegt ihr welthistorischer Beruf. Die gewisse Eckigkeit und Schwerfälligkeit, die den Deutschen einmal nicht abzuleugnen ist, tritt der lebenskräftigen Gestaltung germanischer Ideen allenthalben hemmend in den Weg; es fehlt nicht an Thatkraft, es fehlt die Thatlust, und diese muß für die Weiterbildung durch den Zuschuß eines neuen Elements gewonnen und erzeugt werden. Die Slawen sind im Gegensatze zu den Germanen geschmeidig, rasch und gelehrig; — die Deutschen können nur lehren, nicht aber lernen. Jener Zuschuß, jenes bewegliche Element, das den rascheren Fortgang der Zivilisation vermitteln soll und kann, ist also in den Slawen gefunden und harrt vor unsrer Thüre. Sie werden kommen,

nicht auf den Befehl eines einzelnen, nicht im »heiligen« Kriege des Absolutismus gegen die Völker, sondern getrieben durch freien Impuls, ein Zug, wie jener der Juden in das Land der Verheißung. Man muß wissen, daß seit den großen Kriegen im Westen, seit dem Kampfe gegen Napoleon, die Sage von den Hesperidengärten in Rußland eingebürgert ist; man muß wissen, daß die Sehnsucht, jene herrlichen Länder zu sehn und zu besitzen, sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, und daß eine Wanderung im großen, eine Okkupation auf Nimmerwiederkehr der Wunsch und die Hoffnung von Millionen ist. Wird der Westen gegen den Osten nun eine Schlacht schlagen, wie jene auf den katalaunischen Feldern? Wird durch einen furchtbaren Kampf des Germanentums gegen den Slawismus tabula rasa gemacht werden für eine neue Zeit? — Gewiß bleibt, daß infolge eines Sieges oder einer Niederlage der Völkerstrom aus dem Osten dem Westen in die dürren Adern gespritzt wird, um sich nie wieder abzusondern. Die Zivilisation geht darüber nicht unter, sie gewinnt im Gegenteile neuen Boden, neue Kraft und neue Intensität.

»Ich glaube nicht, daß Sie mein Vortrag besonders interessiert hat«, sagte Craw, nachdem er die oben ausgesprochenen Gedanken weitläufiger entwickelt hatte, als wir dies thun konnten.

»Er verliert nur dadurch seinen Wert, daß wir nicht im stande sind, Ihre Hypothesen sogleich zu prüfen. Sonst mein' ich, wär' es interessant genug, einmal aus Ihrem Munde die Verheißung eines Kampfes auf Tod und Leben oder gar den Untergang ganzer Generationen predigen zu hören. Glauben Sie denn wirklich an das, was Sie sagen? Halten Sie in der That das slawische Blut für frischer als das germanische?«

»Ohne alle Frage. Der kürzeste Verkehr mit Slawen, so gedrückt, geknechtet und gebeugt sie auch sein mögen, beweist, daß sie eine unbesiegliche Elastizität besitzen. Daher kommt ja auch ihre Unbeständigkeit, sie haben zu viel Federkraft. Allein und für sich selbst abgeschlossen, sind sie für die Menschheit dieser Eigenschaft wegen unbrauchbar, mit den Germanen verschmolzen aber von der

äußersten Wichtigkeit. Diese Vermischung ist ein neues Experiment, das die Natur machen wird, um zum Ziele zu gelangen.«

»Sie teilen den Frauen ja aber für die Zukunft auch eine bedeutende Rolle zu, wie versöhnen sie diesen Plan mit der slawischen Invasion? Es hieße Ihre Kenntnisse zu arg in Zweifel ziehn, wenn ich Ihnen sagen wollte, daß es grade die Germanen waren und sind, die vorwiegend einen gewissen Frauenkultus üben, während die Slawen, d. h. dies Volk im großen Ganzen, heute noch die Frau als Lasttier, als untergeordnetes Geschöpf mißbrauchen. Wer kennt die Frauen? Wer hat sie jemals so gewürdigt, wie sie es verdienen? Der Haufe der Männer spricht über sie ab, Narren treiben Vergötterung und Schurken spötteln und verderben. Gesetzt, Sie wüßten mehr von uns, als Sie wissen können, was haben Sie mit uns vor?«

»Zunächst muß ich den Irrtum berichtigen, als habe ich jemals den Untergang oder auch nur das Unterliegen des germanischen Wesens prophezeit. Der Deutsche, von aller Welt verhöhnt und getreten, regiert dennoch die Welt und wird seinen Einfluß immer behaupten. Wir sind einmal die Universalnation, wir sind das merkwürdigste Gemisch von Weisheit und Insipidetät, von Fleiß und Trägheit, unsre Fonds sind unerschöpflich, man kann in unsern Kessel alle möglichen Metalle gießen, ohne je im stande zu sein, unser eigenst eignes Wesen vollständig zu neutralisieren. Das kommt daher, daß wir uns selbst kennen und so ehrlich sind, uns sogar über uns selbst lustig zu machen. Diese Demut ist der Fehler, aus dem alle unsre Tugenden keimen; wir kennen uns selbst, daher können wir nicht untergehn.«

»Aber die Frauen? Wollen Sie ihnen offiziell das lächerliche Treiben zuweisen, dessen sich einzelne verworrene Subjekte aus ihrer Mitte in der letzten Zeit bemächtigt? — Ich bin selbst Zeugin einer Frauenversammlung gewesen, die vom Anfang bis zum Ende nur eine Reihe lächerlicher Szenen darbot. — Das Unternehmen an sich war ein vollkommen lobenswertes, es galt die Einrichtung einer Kleinkinder-Bewahranstalt. Man hatte mich zur Teilnahme

eingeladen, — wahrscheinlich nur, um meinen Namen auf der Liste zu haben, — und ich ging in einer Anwandlung von Langweile hin, obgleich ich nicht im entferntesten die Absicht hatte, an den Beratungen teilzunehmen. Ich fand eine ansehnliche Zahl origineller Personen um einen großen runden Tisch gepflanzt, Köpfe, wie sie Hogarth sich gewünscht hätte. Das war der Vorstand. Eine lange, scharfe Matrone mit einer Schildpattbrille und spitzem Kinne führte die Glocke. Neben ihr saß eine kuglige Geheimrätin mit fromm hängendem Unterkiefer und methodistischen Thränensäcken. Auf der andern Seite lehnte sich eine sehr elegante junge Frau, von der mancherlei Gerüchte umliefen, in den Sessel zurück und spielte mit der Lorgnette. Zwei ästhetische Jüdinnen, eine Pastorsfrau mit einem großen Strickbeutel, eine Schriftstellerin und zwei indifferente Spießbürgerinnen mit unglaublich gutmütigen Werkeltagsphysiognomien dazu, nun haben Sie ein Bild der ehrsamen Massonei. Etwa zwanzig Frauen und alternde Jungfrauen mit snapping turtles-Gesichtern, ein Dutzend junge Mädchen und ebenso viele Kinder, von denen mehr als die Hälfte der Pastorin ähnlich sahen, und drei oder vier junge Herren nebst einem Graubarte bildeten das Publikum oder, wenn man so will, den eigentlichen Körper des Vereines.«

»Sie zählten sich nicht mit, Gräfin.«

»Ich saß in einer Ecke, lehnte das Anerbieten des provisorischen Vorstandes, in seiner Mitte Platz zu nehmen, ab und amüsierte mich stillschweigend, da ich nicht so glücklich war wie die Herren, die abwechselnd über Mädchen und Matronen halblaute, boshafte Bemerkungen machten. Ich mußte schweigen, war aber desto aufmerksamer. — Die Verhandlungen begannen. Die Präsidentin entwickelte nach unsäglich vielen Entschuldigungen über die Freiheit, die sie sich nähme, eine Reihe von Konfusionen unter der Firma unmaßgeblicher Statuten. Unabsehbare Paragraphen und darin unabsehbar unpraktisches Zeug. Nur die Geheimrätin und die Pastorin wackelten Beifall; offenbar hatten diese mit der Präsidentin zusammen die Vorschläge erwogen, und ich wollte heute noch

wetten, daß der Passus über das Gebet von der ersteren und die Reinlichkeitsangelegenheiten von der zweiten besorgt worden sind. Die Debatte erhitzte sich durch Einsprache der Jüdinnen, die eine Schutz- und Trutzalliance mit der Schriftstellerin geschlossen hatten, und die unglückliche Vorsitzende nahm eine Prise Verzweiflung nach der anderen aus ihrer zierlichen Bibidose, Erst ging es freilich unendlich schüchtern zu, dann aber gerieten die Damen in Eifer und sprachen mit überraschender Volubilität der Zungen durcheinander; — die Präsidentin räusperte sich, die Geheimrätin faßte Grauen und Entsetzen, die Elegante lorgnierte höchst pikiert eine der Jüdinnen, die mit ihrem Falsettsopran alle andern Stimmen durchdrang, die Spießbürgerinnen sahen einander ängstlich an, und die Frau Pastorin nahm eine gefallene Schlinge an ihrem Strickstrumpfe auf. Es war ein grandioser Moment! Die Kinder, die wahrscheinlich glaubten, es müsse nun noch ärger kommen, drängten sich schreiend vor, um ihre respektiven Eltern zu schützen; die welken jungfräulichen Rosen, an denen nur noch die Dornen verrieten, daß sie einst zum Geschlecht der Rosen gehört, rümpften die Nasen und nickten einander schadenfroh zu; der alte Herr stampfte mit seinem spanischen Rohre und die jungen Leute lachten aus vollem Halse. Das war kostbar anzusehn. Endlich erhob sich die eine der Jüdinnen, eine hübsche Person von etwa sechsundzwanzig Jahren, mit sentimental begehrlichen Augen und sehr kokettem Wesen, und erzwang durch die ›Macht der Rede‹ Stillschweigen und eine Umkehr zur Sache. Sie nahm überaus große Rücksicht auf die anwesenden Herrn und wurde zum Danke dafür auch wieder von ihnen berücksichtigt. Jedenfalls aber sprach sie die einzigen vernünftigen Worte, die ich den Abend über zu hören hatte. Sie griff trotz ihrer Schwärmerei mit der den Juden eigentümlichen Sicherheit die rein praktischen Momente auf, mokierte sich nicht ohne Geist über das pietistische Brimborium, das in das Unternehmen gepascht werden sollte, demokratisierte auch bis zu einem gewissen Punkte, und stellte endlich, wie mir schien, recht bündig das Wesentlichste über die Sache zusammen.

Den Spießbürgerinnen leuchtete das Richtige ihrer Vorschläge ein, und die einzigen Worte, die sie den Abend über sprachen, waren Anerkennung der jüdischen Beredsamkeit. Damit war aber auch die Spaltung und die Clique gegeben. Es galt von seiten der anderen Rettung des christlich-germanischen Prinzips, Wahrung der religiösen Ehre. Man steckte die Köpfe zusammen und bereute bitter, daß man sich mit so ›unlautren‹ Elementen überhaupt in einen Verkehr eingelassen, — obgleich der Plan grade von der Jüdin ausgegangen war. Der Geist blieb auf hebräischer Seite überwiegend; da man aber der Sache wegen doch so lang als möglich standhalten wollte, die Jüdin auch bescheiden oder klug genug war, auf Modifikationen ihrer Vorschläge einzugehn, schien sich nach und nach wieder ein besseres Verhältnis herauszustellen und man machte nach einer nochmaligen fulminanten Präsidialrede Vorbereitungen zur Wahl des definitiven Vorstandes. Die ganze Versammlung, mit Ausschluß der Männer und Kinder, erhielt auf Antrag der Eleganten das Stimmrecht. Sie motivierte diesen Antrag so schlau, daß sie gewiß eine Anzahl Stimmen gewonnen hätte, wenn die Opposition nicht schon zu tiefe Wurzeln gehabt. — Zunächst gab es natürlich wieder köstliche Deklamationen. Niemand wollte von seinem Stimmrechte Gebrauch machen, jede sagte eine Artigkeit, machte einen Knix nach ihrer Art, kaute an dem Bleistifte, — von denen die provisorische Präsidentin, wie sie feierlichst verkündete, für den Zweck der Wahl aus eignen Mitteln zwei Dutzend angeschafft, — oder zerknitterte aus Verlegenheit den Wahlzettel. Daß diese Schüchternheit bei Frauen immer nur ein bedeutungsloses Präludium ist, wissen zwar Sie vielleicht nicht, aber jede Frau weiß es. Es kam denn auch wie ich gedacht. Die einen mochten es aus Überzeugung, gewiß aber die Mehrzahl aus Malice gethan haben, kurz bei der Wahl der Präsidentin waren mehr als zwei Drittel der Stimmen auf die schönrednerische Jüdin gefallen. Sie hätten sehn müssen, welche Triller die Unterlippe der Präsidentin schlug, als schon zum sechsten Male der Name ›Madame Asmansohn‹, so hieß sie, glaub’ ich, proklamiert wurde! Nicht

weniger interessant war es, die allmähliche Verwandlung des frommen Schafsgesichts der Geheimrätin in einen reißenden Wolfskopf zu sehn. Wie sie giftig wurde, wie sie grüne Blitze aus ihren kleinen Augen schoß und Achselzuckungen mit der Pastorin wechselte, ich habe nie eine so lebendige Komödie gesehn. Als nun wirklich Madame Asmansohn gewählt war und ihre Antrittsrede halten wollte, erklärte die bisherige Vorsitzende plötzlich, daß sie sich nach reiflicher Überlegung von dem ganzen Unternehmen zurückziehn müsse; die Elegante that desgleichen, auch die kleine dicke Person zog eilfertig die Handschuhe an und murmelte etwas von Ungläubigen, Unverschämten, kurz das Ende vom Liede war ein Skandal, der die Stadt einige Tage reden machte und den Witzblättern Stoff gab. So geht es mit allen parlamentarischen Unternehmungen der Frauen, sie werden bei dergleichen Dingen nicht ohne Männer fertig. Wäre eine Auktorität, nichts weiter nämlich als ein verständiger Mann, zugegen und berechtigt gewesen, die ganze Sache zu leiten, so bestände sie wahrscheinlich heute noch. Sie glauben nicht, wie albern Frauen untereinander sein können, aber weil sie das eben immer sind, ist von ihnen kein tüchtiges en masse-Wirken zu erwarten.«

»Prinzipiell aber haben Sie nichts dagegen?« warf Craw ein. »Sie können alsdann statt einer männlichen Auktorität ebenso gut eine weibliche setzen, einen Geist, der die andern leitet und lenkt. Der Fehler bei dem Unternehmen, dessen Sie erwähnen, war ja offenbar ein doppelter. Einmal hatte man das Vorurteil aus der Rechnung gelassen, und zweitens wirkte die Malice destruktiv. Die Sache war an und für sich kopflos …«

»Sie sprechen weiter, ohne meine Antwort abzuwarten. Ich habe ganz bestimmt etwas gegen jedes öffentliche und ostensible Wirken der Frauen, wär's auch nur darum, weil sie dann ihrer ganz ungeheuren stillen Thätigkeit die Spitze abbrächen. Was sie auf dem Markte thun können, ist gering, was sie thun, ohne dafür Rechenschaft zu geben, ist unberechenbar. Kluge Frauen sind nicht ehrgeizig, wenn ihre Stellung nicht etwa von der Art ist, daß sie von

vornherein der Öffentlichkeit gehören, kritisiert werden und sich darum auch von Rechts wegen den Lohn für ihre Gedanken einfordern müssen.«

Craw machte eine stumme Verbeugung, die aussah wie eine unterdrückte Malice.

»Sie wissen doch nichts von den Frauen und beurteilen ihren Einfluß aufeinander nach dem Gewichte, das Männer auf unser Benehmen gegen sie legen. — Ich komme fast in die Verlegenheit, Ihrem Geschlechte in gewissem Sinne eine Lobrede zu halten. Die Männer sind nur undankbar, aber die Frauen unversöhnlich. Meiner Ansicht nach ist das letztere edler, aber der große Haufe der Moralisten wird mir widersprechen, — und sei es darum. So viel steht fest, der Mann läßt sich herbei, um Liebkosungen und Auszeichnungen einer Frau, die er vielleicht grade darum, weil sie deren spendet, gründlich verachtet, zu werben und sich damit zu brüsten, — während ein Weib dem Manne, den es verachtet, alle Tage sagt: ich verschmähe dich. Wo wir hassen, ruhen wir nicht, bis der Verhaßte gestorben oder verdorben ist; wir vergessen niemals, auch wenn wir zu vergeben scheinen. Freilich muß ich auch wieder eine unsrer Schwächen eingestehn: es gibt Männer, die uns so groß scheinen, daß wir ihnen nicht zürnen können, denen wir also alles verzeihen und gehen lassen. Auf diese Eigentümlichkeiten und wechselweisen Illusionen ist der Verkehr zwischen Mann und Frau begründet. Es herrscht unbewußt eine gewisse Spannung und Schonung, wie etwa in der Gesellschaft, wo man weiß, daß aus der geringsten Reibung ein unangenehmes Duell entstehen kann. — Frauen untereinander haben bessere, glattere Formen, im ganzen wenigstens, als die Männer im eignen Kreise, aber ein Übergewicht, eine so ehrliche gegenseitige Achtung, wie sie bei Ihnen oft vorkömmt, suchen Sie bei uns vergebens. Tritt ein solcher außerordentlicher Fall ein, so ist er eben eine Ausnahme. Daher ist Ihr Schluß, eine weibliche Auktorität hätte genügt, ein unrichtiger. Frauen lassen sich lenken, aber nie offenkundig durch ihresgleichen. — Der Verein, von dem ich sprach, mußte allerdings

schon an den Jüdinnen zu Grunde gehn …«

»Obgleich sie, — ich brauche Ihre eignen Worte, — das einzige Vernünftige sagten, was den Abend über verlautete.«

»Ich hätte ebenso vernünftig gesprochen!«

»Ohne Zweifel! Und Sie wären auch des vielköpfigen Ungetümes Herr geworden, weil Sie Gräfin Hehlen sind. Das wäre ein Beweis für die Dummheit jener Leute, ein Beweis gegen Ihre Behauptungen und trotz alledem ein Belag für die Tüchtigkeit der Frauen gewesen.«

»Vereinigen wir uns nur. Ich habe nie behauptet, daß eine Einzelne nicht Größtes wirken könne, ich bleibe aber dabei, daß Frauen aus den kleinlichsten Gründen nicht zusammen streben können, es sei denn, daß sie insgesamt jämmerlich untergeordnet wären. Und was wollen Sie mit dergleichen Wesen leisten?«

»Das Thema von den Frauen hat Sie redseliger als irgend ein anderes gemacht; Sie haben opponiert, ehe ich noch einen Satz aufstellen konnte. — Es steht über allem Zweifel, daß das eigentlichste Feld der Frauen die Erziehung ist, und in diesem Bereiche ist es, wo ich sie für die ›Zukunft‹ wirksam sehn will. Auf der Barrikade und der Rednerbühne hat das Weib nichts zu suchen. Ein Mädchen mit entfesseltem Haare und durchschossenem Busen macht sich ganz gut als Reizmittel für chevalereske Charaktere und lyrische Politiker, aber es bleibt ein zweckloses Opfer. Der Heroismus der Frauen im Getümmel des Menschenschlachtens, man mag es durch diesen oder jenen Namen zu verherrlichen suchen, hat etwas Abstoßendes und Widerwärtiges. Bei den alten Germanen griffen sie nur in der Verzweiflung, um Leib und Leben zu retten, zu den Waffen; sie sind von der Natur augenscheinlich nicht zu dergleichen Handwerke organisiert, ihr Auftreten ist also dann ein unnatürliches. — Sie haben überhaupt recht, wenn Sie das öffentliche Treiben der Frauen verdammen, auch ich will ein Zusammenwirken ohne Zusammenhang, ein Auftreten ohne Ostentation. Nur wird manches vorhergehen und geschehen müssen, ehe die Wirksamkeit der Frauenwelt in meinem Sinne

ersprießlich sein kann. Das Weib ist im Augenblicke noch die kristallisierte Tradition, und man dichtete vielleicht darum schon vor Jahrtausenden Dame Eva den Hauptanteil an der Erbsünde an. Dagegen zeigt die Wärme, mit der sich höhere Frauen grade zu allererst für neue, große Gedanken interessieren, wie empfänglich sie für Gutes und Schönes, kurz für den Fortschritt sind. Die Schuld jener Versunkenheit trägt also die Heranbildung des Geschlechtes, und die gute Eigenschaft der Teilnahme ist eine noch nicht planmäßig in Angriff genommene Mine. Erst sobald sie der Tradition Valet sagen, — sie brauchen nicht dagegen zu kämpfen, sie brauchen nicht zu negieren, denn bekämpft und negiert ist alles ohnehin, — sobald sie nur dem Kinde nicht mehr Ideen einprägen, die abzustreifen es Jahre verlieren muß; erst wenn sie direkt und positiv für die Zukunft arbeiten, erst dann hat die Zeit einen mächtigen Kern gewonnen. Der Mann wird dann nicht mehr seiner Mutter, seiner Gattin oder Braut zuliebe Rücksichten nehmen müssen, schweigen oder gar verleugnen. Alles Schwanken und Lavieren hört auf, denn die Frau verträgt heute so wenig wie in den Tagen der Spartanerinnen und gallischen Weiber, daß ihr Mann oder Sohn feig ist und seine Überzeugung, die sie kennt, zag zurückhält. Wie wenige Verhältnisse gibt es aber heute, in denen der weibliche Teil der Familie das Wollen des männlichen fassen kann? Wie sollen die Frauen nun dort fördernd, stärkend und läuternd zugleich wirken? Die Mutter lehrt ihrem Kinde einen Glauben, der dem des Vaters zuwider läuft, sie flößt ihm Achtung für das ein, was der Mann verachtet, und verbreitet so aus Mangel an Übersicht, aus verkehrter Liebe zu dem, was sie Frieden nennt, die grellsten Konflikte vor. Die Frauen sind nach einer Vergangenheitsschablone erzogen und erziehen darum ihre Sprossen wieder für die Vergangenheit. Ihre Liebe zu den Kindern ist so gräßlich verschroben, daß sie ihnen — es ist wahrhaftig so, — kaum schlechtere Vorschriften ins Leben mitgeben könnten, wenn sie Haß für sie hätten. Gepanzert geht keiner aus dem Vaterhause, sondern unverständig und unzuverlässig. Unschuldig und

unverdorben nennen es die guten Mütterchen, die es mitunter für ein Glück halten, wenn der Junge gescheit wird und die Tradition über Bord wirft. Sie vergessen nie, daß das vegetative Dasein im mütterlichen Schoße einst war, und daß es die prächtigste Sicherheit bot. Sicherheit! Ja, das ist's. Für diese Sicherheit, für dies Vegetieren werden die Menschen erzogen, nicht aber für das Leben. Daher wissen sich so wenige hinein zu finden, darum gehen so viele unter. Ist die Liebe zur Tradition im Herzen des Weibes durch die Liebe zur Zukunft ersetzt, so ziehen andere Weiber uns andere Männer. Das ist der Wirkungskreis, den ich der Frauenwelt zuweise, dazu bedarf's weder der Ostentation, noch des Preisgebens dessen, was dem Weibe eigen ist. — Meine Hoffnung auf baldige Erfüllung dieses Berufes beruht nun allerdings auf der Regsamkeit, die seit mehreren Jahren sich der weiblichen Kreise bemächtigt hat. Von den Unterstützungsvereinen bis zur tollsten Emanzipationssucht liegt nichts als eine Reihe von Experimenten, die alle das Weib in eine thätigere Lage zu bringen streben. Das Rufen nach Unterricht wird immer lauter, die Anforderungen an die Erziehungsinstitute immer gespannter … Glauben Sie doch nur zur Ehre Ihres eignen Geschlechtes, daß die Mehrzahl Ihrer Schwestern Takt genug haben wird, nicht Blaustrumpferei zum Lebenszwecke zu machen, sondern von selbst in die rechte Bahn einzulenken. Die Neuzeit hat nur ein weibliches Genie geboren, das in weiblicher Weise Männliches geleistet, die Düdevant. Daß es ein solches gab, ist Aufmunterung, daß es aber nur eins gab, schreckt ab. Nicht jede, die zufällig ein Stück englische Geschichte gelesen hat, wird wie Madame Struve einen Roman daraus machen wollen, so wenig als alle Männer Romane schreiben mögen. Unterricht, Unterricht! Das ist das Feldgeschrei, mit dem die neue Zeit siegreich ins Leben geführt werden muß. Unterricht macht die Frauen frei und damit den Rückschritt unmöglich, denn diesen gehört die Zukunft, weil die kommenden Generationen in ihrer Hand sind.«

»So praktisch Ihr Plan klingt, so wenig wird er sich doch zu Ihrer eignen Zufriedenheit ausführen lassen. Er scheitert an den Frauen,

denn wir sind einmal anders als Sie glauben. Der Gesamtheit fehlt ganz entschieden der universelle Sinn, der nur allein die Befähigung zu solchem Erzieherposten geben kann.«

»Der Unterricht erweckt ihn …«

»Die Geburt des ersten Kindes schläfert ihn bei neun von zehn wieder ein!«

»So traurig stellt sich das Verhältnis sicher nicht.«

»Mir wäre es recht, denn wenn die Frauen erst ernstlich Hand anlegten, würde die Zukunft bald etwas Begreifbares und Faßliches. Wir sind praktischer und von Haus aus Feinde alles Bauens in die Luft. Außerdem wäre hernach dafür Sorge getragen, daß trotz der ›Sittlichkeit‹ Leidenschaft genug in der Welt bliebe, um nicht vor Langweile sterben zu müssen. Ihre Sittlichkeit fabriziert sonst einen Himmel auf Erden, aber einen Himmel nach dem Muster dessen, wo alle Seligkeit im Psalmodieren besteht. Das schreckte in aller Form davon ab, bis zu so hoher Läuterung vorzudringen. Sie wissen ja, daß man von Dantes Gedicht eigentlich nur die Hölle vertragen und großartig finden kann, weil man dort Elementen der Bewegung, weil man der Leidenschaft begegnet.«

»Die Leidenschaft geht nur mit der Welt unter. Unsre Zeit ist nur darum so elend, weil sie nicht eine einzige große Leidenschaft, nicht einen einzigen großen Egoismus geboren hat. Die Sittlichkeit ist nur dazu da, der Leidenschaft Richtung und Ziel zu geben. — Übersehn Sie nun meine Proposition und Ihre Einwürfe, so bleibt das Fazit der Rechnung doch, daß wir nicht nach Amerika auswandern müssen, um vorwärts zu kommen, sondern daß wir immerhin noch Hebel in uns haben, die unsre stockige Gesellschaftsmaschine fördern können, sobald sie nur erst angewendet werden. — Lassen Sie irgend ein ›Wunder‹ kommen, einen mächtigen Anstoß, der alle Köpfe und Arme beschäftigt, so daß man aus Geschäftigkeit die Tradition zu kultivieren vergißt, und die Regeneration ist mit einem Schlage da.«

»Helfen Sie nur mit Ihrem wieder entdeckten Zauberapparate nach, vielleicht gelingt’s dann.«

»Sie sagten den Frauen vorhin mehr Böses nach, als vielleicht recht ist, aber Sie vergaßen im Kataloge der Untugenden anzuführen, daß sie nie zu überzeugen sind.«

»Ihr Märchen bewies ja nichts!«

»Das sollte es auch nicht, aber was wir hinterher besprachen, konnte Sie wenigstens vom Spotten abhalten. Sie schenkten selbst neulich in meiner Gegenwart einer Frau, die über rheumatische Schmerzen klagte, eine elektromagnetische Kette, einen galvanischen Rheumatismusableiter; was meinen Sie nun dazu, daß Thurnmeisser, der König der Charlatane, schon im sechzehnten Jahrhundert dergleichen ›Talismane‹ und ›Amulette‹ aus verschiednen, gegeneinander abgewognen Metallen zusammengesetzt verkaufte. Das Gesetz des Galvanismus war empirisch längst bekannt und spielt in der Alchimie eine große Rolle, ohne daß es je ausgesprochen worden. Man nahm hier wie hundertmal an anderen Orten die Naturkraft für Zauberkraft, das Dämonische für kakodämonisch, man benutzte die Natur, und der Pöbel glaubte, sie werde gezwungen. All diese Irrtümer pflanzten sich aus grauer Zeit nur darum bis zu uns fort, weil man schlichtweg die Erfahrung benutzte, ohne sich die Mühe zu nehmen, Theorien zu abstrahieren und Systeme darauf zu gründen. Das Wissen der Naturalisten hatte keinen Zusammenhang, die Wissenschaft bestand aus einzelnen Brocken, und endlich war man nicht so rasch im Wortmachen. Wir schreiben jetzt ganz keck alles in der Natur dem ›Chemismus‹ zu und können uns dabei auch wohl etwas denken, weil wir der Unklarheit ihr Recht geben, weil wir annehmen oder vielmehr wissen, daß das Weltbewußtsein selbst nicht bis zur Klarheit, bis zum Weltuntergange vorgedrungen ist. Das kann die Zeit der Abstraktion, der Theorie, nicht aber eine Zeit, wo die Empirik allein Geltung hatte. Man half sich damals über das Unerklärliche durch die Annahme der astralischen Einflüsse, die auch wieder nur so weit falsch ist, als sie bestimmt und ›klar‹ ausgesprochen wird; man half sich durch Thätigkeit, wie man sich jetzt durch Gedanken hilft. Der Stein der Weisen, die Essenz aller

Dinge ist genau wie das ›Absolute‹ der neuen Philosophie, nur suchte man es damals in Retorten und Kolben über dem Feuer darzustellen, während man es heute im Gehirne auszubrüten sucht. Das Verhältnis der Charlatanerie von ehemals zu der von heute ist einfach das eines Kohobierkolbens zu einer modernen Terminologie. Die Tradition, die neben dem Urchaos eine Unklarheit setzt, ist an all diesem mühseligen Charlatanisieren schuld. Wir müssen noch so ehrlich wie Sokrates werden und gestehn, daß eben, weil wir über so viel einzelnes nachgerade klar geworden sind, das Ganze als ein Unklares vor uns liegt. Die theologische Hypothese ist und bleibt die Apotheose der Faulheit. Rüstig forttraben durch die Nebel, das ist die Hauptsache; alle Lichter, die darin auftauchen, leuchten doch nur dem, der sie gerade benutzen will und kann. Die Beleuchtung der Natur gleicht der durch portatives Gas: Wer es nicht bezahlen kann, muß sich mit Straßenlaternen, Talglichtern und qualmenden Öllampen zufrieden geben, bis einst — und das ist nicht so gar nahe — öffentliche Gasbeleuchtung in der Natur eingeführt wird. Was aber geschehn kann, ist, daß jeder in den Stand gesetzt wird, eine eigne Flamme zu besitzen.«

»Sie werden nun wieder so unklar, daß es scheint, als wollten Sie uns einen recht gründlichen Vorgeschmack des Sieges der Unklarheit geben. — Wie schade, Craw, daß Sie so grenzenlos konfus sind und noch konfuser reden. Sie wollen ja trotz alledem Klarheit; wozu also die Leute mystifizieren und foppen? Wozu mit Gewalt eine umgekehrte Terminologie?«

»Sie sind eine so geistreiche Frau und wissen nicht, daß ich nur dadurch ein wenig wirken kann? Gedanken sind so verzweifelt wohlfeil, daß ich überzeugt bin, sogar Tetarskoff hat deren. Und die Gedanken, auch die dümmsten, werden in der Regel so zierlich verpackt, daß sie ganz vernünftig aussehen, der Vernunft bleibt also nichts anderes übrig, als womöglich paradox oder gar mit Pritsche und Schellenkappe zu kommen, damit man ihre Gedanken vom Trödel unterscheidet. Ich wollte übrigens, nebenbei bemerkt, die Menschen hätten einmal vier Wochen lang keine Vernunft, sondern

nur Verstand, keinen Gedanken, aber desto mehr Willen, — Sie sollten sehn, was da geschähe. In einem Monate hätte die Erde das Gesicht so verändert, daß kein Mensch sie wieder zu erkennen vermöchte. Der Verstand wäre ohne Vernunft weit vernünftiger.«

»Welch ein Galimatias! — Sagen Sie lieber, warum Sie von Tetarskoff so geringschätzig sprechen. Ich halte ihn für einen sehr gründlich unterrichteten und klugen Mann.«

»Das mag er sein!«

»Nun?«

»Damit ist wenig gethan, wenn man wie er augenscheinlich eine große Leidenschaft gegen eine kleine vertauscht hat.«

»Ich verstehe Sie nicht!«

»Bin ich denn heute wirklich so grenzenlos unverständlich?«

Graf Hugo ging mit Wetterheimb außen vorbei, und Luise, die an dem ganzen Gespräche keinen Anteil genommen hatte, stand auf, um sich zu ihnen zu gesellen.

»Erklären Sie sich!« sagte die Gräfin, vergeblich bemüht, interesselos zu scheinen.

»Ich weiß nicht, wie ich's nackt heraussagen soll, aber irgend etwas liegt dahinter. Luise hat Ihnen jedenfalls unser gestriges Begegnen geschildert, ich verrate also nichts, wenn ich darauf zurückkomme. Es ist zweifellos, daß Tetarskoff Sie früher schon, als Sie im Alter Ihrer Tochter waren, gekannt und, wie ich glaube, geliebt hat. Das ist eine bleibende Narbe gewesen, die wieder ausbrach, als er Sie in Paris traf. Es war eine ernste, männliche Liebe, eine Leidenschaft, die ihn vielleicht dazu getrieben hätte, Ihrem Manne gelegentlich den Hals zu brechen, weil er sich für passender hielt, seine Stelle einzunehmen. — Nun sieht er Luise, Ihr Ebenbild von ehemals, und schwärmt für das Kind, statt für das Weib. Das ist klein!«

»Ihre Phantasie ist heute von einer Erregtheit, daß Sie vor keinem Nonsens zurückbebt. — Alles, was zwischen Tetarskoff und uns vor ist, — ich will Sie ins Vertrauen ziehen, — besteht einfach darin, daß wir unsre Besitzungen austauschen wollen. Ich habe

Deutschland satt, ehe es noch geboren worden. Staatlich dem Belieben diplomatischer Abenteurer à la Radowitz und Hassenpflug, gesellschaftlich groben Insulten durch den Pöbel ausgesetzt zu sein, das ist mein Geschmack nicht. Was Sie auch von der Zukunft Rußlands sagen mögen, und obgleich ich selbst die Überzeugung hege, daß 1850 nicht zu Ende geht ohne eine Bewegung im Osten, — man kann im Augenblick nur in Rußland noch …«

»Mit dem Naturalisationspatent das Recht erwerben, Stockschläge zu bekommen oder als zarisches Gnadengeschenk eine Villa in der Nähe von Tobolsk zu erhalten. In der That, so etwas findet man nur im glücklichen Rußland. Der Tausch ist Ihr Ernst nicht.«

»Doch, mein voller Ernst!« sagte die Gräfin gezwungen lächelnd.

»Und doch glüht Ihr Gesicht bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit einer solchen Übersiedelung«, fuhr Craw schonungslos fort. »Warum wählen Sie nicht England, Italien oder Amerika, wenn Sie durchaus wandern wollen?«

»Amerika? — Daß ich daran dachte, mögen Sie an jenem Stoße von Landkarten, Plänen und Auswanderungsbüchern sehn. Ich habe die ganze derartige Litteratur nebst einer Anzahl von Originalberichten und Anschlägen die letzten Monate durchstudiert. Ich bin auch darauf vorbereitet, wenn ich wirklich fortgehe. — Sie erstaunen? Nun, sagten Sie denn nicht oft genug, daß ich alles aus mir machen könne, warum nicht auch die Bürgerin einer Republik?«

»Dies wohl, und eine stattliche Republikanerin mögen Sie sein. Wollen Sie aber nicht in einer Stadt bleiben, wo Sie wenig gewännen, so gibt es der Unbequemlichkeiten drüben doch viele. Sie müßten teilnehmen am Hauswesen, Hand anlegen …«

»Craw, es ist wahrhaftig, als ob Sie niemals die Briefe Heloisens an Abälard, nie ein Buch von George Sand, die Sie ja gelten lassen, in der Hand gehabt hätten. Und Sie wollen den kommenden Wirkungskreis der Frauen berechnen? Nicht über das Abc der Frauenwelt sind Sie hinaus. Frauen wie ich können alles, wenn das

Grundgesetz der Natur, — ich citiere Sie, — die Notwendigkeit es fordert.«

»Die Notwendigkeit?«

»Ich meine, wenn es uns nötig scheint«, sagte sie ausbiegend. »Der Widerwille, den ich gegen die Zustände habe, die mich hier umgeben, das Drängen des Gesindels, die Rechtsunsicherheit und die Schwäche der Regierungen zwingen mir den Wunsch auf, zu gehn. Er reift seit mehr als einem Jahre der Erfüllung entgegen, und ich werde im letzten Augenblicke allerdings eine Notwendigkeit in dem Verlassen meiner Heimat sehn. — Ich habe nur wenige Worte mit Hugo zu sprechen, kommen Sie dann mit mir hinauf und erfüllen Sie Ihr Versprechen, mir zu helfen. Wir haben einige Dutzend Advokatenbriefe durchzulesen und die Akten über die Auflösung des Fideikommisses, meinerseits zum zehntenmale mindestens, zu prüfen. Es sind neuerdings Zweifel über die Rechtmäßigkeit dieses Schrittes aufgetaucht, wodurch zwar nicht mein Besitz, aber mein Verkaufsprojekt gefährdet wäre. Gesetzt auch, ich führte den Plan nicht aus, so liegt mir doch viel daran, zu wissen, woran ich bin, um jederzeit frei handeln zu können. — Sind Sie dadurch recht trocken geworden, was mehr als wahrscheinlich ist, da Sie die Sache nicht interessiert, so mögen Sie sich hinterher etwas Pikantes vom Grunde des Kastens suchen. Ich erinnere mich dunkel, bald nach meinem Regierungsantritte in den Familienpapieren mancherlei Beiträge zur Spezialgeschichte der deutschen Fürstenhäuser und auch andere nette Sächelchen, die nicht uns betreffen, gesehn zu haben. Wühlen Sie darin, wenn Sie mögen, die Hehlen haben nie Grund gehabt, ihre Thaten zu verbergen.«

Sie ging in den Park hinaus.

»Wenn nun auf dem Grunde des ›Kastens‹ auch jene Papiere lägen, die Richard suchen soll?« dachte Craw. »Sie hat ein ganzes Arsenal, Tetarskoff nichts als die Macht des Geldes; er ist unsicher, weil er töten soll, unsicher auch noch aus anderen, bis jetzt verschleierten Gründen, sie dagegen auf alles gefaßt, Siegerin

jedenfalls auch, wenn sie unterliegt. Sogar die öffentliche Meinung wird durch den sogenannten Tausch umgarnt. — Die Partie steht ungleich, und um Luisens willen muß die Niederlage wenigstens drohen, eine wirkliche zu werden. Gibt es einen unbeschirmten Fleck, und es scheint einen solchen zu geben, der in Beziehung zu der Erkennungsszene im Parke und den Papieren steht, so muß er angegriffen werden … Bah! Kurt Craw intrigiert!« rief er aus, »und nicht einmal für sich! — Und doch! Ich will diese Frau kennen, weiter ist's nichts.«

VIERTES KAPITEL.

BUNTES LEBEN.

Das Kirchturmrennen war vorüber. Nur Herr von Friedelstedt, Craw und — Tetarskoff hatten den Ritt über die Steine gewagt. Craw war voran, aber es schien, als ob er nicht um den Sieg ritte, sondern nur den anderen den Weg zeigen wolle. Sein Pferd stürzte über eine lose Platte, ohne sich jedoch zu beschädigen; er war im Sattel geblieben und brachte es wieder auf. Unterdes kam Tetarskoff heran und konnte das Hindernis vermeiden. Da er aber nun die Spitze nahm und absichtlich über einen Haufen halbzerbröckelten Geschiebes setzte, dessen Ausdehnung das Pferd schlecht maß, konnte ihn Craw nicht vor dem Sturze retten. Das Pferd streifte mit den Vorderhufen den Kies, riß sich im Hingleiten die Haut von den Knien und schlug nieder. Tetarskoff flog über den Kopf des Pferdes. Craw parierte das seinige dicht daneben und sprang hinzu. Der Gestürzte war nur an der Stirn geschrammt, aber das Pferd konnte nicht weiter. Unterdes hatte Friedelstedt, der die ganze Zeit weit zurückgeblieben war, den Platz erreicht und ritt nun, vergnügt über den leichten und gefahrlosen Sieg, die Höhe hinan. Ohne Rivalen, war es ihm überlassen, sich Schritt für Schritt durch die Blöcke zu winden: es kam ihm doch niemand mehr zuvor.

»Wer hat denn eine so mörderische Trace ausgewählt?« fragte Tetarskoff, der sich mit Craw noch um das verwundete Tier bemühte.

»Gräfin Hehlen!«

»Ich kannte die Tour nicht, aber wie Sie, dem der Fleck bekannt zu sein scheint, einwilligen konnten, hier hinüber Menschen auf

Tieren zu jagen, ist mir unbegreiflich!«

»Die Gräfin liebt es, gewagt reiten zu sehn.«

»Bricht man sich denn dieser Frau zuliebe ohne weiteres den Hals? Schickt sie ihre Umgebung, ohne daß im geringsten remonstriert wird, nur zu ihrem Vergnügen in Lagen auf Tod und Leben?«

»Wie Sie sehn, ist es gar nicht so schlimm. Wir beide sind gestürzt, Sie aus Eigensinn, ich aus Fahrlässigkeit meines Pferdes, während Friedelstedt ohne alle Anfechtungen ans Ziel gekommen ist. Man thut eben hier, auch wenn einige Gefahr dabei ist, gern, was Gräfin Hehlen Freude macht. Wären die andern Herren, die Sie neulich in Hehlenried sahen, besser beritten, oder hätte Graf Hugo sich bewegen lassen, seine Pferde zu geben, so wäre unsre Zahl ohne Zweifel größer gewesen. — Beiläufig bemerkt hat Graf Hehlen, der früher ein entschloßner Soldat gewesen sein soll, jetzt nur noch Willen, wenn es sich um seine Vollblutpferde handelt. Sie können solche Notizen vielleicht brauchen, da Sie im Hause bleiben. — Aber so ist es, man würde hier ganz bestimmt auch Lagen auf Tod und Leben nicht vermeiden, um Cecile Hehlen ein Vergnügen zu machen.«

»Die Dame ist also sehr beliebt?«

»Sehr, und mit Recht.«

Tetarskoff wischte mit seinem Taschentuche über die Stirn und that, als wolle er seine Wunde abtupfen, aber die Zeit, die er dazu brauchte, ließ vermuten, daß er zugleich den Ausdruck seines Gesichts verbergen wolle. Craw, der sich ihm mit Absicht grade gegenüber gestellt hatte, verstand wenigstens die Bewegung so und dachte: — Hab' ich den Plan der Gräfin richtig gefaßt, dann hab' ich ebensogut interpretiert als sekundiert, und der erste Pfeil sitzt im Holze. »Ah mein Herr Tetarskoff«, murmelte er vor sich hin, »Sie sind ein Achilles, der fast nur aus Fersen besteht!«

Die Gräfin hatte in Begleitung ihrer Tochter und einer ansehnlichen Zahl von Damen und Herrn zu Pferde und zu Wagen erst dem Abreiten, dann, da die Bahn einen Bogen beschrieb, von

einem Platze oberhalb des Gerölles, den sie rascher als die Reiter erreichen konnte, auch dem letzten Akte des Dramas zugesehn. Als Tetarskoff stürzte, hatte sie hastig den Wagen verlassen, war an den Rand des Hügels vorgeeilt und fixierte von dort aus durch ein kleines Fernglas die Szene,

»Es ist nichts!« beruhigte sie mit deutlich alterierter Stimme die anderen, »Baron Craw ist zur Hand!«

»Als wenn dieser Craw durch seine bloße Gegenwart gebrochne Arme ganz machen könnte!« brummte Wetterheimb.

»Hat Craw neben seinen andern akademischen Würden auch die eines approbierten Feldscherers?« fragte ein Herr von Kalkenstein, indem er sein Glas einzwickte.

»Fragen Sie ihn nur selbst!« sagte Komtesse Grasenapp spitz. Sie war in ihrer übelsten Laune oder fuhr, um mit Craw zu reden, unter der »Pestflagge«.

»Daß ich …! Meinen Sie nicht, daß er toll genug wäre, mir eine Kugel durch den Arm zu schießen, bloß um mir hinterher zu zeigen, daß er Schienen anlegen und Kompressen fest schnüren könne? Den frag' ich nie um etwas.«

»Herr von Friedelstedt erwirbt sich den Preis in der That mir vielem Mut. Jetzt, wo er wieder ebnes Terrain hat, gibt er Sporen und Peitsche und läßt sein armes Tier über imaginäre Graben setzen, in die er also nicht fallen kann, das ist doch tollkühn … da, mit welcher Grazie er eben grüßt! Hätt' ich den Preis zu erteilen, ich schwankte nur zwischen den beiden anderen. Craw hat ihn zumeist verdient, er gab den Sieg freiwillig auf, den ihm Herr von Friedelstedt nie hätte streitig machen können.«

»Den er aber dennoch nach allen Gesetzen errungen hat. Komtesse, wenn Sie Partei nehmen oder gar Craw protegieren wollen, werden Sie stets Widersacher finden. Belohnen Sie Baron Craw privatim, schmälern Sie aber Friedelstedts Sieg nicht. Er ist brav geritten!« sagte Wetterheimb fast unartig.

Sie würdigte ihn auch keiner Antwort und sah mit unverhehltem Ärger zu, wie der Sieger die Gratulationen der Gesellschaft empfing.

Als Craw mit Tetarskoff heraufkam, nahm sie ihr Boukett und überreichte es ihm mit einem Komplimente über seine Menschenfreundlichkeit, das ihn notwendig in Verlegenheit setzte. Er nahm es indes an, so gut es ging, dankte für die Gabe und meinte nur leichthin: »Sie wissen ja, daß ich nicht mit Passion reite!«

»Le prix Monthyon!« sagte Cecile spöttisch.

»Die Grasenapp will entweder Craw haben, oder sie wird nächstens soeur grise!« sagte einer der Herrn.

»Grau ist sie schon!« meinte ein junges Mädchen vorlaut, »darum trägt sie immer …« Ein furchtbar strafender Blick von seiten der »Mama« schnitt den Verrat und die Rede ab. Das Mädchen wurde blutrot und dachte wahrscheinlich: Ich sage doch nur die Wahrheit! Und der Pastor hatte ihm jedenfalls noch vor einem Vierteljahre beim Konfirmationsunterrichte gelehrt, daß die Wahrheit gesagt werden dürfe. Der gute Herr wurde demnach auf einem Irrtume ertappt — und das Gebäude seiner Lehrsätze erhielt gewiß einen ganz empfindlichen Stoß. Die Salons sind nur »fromm« aus Luxus, — es gibt so schöne Madonnenbilder und Ecce-homos, Kopien von Raffaels St. Sebastian, Betschemel von Marketeriearbeit, Weihwasserkessel von Bronze und Kristall; — ferner aus Liebe zur Medisance, — wo wird mehr medisiert als von den Kanzeln? — und endlich — aber wir fürchten uns zu wiederholen. Die Frömmigkeit der Salons ist Karrikatur und Grimasse oder sogenanntes gutes Beispiel für den Haufen, der nicht hinter die Kulisse sehn, also auch den Wert des Beispiels nicht beurteilen kann.

Die kleine gedemütigte Person unterließ nicht, außerhalb des Gesichtskreises der »Mama« jedem, der es hören wollte, zu versichern, daß sie gewiß und wahrhaftig graue Haare auf dem Kopfe der Komtesse gesehn. Einige andere Damen unternahmen sogleich durch möglichst genaue Inspektion, der Gesellschaft Gewißheit zu verschaffen, — und die Zurückbleibenden erfanden unterdes für eine ältere Frau, die zufällig keine Tochter, Nichte oder Kousine in dem Kreise hatte, den Namen Madame Fagottée zu Ehren ihres etwas windschiefen Hutes. Sie behielt ihn von da ab.

Man konnte sich wundern, wie in Kreisen, die zu ihrem höchsten Gesetze gleichen Lack und Eisglätte erhoben haben, hinterrücks diese kleine, hechlige Medisance geübt werden kann, die nicht immer so unschuldig ist wie die oben geschilderte; man könnte sich wundern, wenn nicht grade der ewige Gummischleim, der um alles gewickelt wird, die Sehnsucht nach prickelnden Reizmitteln erklärte. Die Natur bricht um so heftiger durch, wenn die gezwungne Freundlichkeit eine Pause machen darf.

»O, Sie sind gut gewesen, lieber Craw!« sagte Luise, als er endlich zu ihr heran konnte. »Ich wollte Ihnen meine Rose geben, Sie sind aber schon reich dekoriert und mögen nun wohl meine winzige Gabe nicht mehr.«

»Geben Sie nur«, rief er mit einem Blicke auf Tetarskoff, der zwar mit der Gräfin sprach, aber Luise nicht aus den Augen ließ. Er nahm die Blüte und steckte sie so auffallend als möglich in ein Knopfloch seines Reitrocks; dann ergriff er wieder Luisens Hand und küßte sie mit einer Ostentation, die das Mädchen ebensosehr als die Umstehenden in Erstaunen setzte. Tetarskoff zog die Brauen zusammen und machte dadurch die Gräfin aufmerksam auf das, was in ihrem Rücken vorging. Sie wendete sich um und begegnete einem sehr zufriedenen Blick Craws, für den sie in Luisens bestürztem Gesichte vergebens den Schlüssel suchte.

»Was thaten Sie eben?« fragte sie an ihn herantretend.

»Ich befragte das Thermometer, ob der Sturz Herrn Tetarskoffs Blut erhitzt oder gekühlt habe!« antwortete er halblaut und winkte ihr mit den Augen nach dem Platze hin, wo der Russe im Augenblicke isoliert, mit gerunzelter Stirn und tief in Gedanken versenkt stand. »Ich küßte vor seinen Augen Luise die Hand, — das ist alles; sehn Sie nun selbst, was Reaumur sagt.«

»Craw, ich bitte Sie dringend, treiben Sie jetzt nicht Kinderpossen, Sie wissen nicht, wie wichtig …«

»Ihnen die Entdeckung der Neigung des u. s. w. u. s. w. ist. Ich weiß es. Auch wollt' ich nur Ihnen und mir die Gewißheit verschaffen, daß wir uns nicht getäuscht haben. Hätten Sie mehr

Vertrauen zu mir, so ließe sich mancherlei thun.«

»Alles, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie jetzt keine Vertraulichkeiten mit Luise üben, — ich muß sonst ihr verbieten, freundlich gegen Sie zu sein.«

»Sie erweisen mir im Moment zum erstenmal die Ehre, vollkommnes Vertrauen in mich zu setzen. Ich werde dafür dankbar sein, so gut ich kann.«

Ceciles Blick haftete einen Augenblick unschlüssig und prüfend auf ihm, dann rief sie Luise und kehrte mit ihr zu Tetarskoff zurück, dem sie einen Platz in ihrem Wagen gab.

Friedelstedt war ärgerlich, trotz seines Siegertumes nicht der Held des Tages zu sein; die romantische Seite war Craw zugefallen, er mußte sich mit der Vase begnügen, die ihm die vielbeschäftigte Gräfin nicht einmal selbst überreichte. Craw kümmerte sich um die Herren wenig oder gar nicht, die Mißvergnügten konnten also ungestört gegen ihn ein Komplott schmieden und den Versuch wagen, sich an ihm, der ihnen überall den Rang ablief, endlich einmal zu rächen. Die Gräfin unterstützte den Plan, ohne es zu wissen, indem sie zum Souper Friedelstedt, dem Sieger, den Arm gab und Tetarskoff mit Luise neben sich setzte. Craw war von Luise abgeschnitten und zum Teil darum das Stichblatt der nach und nach steigenden Weinlaune der Gesellschaft. Eine Zeitlang bemerkte er, in ein Gespräch mit Hugo vertieft, der seine klägliche Rolle mit trübem Gesichte ertrug, nichts von diesem Treiben, als aber Friedelstedt, der von seinem beneidenswerten Platze wenig mehr hatte als das Anhören einer lebhaften Konversation zwischen Tetarskoff und der Gräfin, oder Tetarskoff und Luise, in seinem Ärger so weit ging, ihn seiner Dekorationen wegen in einem Toaste zu verhöhnen, und fast alle Herren in ein spöttisches Gelächter ausbrachen, glaubte er nicht langer schweigen zu dürfen.

Er erhob sich. Die Gräfin sah ihn fragend, Tetarskoff ernst an. Er zuckte die Achseln, als wolle er sagen, es hat nichts zu bedeuten. Mit vielem Humor, der ihm trotz des Widerwillens bald wieder alle Lacher gewann, hielt er nun eine Art von Dankrede für die

Aufmerksamkeit, die man ihm erwiesen, ging dann auf die Dekorationswut unsres Jahrhunderts insbesondere über und erzählte, immer in seinem scherzhaften Tone: »Sie erinnern sich, daß in der Zeit, bevor es Orden gab, die Sitte allgemein verbreitet war, an den Orten, die durch Totschlag oder andere Unglücksfälle berüchtigt worden, steinerne Kreuze aufzurichten. Das sind Orden in Folio gewesen. Nachdem man die Erfindung gemacht hatte, nicht bloß Menschen, sondern auch Gewissen und Ehrlichkeit zu erschlagen, wurden Sedezausgaben jener Mordkreuze für jede Brust, in der ein Totschlag vorgekommen, verfertigt …«

»Herr, Sie beleidigen mich!« rief Friedelstedt, der ein Johanniterkreuz auf die linke Seite seines Frackes gestickt hatte.

»Und mich!« rief der emeritierte Diplomat, der eine Reihe von Miniatureditionen großer Orden an einem Springringe trug.

»Dann erlauben Sie nur, daß ich der andern Gesellschaft meine Fabel zu Ende erzähle!« fuhr Craw fort, ohne Ton und Miene zu ändern. »Ich bin nicht in Gefahr, andere Dekorationen zu bekommen als die, von denen mein Vorredner die Bezeichnung ›verweslich‹ brauchte. Sie wissen aber, was Blumen bedeuten, wo sie zu finden sind und wo sie hingehören. Natur, Blüten und Freiheit sind immer vereint, wie wirkliche Schönheit und Kraft einander auch stets durchdringen; daß man mich also mit Blumen schmückt, findet seinen Grund einmal darin, daß ich frei genug sein mag, meine Freude daran zu haben, und endlich sind die Blüten analog der Ordentheorie, die ich aufgestellt, ein Denkmal für verwelkte.«

Niemand wußte recht, wohin diese Harangue ziele, denn daß Craw mit so vielen Umschweifen bloß um Friedelstedts willen den Angriff erwidern sollte, schien nicht wahrscheinlich.

»Baron Craw, denken Sie an die Hexenbowle!« rief Cecile herüber.

Craw lachte. »Diesmal bin ich der Zauberer, der den Stab schwingt und allerhand seltsame Linien zieht!« gab er zurück.

»Man wird den Menschen nun doch endlich denunzieren

müssen, es ist ihm nichts heilig, denken Sie nur, meine Gnädigste, nicht einmal die Ehe!« flüsterte der Diplomat seiner Nachbarin ins Ohr. Und das war sehr diplomatisch, sein Exempel nämlich, da im allgemeinen die Damen gut von Craw dachten. Aber die Ehe angreifen, das ist ein Punkt, in dem mit Ausnahme der Emanzipiertesten die Frauen insgesamt sterblich sind. Die jetzige Form der Ehe mit all ihren Gebrechen ist immerhin etwas Greifbares, Augenscheinliches, während die vielgepriesene »freie Liebe« noch nirgends auch nur als etwas Erträgliches aufgetreten ist. Die Menschen machen in der Regel ihre besten Gedanken durch ihr Beispiel tot und schmieden so Waffen für die Feinde. — Die alte Dame schlug in Gedanken ein Kreuz und stimmte in das Verdammungsurteil über Craw ein.

Wetterheimb meinte: »Ich weiß nicht, ob ich ihn nicht auch fordern muß, da mein Vater dekoriert ist! — Wo hat er wohl studiert? Was ist seine Waffe? Korb, Glocke oder Kugel?«

Trotz dieser scharfen und unangenehmen Störung gelang es der Gräfin, bis ans Ende der Tafel einen weiteren Wortwechsel zu verhindern. Dann aber bildeten sich Gruppen, und der peinliche Vorfall wurde nach allen Richtungen heftig besprochen. Man gab beiden Parteien unrecht. Friedelstedt, weil er Anlaß zu einer Entgegnung gegeben, Craw, weil er allgemein ripostiert. Friedelstedt aber tobte mehr, als nötig und anständig war.

»Was haben Sie gethan!« sagte Luise klagend zu Craw. »Und meine Blumen sind an allem schuld. Ich bin sehr unglücklich!«

»Weil ich die kleine Drohne mit den langen Beinen, die sich einbildete, mich stacheln zu können, ohne einen Stachel zu haben, ein wenig kitzelte? Lassen Sie ihn nur heran. Er ärgert sich am meisten darüber, daß ich's nicht der Mühe wert hielt, ihm für sich allein einen Hieb zu geben, sondern eine ganze Schachtel voll nahm.«

»Aber was wollten Sie sonst mit ihrer Rede, über die wir alle zuerst lachten und hernach stutzten?«

»Was ich wollte? — Nichts! Die Gesellschaft neckte mich, ich sie

wieder, wir sind quitt. Macht Friedelstedt noch eine Extrarechnung, und er ist Junker genug dazu, seinen kurzen Witz durch ein Stück Eisen verlängern zu wollen, so mag er den Betrag nebst Zinsen einkassieren kommen.«

»Ich kann nicht glauben, daß Sie wirklich keine weitere Absicht hatten.«

»Einer ist da, der sich einbildet, mich verstanden zu haben, und der glaubt, ich habe nur seinethalb ›verblümt‹ gesprochen. Je weniger Sinn und Zusammenhang er in meiner Dithyrambe findet, desto mehr vermutet er dahinter. Er ist allarmiert, mehr wollt' ich nicht. Und nun geben Sie sich zufrieden.«

Cecile vernachlässigte Craw, weil sie ihm nicht verzieh, daß er ihren Salon zum Schauplatze einer »Szene« gemacht; er schien es nicht zu bemerken und fuhr fort, mit Hugo ausschließlich zu verkehren. Außer ihm, Hugo und Tetarskoff kam kein Herr in den Damenzirkel, man ratschlagte im Speisesaale, auf welche Weise Craw am besten zur Rechenschaft zu ziehn sei. Gegen ihn waren fast alle jungen Leute, die andern hielten sich neutral. Sein Lebenslauf, soweit man ihn kannte, seine Gesinnungen und Verbindungen wurden in Betracht gezogen, seine intime Freundschaft mit dem Sekretär Heeren ebenfalls aufs Tapet gebracht und endlich nach langem Hin- und Herreden beschlossen, daß man dem »verkehrten Menschen«, dem »Demokraten« eine derbe Lektion geben wolle, die ihm das Wiedererscheinen in der Gesellschaft verleiden solle. Nur über das »Wie?« konnte man sich nicht recht einigen. Es wurden Stimmen laut, die sich seiner annahmen, sobald von einer »Züchtigung«, von einem Angriffe en masse mit der Reitpeitsche in der Faust die Rede war. Es hieß, er sei aus einem guten Hause, liiert mit großen Familien, die man in seiner Person zugleich antasten würde.

»Hat denn keiner von Ihnen die Kourage, dem Manne mit dem Degen in der Hand allein gegenüber zu stehn?« fragte ein alter Herr. »Zu meiner Zeit hätte man nicht dem Geprügelten, sondern den Prüglern die Thüren verschlossen. Sie selbst treten in dieser

Sache — demokratisch auf!«

»Der Kerl versteht nur Proletarier-Komment«, brüllte Wetterheimb, in dem der Wein den Bonnenser immer mehr nach außen kehrte. »Wollen ihm mit seiner Waffe, dem Knüttel, gerecht werden, wollen ihm Manieren beibringen.«

Der Tumult wurde wilder, die Debatte immer hitziger. Man stellte Wetterheimb, der kaum noch seiner Sinne mächtig war, in ausschweifender Breite vor, daß er als Verwandter des Hauses ganz besonders verpflichtet sei, Schritte zu thun, die eine Verbindung dieses Menschen, den sie alle seit lang im stillen verabscheuten, mit den Hehlen verhindern konnten. Wunderliche Worte flogen hin und her, man wurde so stark und laut, daß die Besonneneren und alle älteren Herren es vorzogen, sich zu entfernen und Craw einen Wink von dem Wetter zu geben, das gegen ihn im Anzuge war.

Man liebt in der »Welt« den Skandal, aber nicht in der Nähe. Es war kaum einer da, der nicht Craw irgend etwas Schlimmes gewünscht hätte, aber so weit reichte die Gewohnheit anständiger Haltung doch, daß niemand Zeuge oder Dulder eines brutalen Aktes sein wollte, weil — Craw eben Baron Craw war. Hätte man Heeren prügeln wollen, so wären höchstens im voraus bemitleidende Stimmen aufgetreten, positiv entgegnende aber kaum. Craw gehörte zur Kaste quand même; man respektierte wenigstens seinen Namen. Dies thaten aber wieder nur diejenigen, in denen die alte Adelstradition noch ganz Fleisch und Blut war, in den jüngeren war sie halb vergessen oder doch unterminiert. Man kämpfte gegen eine Gesinnung, die man fürchtete, man haßte die Überlegenheit und focht endlich nicht mehr mit jener Ritterlichkeit, wie man die formulierte Brutalität zu nennen pflegt, die uns selbst an den Mignons und Roués noch eine gewissermaßen achtungswerte Seite entdecken läßt. Das Renommieren mit »Ehrensachen« ist aus der Mode und taucht nur einzeln noch in notorischen Poltrons auf oder hilft auf den deutschen Universitäten die jugendliche Überkraft im Zaume halten. Muß es sein, so wird heute wie immer brav geschlagen, denn die Feigheit ist seltner als man glaubt und in der

Jugend, die ja fast niemals ein belastetes Gewissen hat, gar nicht zu finden. Die Jugend stirbt leichter. Das ist ein Faktum, obgleich es ein Rätsel ist. Die Lösung liegt — vielleicht — in dem, was das Leben erhält, in der Kraft; sie befähigt zu gewaltsamen Akten, und das Sterben ist der gewaltsamste. — Man vermeidet auch jetzt Kämpfe auf Tod und Leben nicht, aber man überlegt, man steht in jedem Falle gern für eine höhere Idee ein. Es ist nicht mehr jener Leichtsinn der französischen Sitte, die einen Sekundanten von der Straße zur aktiven Teilnahme an fremden Händeln einlud, wie jetzt eine lustige Gesellschaft wohl einen Fremden aufgreift und zu einem Frühstück oder einem Spiele mitnimmt. — Wäre Craw an Friedelstedt mit einer Forderung herangetreten, so hätte dieser nicht gezaudert männlich einzustehn, und die Sache wäre ihren »gesetzlichen« Gang gegangen. Das war nicht geschehn, man glaubte auch nicht, daß es Craw thun würde, ja man zweifelte sogar, daß seine Grundsätze ihm ein Duell erlaubten. Mit diesem Zweifel beschwichtigten die Zurückgebliebenen, denen Wetterheimb außerdem Auszüge aus dem »Paukreglement« seiner Universität gab, endlich alle Einwürfe. Craw sollte beim Heimreiten angehalten, von allen insgesamt gefordert und beim kleinsten Widerspruche sofort mit den Peitschen angegriffen werden.

»Das gibt einen Hauptspaß«, jubelte Wetterheimb, »und das beste dabei ist, daß wir nicht einmal meine Kousine erzürnen. Jedenfalls ist der Schnüffler Heeren wie gewöhnlich mit ihm. Bekommt der seine Tracht mit, und er soll sie haben, so ist uns alles verziehen.«

»Haben soll er sie!« wieherte der Chorus.

»Warum kann die Gräfin denn den hübschen Burschen nicht leiden?« fragte einer.

»Grade weil er hübsch ist. Das war ja vor einigen Jahren eine Teufelsgeschichte. Man darf sie freilich hier kaum erzählen, denn erfährt's die Gräfin, daß sie aufgewärmt worden, so kömmt man auf die Proskriptionsliste.«

»Ach, die Geschichte mit dem Schulmeister!«

»Ich kenne sie nicht!«

»Sie ist kurz und schlecht. Der Hauslehrer war ein abscheulich häßlicher, aber verzweifelt gescheiter Kerl, der mit der ältesten Tochter des Hauses, einem reizenden, geistreichen Mädchen, dem Lieblinge der Gräfin, eine gelehrte Liebschaft anknüpfte; platonisch nennt man so etwas, wie ich glaube. Das Ende vom Liede ist, daß er eines schönen Morgens mit ihr verschwand, und daß man den Namen des Flüchtlings hier nicht nennen darf.«

»Ich will's euch sagen«, brummte Wetterheimb. »Clarisse hieß sie, hatte ein Paar teufelmäßig spitzfindige Augen und die schönste Nase, die jemals dagewesen ist. Als sie mit ihrem Scharmanten ins Weite gegangen war, gab es erst großes Hallo, Kuriere nach allen Enden und Ecken, wer aber nicht wiederkam, war Demoiselle Clarisse. Dieses Vorfalls wegen verpachtete mein Kousin alles, reiste in aller Welt herum und übernahm, wie ihr wißt, erst vor nicht ganz drei Jahren die Güter wieder …«

»Also deshalb?«

»Freilich deshalb!«

»Sie sagen aber, der Mädchenräuber sei häßlich gewesen, warum haßt die Gräfin nun den Hübschen?«

»Fragen Sie lieber, warum sie ihn nicht aus dem Hause schafft, wenn sie ihn nicht leiden kann. So einen Sekretär läßt man doch wohl ohne weiteres über die Klinge springen.«

»Was es mit diesem Menschen für ein Gehänge hat, weiß ich nicht, aber die Sache ist mir nicht klar«, sagte Wetterheimb, der augenscheinlich einen plauderhaften Rausch hatte. »Hugo geht mit ihm um wie mit einem weichen Ei, Cecile sieht ihn nicht an, Craw behandelt ihn wie seinesgleichen …«

»Ein Federfuchser den andern, das ist kein Wunder. Mag auch seinesgleichen sein bis aufs Gesicht.«

In dieser Weise ging es fort, bis sie hörten, daß die Gräfin sich zurückgezogen habe und daß die Wagen vorführen. Craw befahl in der Halle, daß man sein Pferd sattle. Er that es mit Absicht laut genug, um von den Herrn vernommen zu werden.

»Zu Pferd, zu Pferd!« riefen nun alle, obgleich einige besser gethan hätten zu Bette zu gehn.

Wir sagten schon, daß Craw gewarnt worden war; die Diener, die insgesamt an ihm hingen, wiederholten, was sie während des Aufwartens gehört, auch Heeren, der Craw erwartete, hatte auf dieselbe Weise von dem beabsichtigten Attentate Kunde erhalten.

»Willst du nicht lieber hier bleiben, bis die Leute nüchtern geworden sind? Es ist nicht wert, einer solchen Bande standzuhalten.«

»Bleibe du heute daheim, ich muß nach Sauseneck, um zu studieren. Wenn du mir versprichst, meine Instruktionen zu befolgen, revanchiere ich mich dadurch, daß du von mir die vielbesprochenen Papiere erhältst. Etwas Absicht, etwas Zufall gaben sie mir in die Hände. Oder bleibe nicht, lasse Tetarskoff sagen, daß du erst morgen früh zu seiner Disposition bist und komme mit mir. Wir wollen den Pack, den ich nicht völlig lesen konnte, genau untersuchen, ehe wir ihn aus der Hand geben. Sie sind da und stecken sogar noch in der Tasche von Gemsleder, von der Tetarskoff wußte. Du fandest sie nicht gleich, weil das dünne Faszikel sorgfältig in ein Bündel anderer Papiere gepackt war, die nichts von dem Lederbehältnis sehn ließen.«

»Aber im Augenblicke müssen wir doch zunächst an den Überfall denken, den du ganz zu vergessen scheinst. Wie sollen wir uns des Dutzends Trunkener erwehren, das möglicherweise sogar bewaffnet kommt?«

»Ich weiß nur nicht, ob ich ihnen eine Rede über ihre Ahnen, die mutmaßlichen Schnapphähne und Wegelagerer, in deren Fußstapfen sie auf so würdige Weise treten, halten soll, oder ob ich mir den Spaß mache, die ganze Gesellschaft nach Sauseneck mitzunehmen und in meinem Waffenzimmer einen ›Assaut‹ zu geben. Irgendwie muß ich ihnen doch das barbarisch Lächerliche und lächerlich Barbarische des ganzen Aufzuges klar machen.«

»Ich meine das letztere, wenn sie es annehmen, ist das bessere. Vielleicht werden sie vernünftig, wenn sie dich ruhig sehn.«

»Annehmen? — Einer von ihnen hat gewiß noch so viel Nüchternheit neugierig zu sein, und die Leute geben gern eine tolle Nacht darum, Sauseneck einmal von innen zu sehn. Ich werde sie also einladen, mit uns zu reiten, da die Nacht, das glatte Gras und die Kühle für Geschäfte, wie die unsrigen, nicht passend sind. — Fragt man uns, was ich noch bezweifle, dann wirklich um unsre Waffen, so nehmen wir jeder, denn du gehörst zur Partie, eine meiner polnischen Sensen und stellen uns in die Ecken. Gewehre finden sie in Masse, aber keine Patronen, und wie sie mit den großen zweihändigen Schlachtschwertern oder meinen Studentenschlägern gegen unsre Proletarierwehren ankommen wollen, bin ich begierig zu sehn. Gesetzt, das Spiel ginge bis zu unsrem Eckposten, — dann aber muß das Gelächter losbrechen und die Komödie zu allgemeinem Ergötzen enden. Hinterher werden sie sich freilich ärgern und einsehn, daß sie aufs neue gefoppt worden, aber wer kann gegen die Lächerlichkeit! Wir müssen verhindern, daß die Leute sich thatsächlich so tief erniedrigen, als sie im Sinne haben. Denke dir die langen Gesichter, die glotzenden Augen und geblähten Nüstern, wenn diese Blüte deutscher Jugend statt der Ritterspeere Bauernsensen vor die Nase bekömmt. Sie müssen lachen, sie müssen es über sich selbst und meinethalb auch über mich.«

Sie nahmen für den äußersten Fall, daß die Trunkenheit der Herrn dennoch ein Gefecht im Freien herbeiführte, starke Reitstöcke mit und instruierten den Diener Craws, nicht zu schonen, wenn man sie anfiele. — Es war gegen die Natur Craws, sich länger mit solcher Misere zu beschäftigen, als dringend nötig schien, und er kehrte so rasch als möglich zu der Sache zurück, die im Augenblick all seine Kräfte in Anspruch nahm. »Du mußt herausbringen, wo Tetarskoff gewesen! Wir müssen es wissen!« sagte er Heeren unterwegs. »Eine Figur wie er, ist leicht zu verfolgen. Ich will Franz morgen zu dir schicken, der Bursche ist schlau genug, Tetarskoffs ganze Fahrt nachzumachen, er hat das Spüren leichter als wir.«

»Wozu meinst du, daß es nützt?«

»Ob es nützt, weiß ich nicht, aber es soll nichts schaden können. Keine Überraschung, auf die wir nicht vorbereitet sind, keine unerwarteten und von uns nicht berechneten Subsidien für ihn, denn er darf nicht siegen, aber er muß siegen zu können scheinen, sonst gehst du leer aus. Er ist schwach, entsetzlich schwach, und gerade deshalb so unendlich empfänglich, so leicht verwundbar. Es ist und bleibt eine eigne Sache um die Vernichtung einer uralten Familie. Man kann eine Dynastie stürzen und sich damit trösten, daß Zwingburgen als Ruinen am allerhübschesten aussehen, daß sie sogar dann erst der Gegend ein gewissermaßen zivilisiertes Ansehn geben; aber man kann sich kein Landhaus, kein Privatgebäude als Schutthaufen denken, ohne an eine wüste Zerstörung, an Plünderung und Mord zu glauben. Die Dynastien gehören wie die Burgen der Öffentlichkeit, es klebt Herrenrecht und Herrenunrecht an ihnen, das für das Gemeinwohl schädlich ist, während eine Villa immer den Gedanken an Familienglück wach reizt, das niemand schädigen will und kann. — Die Gräfin spielt ein gewagtes Spiel, sie rechnet auf ihre Persönlichkeit und hat sich bis jetzt wenigstens nicht verrechnet. Sie imponiert dem Feinde und lähmt all seine Bewegungen. Er verliert die Lust zum Angriffe augenscheinlich bei jedem Schritte, denn allenthalben begegnet er scheinbar offnen Flanken, hinter denen er maskierte Batterien vermutet. Was ihm aber mehr noch als alles andere die Augen beizt, und was seine Kaufmannsseele nicht fassen kann, ist, daß man hier zu sterben versteht, daß man nicht unterhandelt, keine Prozente bietet und in vollem Glanze zur Grube fahren will. Ich bewundere die Menschenkenntnis dieser Frau. Jeden anderen als Tetarskoff hätte ihre Kühnheit gereizt und zu einer recht eklatanten Demütigung herausgefordert, er aber wird von Staunen und Verwunderung ergriffen und beugt sich tief und tiefer.«

»Du betrachtest die ganze Sache wie ein Drama, das vor dir abgespielt wird, das man aber vergessen, auf dem Zettel als Komödie oder Tragödie zu bezeichnen. Du kritisierst die

Entwickelung der Charaktere mit dem Interesse eines Anatomen und erwartest geduldig das Ende. Dich tastet's nicht sonderlich an, mich aber sehr; ich habe eine Rolle im Stücke, kenne aber nicht ein einziges Stichwort.«

»Unwahr, lieber Freund! Dein Stichwort ist immer Luise, und daß ich nicht persönlich beteiligt bin, also den Kopf nicht leicht verlieren kann, ist dein Glück. Merkwürdigerweise laufen nämlich fast alle Fäden des geheimnisvollen Stückes in meiner Hand zusammen; ich halte sie, obgleich ich ihren Wert noch nicht immer voll zu taxieren weiß, und werde damit zu agieren wissen, meinethalb blind und kühn: wir haben Glück, ich wenigstens immer, wenn ich nicht zur Kompanie gehöre … Aber was ist denn das? Ich glaube wahrhaftig, einer der Stegreifritter hat hier die Bügel verloren und ist von seinen Genossen böslich verlassen worden.«

In der That lag ein Mensch am Rande des Straßengrabens. Der Reitknecht stieg ab und berichtete, daß der Schlafende Graf Wetterheimb sei.

»Nimm ihn quer über den Sattel vor dich, er kann nicht schwer sein … Warte, ich helfe dir!« rief Craw.

Und der schmächtige Jüngling, der nur einige dumpfe Laute ausstieß und dann den Kopf schwer zurückfallen ließ, wurde wie ein Mantelsack aufgepackt. »Trab!« kommandierte Craw. »Die Burschen sollen ihren Zopf für ihre schlechte Kameradschaft haben. Der arme Junge, der seines Vetters Champagner für Bonnenser Sechskreuzerwein gehalten, wird unterdes nüchtern und sieht sich genötigt, seinen Zorn gegen seine Verbündeten zu kehren. — Im Wein ist Wahrheit! sagt das Sprichwort, nur müßte es hinzusetzen, auf dem Grunde der Flasche aber hockt die Gemeinheit. Diese parfümierten Windfähnchen mit ihren glatten Manieren sind durch den Wein angewendet worden wie alte mottenfräßige Staatsröcke: die Bürste gibt ihrem Äußern immer noch einiges Ansehn, aber das Futter ist zerrissen und lumpig, die Watte hängt heraus und der Schnakenchor aus dem Faust singt uns an. Die Bursche müssen sich

selbst wieder verschlucken und spüren, daß es eine üble Kost ist. — Vorwärts! Ich glaube, die saubre Gesellschaft hat mich im Verdachte, ihrethalb einen andern Weg eingeschlagen zu haben, und ist bis nach Sauseneck voraus geritten.«

»Du wirst nun selbst heftig, vergiß deinen Plan nicht!«

»Heftig? Ja, aber nur wie ein Pädagog, dessen Jungen Streiche, schlechte Streiche machen. Hätten sie nicht den Wein zur Entschuldigung, ich gönnte ihnen wahrhaftig die Bekanntschaft meines Stockes.«

Es stand indes kläglicher mit der Wegelagerung, als sie denken konnten. Der Luftwechsel und das veränderte Licht hatten eine arge Verheerung in den Reihen der Kampflustigen angerichtet. Sie führten zum Teil ihre Pferde am Zügel, zum Teil hingen sie matt und müde im Sattel; unfähig Streit anzufangen, waren sie aber insgesamt.

»Die Bursche thun mir nun doch leid«, sagte Craw, als er nahe genug war, die Lage der Dinge zu erkennen, »sie haben sich selbst geschlagen. Ich will meine Rolle als Menschenfreund durchführen und thun, als ob nichts vorgefallen wäre.«

Er ritt heran, grüßte, fand die Nacht schön genug zu einem Spazierritte nach dem Souper und bot den Wanderern endlich bei sich eine Tasse Kaffee an.

»Sie haben mich beleidigt, ich will Satisfaktion!« murmelte Friedelstedt fast unhörbar.

»Er ist im ganzen doch nicht so übel!« meinte der lange Stetterwitz, der gleich einem Bauer aus den Landes auf angeschnallten Stelzen neben seinem Fuchse her zu stolpern schien.

»Für eine Tasse Kaffee wäre auch mir jetzt die halbe Welt feil!« sagte ein anderer.

Und der Vorschlag ward trotz des bedenklichen Gesichts Friedelstedts angenommen. »Er weiß ja nicht, was wir vorhatten!« galt als Entschuldigung. Aber die Stimmung blieb doch eine gedrückte. Je mehr die Herrn zum Bewußtsein kamen, desto mehr Übergewicht gewann die Scham. Craw war ihnen nun noch

verhaßter als zuvor. Nur einer konnte nicht gegen seine doppelte Jugend an, Wetterheimb, der zwanzig Jahre alt und Student war. Er gab sich besiegt und versicherte, daß ihm nie mehr einfallen solle, etwas gegen Craw zu unternehmen. Sogar Heeren erschien ihm nun in anderem Lichte, und auf dem Heimwege, den er mit dem Sekretär zusammen auf einem Pferde Craws antrat, kam es sogar bis zu Handdrücken und Achtungsbezeigungen, über welche Richard freilich innerlich lachen mußte.

Hehlenried war unterdes der Schauplatz einer ernsteren Szene gewesen. — Cecile ging zu Hugo hinüber, schickte seinen Kammerdiener fort, verschloß dann die Thüre des Vorzimmers und setzte sich ihm gegenüber. Er sah diesen Vorbereitungen ängstlich und stumm zu, sein aschfarbenes Gesicht mit dem Ausdrucke der peinlichsten Erwartung, des Schlimmsten gewärtig, aber auch für das Geringste nicht gefaßt, stach von der entschlossenen, stolzen Physiognomie Ceciles häßlich ab. Sie glich dem Richter, er einem Delinquenten. Ihr Gesicht zuckte spöttisch und doch bitter und schmerzlich zugleich, als sie ihn so gespannt, verlegen, demütig und gebrochen vor sich sah. Sie war unglücklicher, als die Welt wußte, diese stolze Frau, denn sie kannte ihr Unglück. Sie hätte weinen mögen, aber sie hielt jene Reste eines Mannes nicht für wert, ihren Schmerz zu sehn. Die Nebel, die von innen heraus ihre Augen verdunkeln wollten, wurden niedergeschlagen und setzten sich als eisiger Reif um ihr Herz, sie wurde kälter noch als zuvor.

»Hast du ihn beruhigt, hast du Zeit gewonnen, liebe Cecile?« wagte der Graf endlich mühsam hervorzubringen.

Sie maß ihn mit einem unaussprechlich wegwerfenden Blicke. »Zeit gewinnen? Galgenfrist? Das ist deine Manier, nicht die meine. Du bist das von deinen Judenwechseln gewöhnt: fünf weitere Prozent erkauften wieder einen Monat, bis ich’s endlich doch erfahren mußte.«

»Liebe Cecile!« seufzte der Graf auf.

»Fristen kaufen!« fuhr die Gräfin wärmer fort, »als wenn dadurch etwas zu gewinnen wäre. Es gilt reinen Tisch zu machen

und das ganze Verhältnis entweder zu lösen oder ganz neu zu arrangieren. Ich laviere nicht, ich bettle nicht. Was kommen muß, mag kommen.«

»Ich begreife nur nicht …«

»Als wenn sich's darum handelte, daß *du* begreifst; als wenn du je begriffen hättest. Zwischen Tetarskoff und mir ist über die Sache, die ihn hierher geführt, noch keine Silbe gewechselt worden. Wir haben noch acht Tage Zeit, bis dahin ist er nichts als unser Gast, und bis dahin muß ganz beiläufig entschieden werden, ob er oder ich gehen muß.«

»Du hast also doch noch irgend eine Hoffnung …«

»Ich hoffe nie, aber ich habe meinen Plan.«

»Wenn dein Plan nur auch gut wäre! Ich habe alles aufgegeben und weiß nicht, woher du den Mut nimmst, vor den Augen dieses Menschen aufzutreten, als ob er wirklich unser Gast sei. Ich kann ihn kaum ansehn, ohne daß mir schwindlig wird.«

»Das spricht übel für dein Gewissen: das meine ist rein. Ich hab's versucht, die Bedingungen, die mir gestellt waren, zu erfüllen, und nicht meine Schwäche, sondern die Zeitverhältnisse haben die Ausführung unmöglich gemacht. Erst als ich in Zahlen sah, daß nichts zu halten war, wechselte ich das System mit dem festen Willen, die Entscheidung so rasch als möglich herbeizuführen.«

»Was aber hast du vor? Gesprochen muß doch einmal werden, der Tag kommt heran, und Tetarskoff scheint nicht willens, dann anders, als durch die Gerichte zu sprechen.«

»Er scheint nicht? Woher kommt dir diese Weisheit? Machte dich nicht die erbärmlichste Angst blind für alles, was vorgeht, so würdest du gesehn haben, daß er täglich weniger Lust hat, mich zu ruinieren, und daß es ihn unter den Nägeln brennt, mir die besten Begriffe von seinen guten Absichten, von seiner Willfährigkeit und seiner Wohlerzogenheit beizubringen. Ich will dir positiv sagen, daß er gar nicht daran denkt, das Gericht zu requirieren.«

»Nun so hat er eingesehn, daß wir die Schuld nicht tragen, und der gute Heeren hat ihm bewiesen, daß es ein Unrecht sei, uns jetzt

zu drängen.«

»Dein guter Heeren hat in dieser Sache nichts gethan und auch nichts thun können. Ich rechnete darauf, daß es so kommen würde, meine Nachrichten über Tetarskoff waren sicher genug, um mich darauf verlassen zu können. Muß ein Opfer gebracht werden, so ist dies das am wenigsten schmerzhafte.«

»Aber wie kommt es denn, und von welchem Opfer ist die Rede?«

»Es kommt so: Tetarskoff wird um Luise anhalten, und ich werde sie meiner sozialen Stellung opfern.«

»Das geschieht nicht! Bei allen Teufeln, das geschieht nicht!« rief Hugo mit einer Kraft aufspringend, die man nicht mehr in ihm gesucht hätte. »Ich mein Kind opfern? Dem ersten besten hergelaufnen Kerl geben, der vom Geldverleihen lebt? Luise, einem alten, schäbigen Menschen, der nichts als Rechnungen im Sinne hat? Ich thät' es nicht, auch wenn er für das Kind quittieren wollte. — Cecile, bedenke, was du sprichst; sieh dies rosige, herrliche Mädchen, ganz Liebe und Hingebung, das einzige Wesen, das mich lieb behalten hat, — du kannst nicht wollen, daß es verkauft und preisgegeben wird. — Du bist so klug, dir kommen Pläne wie andern Menschen Träume, du bist nie aus der Fassung zu bringen, — denke etwas anderes aus! Es geht nicht, ich willige nie ein, und mein Kind gehört mir, ich habe darüber zu verfügen, nicht du. Rette uns, wenn du kannst und willst, Luise aber lasse ich nun und nimmer zu solch einer widersinnigen Partie zwingen. Ich habe mich in allem deinen Wünschen gefügt, hier aber kann ich's nicht. Es wäre ehrlos.«

Cecile blieb kalt und verfolgte ihn nur auf seinem heftigen Gange durch das Zimmer mit den Augen. Als er ihr schmeichelte, verriet ihr Gesicht höhnische Verachtung; als er drohte, warf sie den Kopf zurück und sah ihm mit all ihrer Überlegenheit voll in die Augen. Aber er schlug sie diesmal nicht nieder, er fühlte sich in seinem Rechte, das Menschtum stand auf seiner Seite und machte ihn für einen Augenblick stark.

»Sollte man doch meinen«, sagte die Gräfin langsam und schneidend, »du wärest seit je ein musterhafter Vater gewesen! Und doch bist du derselbe Mann, der, als uns ein Kind von sechzehn Jahren, — rosig und herrlich — wie du jetzt Luise nennst, von einem Schurken geraubt worden, nichts weiter that, als den Namen des Kindes zu vertilgen. Jener Stoß mit dem Dolche in den Stammbaum unten, das war der Höhepunkt deines Schmerzes. Mich hast du zu höhnen gewagt, als ich Clarisse nicht vergessen konnte, die bloß durch deine Trägheit nicht mehr erreicht ward, und jetzt schlägst du in einer ganz andern Lage die Glocke so hoch an, daß man meinen sollte, es gäbe Feuer an allen Enden.«

»Und wär's nur, weil es unser letztes Kind ist! Wir haben Clarisse verloren, durch ihre eigne Schuld verloren, wollen wir nun selbst das Verderben Luisens fordern? — Clarisse hat uns von sich gestoßen, nun ist der Fall umgekehrt, wir sollen Luise verstoßen. Ich hätte es bei der einen sowenig als bei der anderen gethan. Thue was du magst, ich sage Nein.«

»Ich muß dir die beiden Fälle doch wohl etwas näher rücken, deine Kurzsichtigkeit läßt dich sonst die Farben nicht mehr erkennen. — Bei Clarisse galt es, ein Kind aus den Klauen eines geistreichen Schuftes zu retten, der ihre Unerfahrenheit und Gutmütigkeit dazu benutzte, sie glauben zu machen, daß sie ihn liebe. Ein Wort zur rechten Zeit hätte sie uns zurück gebracht, du aber meintest, sechzig Meilen Verfolgung verdienten eine ruhige Nacht. Du schliefst, und sie hatten nur noch eine Meile Vorsprung. Dann war es zu spät, sie ging verloren, weil du schliefst. Und in wessen Händen blieb sie? Dieser Schneider ist ein häßlicher, kränklicher Mensch, der nie heiter sein konnte und der sie, als sie erst in seiner Gewalt war und er sich in seiner Hoffnung auf Unterstützung von hier getäuscht sah, mißhandelte. Sie ist tot für mich, aber mein Herz blutet um ihretwillen noch heute. — Ich würde Luise weniger noch als du in eine solche Lage bringen mögen, auch ist die ihr von mir zugedachte eine andere. Tetarskoff mag sein wer er will, er hat Erziehung und Vermögen; er ist jünger

als du und allem Anscheine nach gesund. Es fehlt ihm also nichts als ein Name, um der wünschenswerteste Gemahl für alle Welt zu sein. Und auch diesem Übel ist unsäglich leicht abzuhelfen. Er kauft irgendwo eine Herrschaft, an der ein Titel hängt, oder woran ein Titel gehangen wird, und alles ist so gut als es nur sein kann. — Siehst du nun, daß das Verhältnis ein etwas sehr anderes ist?«

»Aber liebt sie ihn denn?«

»Ein solches Muster von Hingabe, wie Luise nach deiner eignen Behauptung ist, wird ihn schon darum lieben, weil sie durch ihn ihre Eltern aus einer Verlegenheit zieht. Warum sollte sie ihn übrigens nicht lieben? Wenigstens wird sie ihn achten können«, fügte sie mit besonderer Betonung hinzu, »und so gut geht es nicht allen Frauen, die sich einbilden ihren Bräutigam zu lieben.«

»Es muß auch nicht Einbildung, sondern Überzeugung sein«, dozierte Hugo in seiner Herzensangst. »Hat Luise von dir nur irgend etwas geerbt, was später zum Vorscheine kommen könnte, so wird sie unglücklich …«

»O Tetarskoff ist ein Mann!«

»Meinethalb! Ich aber verkaufe sie nicht und werde sie warnen.«

»Wag' es, wag' es nur!« rief Cecile, sich nun ihrerseits erhebend. »Du, der die Hehlen dem Verderben überliefert hast, willst mich hindern, wenigstens einem Zweige der Familie Ehre und Besitz zu erhalten? Wärst du ein Mann, so schafftest du Rat, statt wie ein trotziger Knabe mit dem Fuße zu stampfen und hirnlos nein zu sagen. Hundertmal warst du der Verzweiflung nahe und störtest immer wieder dadurch, daß ich deinen widerwärtig alten Leichtsinn sühnen mußte, meine Operationen oder brachtest mich selbst in Verlegenheit. Hundertmal hast du gedroht deinem Leben ein Ende zu machen, aber du hattest den Mut nicht mehr ein Pistol abzuschießen, du rittest nur im Ärger ein kostbares Pferd zu nichte. Muß ich nicht seit mehr als zwölf Jahren Mann im Hause sein, damit nur ein Mann da ist? Früher, weil du ein Wüstling warst, dessen Zeit beim Spiel, bei der Flasche und im Stalle verbraucht wurde, — später, weil die Folgen deiner Lebensweise dich unfähig

machten aufzutreten, wie es sich geziemt hätte. Und jetzt willst du eine Autorität geltend machen, die du auf die kläglichste Weise verloren? Lasse das, wenn du nicht willst, daß die Duldung, die ich bis jetzt geübt, ein Ende nimmt. Unsre Stellung ist eine gewordene, ich hätte sie nicht gemacht, auch wenn ich's gekonnt. Nun ist's zu spät daran zu rütteln! Höre mich an: Ich kam nicht herüber, dich zu fragen, was zu thun sei, ich kam Dir zu sagen, was geschehn wird. Luise wird Tetarskoff heiraten, die Sorge dafür übernehme ich allein, du sagst ihr nicht eine Silbe von dem, was wir besprochen haben … und damit: Gute Nacht!«

Hugo brach unter der Last der Vorwürfe, die er nicht abweisen konnte, und der kategorischen Forderungen, denen er nichts entgegenzustellen wußte, zusammen. So hart, so grausam schonungslos war seine Frau noch nie aufgetreten, so absichtlich hatte sie ihn nie vernichten wollen. »Sie hat recht, ich habe den Mut nicht mehr ein Pistol abzudrücken, sonst thäte ich's jetzt auf sie oder mich!« stöhnte er. Und dann dachte er wieder an sein Kind, an seinen »Engel«, den die eigne Mutter — »ihrer sozialen Stellung« opfern wollte. Und er sollte ihn nicht retten, er durfte nicht. — Dies Delirium, das ihn wahnsinnig machen zu wollen schien, nahm indes den bei so schwachen Naturen einzig möglichen Ausgang. Bis zu einem Entschlusse konnte er sich nicht emporringen, er tröstete sich also mit der Hoffnung, daß die Vorteile, die Cecile in der Person Tetarskoffs vereint fand, vielleicht auch den Ansprüchen seines Kindes genügen würden. Er machte es wie alle, die nicht zu handeln wagen, er — hoffte.

Börne meint, es habe ihn nie etwas so gerührt und erschüttert als Byrons Invektiven gegen Österreich. Denn daß ein Mann, dem der reichste Sprachschatz zu Gebot stand, nach den niedrigsten Fischweiberausdrücken griff, um Laute für seine souveräne Verachtung zu finden, bezeichnet allerdings den Grad seines Abscheus besser als irgend etwas anderes. Der Dichter mußte erst zu der Tiefe hinabsteigen, in der ihm Metternichs Politik von seinem Standpunkte als Mensch und Dichter erschien. Byron

schimpfte, weil er seinen Gegner einer edlen Sprache nicht wert hielt, weil er ihm unfähig schien Würdiges zu würdigen. In dieser Weise aufgefaßt liegt darin nichts anderes als überwiegender Takt und die Anwendung derselben Maxime, die in unsrer sogenannten populären Schreibweise waltet. Man nähert sich dem Niveau dessen, für den man schreibt, um ihm stets verständlich zu bleiben.

Cecile befand sich in ähnlicher Lage und handelte nach gleichen Grundsätzen. Sie sprach mit Hugo, wie sie keinem anderen Manne begegnet wäre. Es war kein Vorwurf mehr, es war eine Last kompensierter Vorwürfe, die weder Rechtfertigung noch Entschuldigung zuließen. Sie griff ihn nicht mehr an, sie schüttelte ihn mit Verachtung ab, und seine Schwäche gab ihr ein Recht dazu. Würde die Frage aufgeworfen, was schlimmer sei, ein verworfenes Weib für den Mann oder ein erbärmlicher Mann für das Weib, so wären wir fast geneigt, das erstere für das kleinere Übel zu halten, denn zuletzt trägt der Mann doch fast immer die Schuld und verdient darum nichts Besseres. Das Weib hat die Fähigkeit gut oder schlecht zu sein entschieden in höherem Maße als der Mann, aber es produziert seiner ganzen Organisation nach nicht unvermittelt, und die Vermittelung, die zunächst in der Hand des Mannes ist, bleibt also die leitende Kraft. Entwickelung ohne allen äußeren Einfluß, wenn sich eine solche denken ließe, müßte zwar immer »Originale« liefern, aber sie würden unfähig sein das Leben zu tragen. Der Einfluß der Außenwelt macht sich stets, wo nicht bildend, sicher verbildend geltend; er ist ein negativer, wenn er nicht positiv sein kann. Wesen, die das Geschick zu einer ihnen selbst so gut als fremden Gestalt gemacht hat, können nicht gegen das an, was sie geworden, aber in unbelauschten Stunden ergreift auch sie eine unbegrenzte Sehnsucht nach den verlorenen Hoffnungen, die einst wie tausend Knospen ihr Inneres mit ahnungsvollem Dufte erfüllt. Der Duft ist verweht, die Blüten vertrocknet: auch das Heu hat Aroma, aber das Aroma des Heues ist Leichengeruch. Niemand kann sich diesem Einflusse entziehn, die Phantasie baut mit geschäftiger Hand den Zauberpalast in bunten,

glühenden Farben auf, den Palast, der stehen und glückliche Menschen beherbergen könnte, — aber höhnende Kobolde schielen aus den Fenstern, — ein Hauch der Gegenwart, ein Schlag, ein Sturz, und das Gebäude liegt in Trümmern, zwischen denen wir umsonst umher irren, das verlorne Glück zu suchen. Es liegt verschüttet, und wenn wir danach wühlen, stören wir nur eine züngelnde, zischende Natter auf, vielleicht die Hüterin unsres begrabnen Glückes. — Dort liegt ein Säulenstumpf, setzt euch nieder und weint, wenn ihr noch Thränen habt!

Cecile konnte in solcher Stunde weinen, aber es wäre schwer gewesen einen Namen für ihre Thränen zu finden. — Als sie Hugo verlassen hatte, fragte sie noch, ob Luise schon zur Ruhe sei, dann entließ sie ihre Kammerfrau, rückte einen Sessel an das offne Fenster und träumte, sann und weinte in die Nacht hinaus. Sie dachte auch an — Clarisse.

Die Kammerfrau hatte ihre Frage in Bezug auf Luise mit ja beantwortet, ohne nachgesehn und sich überzeugt zu haben. Sie irrte, Luise war noch wach.

Ihre Zimmer lagen in dem Flügel, der Hugos Wohnung mit der seiner Gemahlin verband, aber eine Etage höher als diese. Nebenan war eine Stube, die früher Clarisse bewohnt hatte, noch in demselben Zustande, in welchem sie der Flüchtling verlassen. Luise war noch wach und hatte sogar Besuch.

Als sie und ihre Schwester Kinder waren, hatte die Gräfin nicht nur erlaubt, sondern sogar gewünscht, daß die wenig älteren Töchter ihres Amtmannes in das Schloß kamen und die Spiele und Unterrichtsstunden ihrer Kinder teilten. Später hatte sie den intimen Verkehr, der sich hieraus natürlich entspann, nicht mehr gutgeheißen; die Mädchen wurden nicht eingeladen, und Luise ging nur hinüber, wenn sie es thun konnte, ohne daß ihre Mutter darum wußte. Und sie ging gern zu Else und Käthchen, wie die Amtmannstöchter hießen. Nicht allein, weil diese mit großer Herzlichkeit an ihr hingen und entschieden mehr echtes Gefühl für sie hatten als ihre Salonbekannten, sondern noch aus einem

anderen, geheimnisvollen Grunde, den Cecile nicht ahnen durfte, und von dem sie in der That keine Ahnung hatte, da ihr die Zahl der Besuche Luisens nicht bekannt war. — Richard Heeren war von vornherein von seiten der Gräfin so schnöde empfangen worden, daß ihn anfangs nur der entschiedne Befehl Tetarskoffs und die Nähe Craws bestimmen konnten im Hause zu bleiben. Man hatte ihm den Aufenthalt in Hehlenried so unangenehm als möglich zu machen gesucht. Ein kleines Gemach, ein Reitknecht, direkt aus dem Stalle, als Bedienung, den Tisch als quasi Pension im Hause des Amtmanns und mehr dergleichen Plackereien waren ihm zugemutet worden, und die Gräfin war bitterböse, als dieser »Mensch« erklärte, er würde so lang' bei Craw in Sauseneck bleiben, bis ihm eine passende Wohnung für sich und den Diener, für den er selbst sorgte, sowie für sein Reitpferd eine besondere Ecke im Stalle des Grafen hergerichtet worden. Er bestand auf seinem ihm garantierten Rechte, und man mußte sich fügen, obgleich die Gräfin ihn seiner Forderungen wegen für anmaßend hielt und in ihrer vorgefaßten üblen Meinung dadurch noch bestärkt ward. Er speiste in seinem Zimmer, und sein Pferd bekam einen Platz. Nur in die gräfliche Familie, in die Schloßgesellschaft konnte er nicht dringen, obgleich Craw den Versuch machte, ihn unter der Firma eines Gesellschafters des Grafen einzuschmuggeln. Das letztere Amt verwaltete er in der That von Zeit zu Zeit, d. h. er spielte Schach mit dem Einsamen, der oft an seinen Sessel gefesselt war, während sich um seine Frau der Glanz einer Gesellschaft ausbreitete. Heeren war nicht gewöhnt, in seinem Verkehre beschränkt zu sein, und hatte das Bedürfnis, mit Menschen in größerer Zahl in Berührung zu stehn. Die halbunterrichteten, gutmütigen, aber mehr als einfachen Amtmannstöchter genügten ihm nicht, und die Familie überhaupt trat ihm nur dadurch nahe, daß sie ihn seiner momentanen Stellung wegen gewissermaßen wie ihresgleichen behandelte und seine höhere Bildung nur wie eine angenehme Zugabe betrachtete. Die Mädchen, zumal Else, vertraten Schwesternstelle bei ihm und sorgten für die Befriedigung all der kleinen Bedürfnisse, die

durchaus weibliche Hände erfordern. Er gab ihnen dafür manche Stunde preis, machte sie mit den besten Werken der Litteratur bekannt, las ihnen vor, erzählte von seinen Reisen, wußte dem kleinsten Feste einen geputzten Anstrich zu geben, kurz, er war bald das Ideal eines Menschen für den kleinen stillen Kreis geworden, in dem ihn der Zufall heimisch gemacht. Daß sie seine Stellung nach der ihrigen maßen, gab ihnen Mut und erhielt das Verhältnis frisch; die Mädchen glaubten den Abstand zwischen dem Sekretär und der »Komtesse« so groß, daß sie ihr unbefangen den Anteil, den sie an ihm nahmen, vertrauten und seines Lobes überströmten. Dadurch wurde Luise auf den schönen Mann, gegen den sie vorher nicht weniger eingenommen war als ihre Mutter, aufmerksam, und mit ihrem feineren Takte fühlte sie schon nach dem ersten Zusammensein, daß er den Herrn ihrer gewöhnlichen Umgebung nicht bloß gewachsen, sondern überlegen war. Sie faßte ihn anders auf als ihre Gespielinnen und behandelte ihn anders. Andrerseits kam durch ihre Gegenwart neues Leben in ihn; seine Kenntnisse, die Lebensbilder, die er gesammelt, fanden nun einen passenden Hintergrund, die Anziehungskraft wirkte, und ehe noch irgend eine Silbe die gegenseitige Neigung verraten hatte, war das Band zwischen Luise und Heeren schon geknüpft. Sie waren verwandte Geister, die Milde beider Charaktere machte die Näherung leicht, gemeinsamer Geschmack, den die Lektüre bald verriet, zog den Knoten fester, und der Gedankenaustausch, das Besprechen des Gelesenen, zeigte jedem in dem anderen seine Ergänzung. Jenes Oszillieren, jenes Schweben zwischen Schmerz und Lust, Spannung und Abspannung, das immer einer neuen Gestaltung, einem Schritte weiter in der Organisation vorhergeht, bemächtigte sich auch ihrer. Heeren hätte nicht zu hoffen gewagt, wenn ihn Craw nicht ermutigt und angestachelt, ohne den Zauber je durch ein bestimmtes Wort zu stören; Luise dagegen gab sich dem Eindrucke, der ihr wohlthat, mit all ihrer Weichheit und Kindlichkeit hin. Sie schwamm, sie schwebte, und er vergötterte sie. Es war eine romantische Liebschaft, ein Kinderspiel, wie es Craw nannte, dies Verhältnis

zwischen Luise und Heeren. Luise fürchtete nur ab und zu, daß sie einen andern Mann heiraten müsse; daß sie Richard allem Anscheine nach nicht heiraten dürfe, machte ihr keine Sorge, — weiter ging ihre Rechenkunst nicht. Die Amtmannstöchter bemerkten mit Schrecken, daß unter ihren Augen sich ein Gefühl entwickelte, das um so verderblicher zu werden drohte, als allerwahrscheinlichst auch die Stellung ihres Vaters dadurch gefährdet war. Man konnte ihn für den Hehler, für den Vermittler halten, — und die Gräfin, die auf ähnliche Weise schon eine Tochter verloren hatte, hätte das nie verziehen. Die Mädchen teilten ihre Bemerkungen, vielleicht nicht bloß aus der oben angedeuteten Rücksicht, ihren Eltern mit, und die ehrlichen Leute, so sehr sie Heeren vertrauten, schienen doch die Verpflichtung zu fühlen, den »Sekretär« in seine Grenzen zu weisen. Gefiel eine ihrer eignen Töchter dem Herrn, der gewiß nicht von seinem Gehalte allein lebte, so hätten sie im Notfalle auch eine Entführung gestattet, aber Luise war ihnen zu teuer, als daß sie nicht alle Aufmerksamkeit darauf gerichtet hätten, schädlichen Einfluß abzuwenden. Sie fanden indes keine Gelegenheit mehr als halbe Worte zu sagen. Luise war eines leidenschaftlichen Aufloderns kaum fähig, und Heeren ging nie darauf aus, diese Fähigkeit auf die Probe zu stellen. Sie wuchsen ohne Kampf ineinander und waren nur noch gewaltsam zu trennen. — So hatten sich die Dinge hinter dem Rücken Ceciles gestaltet. Sie erklärte sich die Anhänglichkeit Richards an die Amtmannsfamilie falsch, die »dicke Else« war nicht die Veranlassung seiner häufigen Besuche.

Dies Mädchen aber war es, das noch so spät zu Luise gekommen. Die Kerzen im Salon waren erloschen, das Schlafzimmer der Gräfin dunkel, die Passage also frei. Und die Nachricht, die es mitzuteilen galt, litt keinen Aufschub. Ihr Vater war in der Stadt gewesen und dort zufällig mit einem alten Bekannten zusammengetroffen, der weit her kam. Er hatte eine schnelle Reise gemacht, da er einen Extrazug benutzen konnte, den der Beschreibung nach — Tetarskoff bestellt. Der Amtmann erzählte, daß dieser Herr im Augenblicke als

Gast in Hehlenried verweile, und diese Notiz vermittelte eine neue Ideenassociation, der Fremde legte nun auf Umstände, die er kaum beachtet hatte, größeres Gewicht, entsann sich abgerißner Gespräche, die er gehört, und das Resultat der Kombinationen war endlich: — Daß Tetarskoff eine Konferenz mit einem jungen, äußerst heftigen Manne gehabt habe, dessen Frau wahrscheinlich — Clarisse Hehlen sei. Der Freund des Amtmanns hatte sie früher nur flüchtig gesehn, und es bedurfte der Verbindung Tetarskoffs mit Hehlenried, die Erinnerung aufzufrischen. Die Beschreibung Schneiders, die der Amtmann gab, paßte auch ungefähr auf den jungen Hitzkopf, den weder die Vorstellungen Tetarskoffs noch die Bitten der Dame hatten beruhigen können. Nahm man die Identität der Personen für gewiß an, wie die beiden Herrn bei ihrer Flasche Würzburger gethan, so öffnete sich ein neues Feld von Vermutungen, in dem sie sich nicht so leicht zurechtfinden konnten, obgleich der Amtmann mit der neueren Chronik der Familie Hehlen vertraut genug war. In der That hatte er nur während der Zeit der Verpachtungen in anderen Diensten gestanden und war sogleich wieder in seine alte Stellung getreten, als die Gräfin ihre Güter zurücknahm. Er wußte natürlich auch von Tetarskoffs Forderungen, und soweit er seine Diskretion in dieser Beziehung getrieben hatte, solang' die Gefahr der Zahlungsunfähigkeit nicht unvermeidlich schien, jetzt, am Vorabende der Entscheidung, entlockte ihm der Kummer doch wenigstens seiner Familie gegenüber das große Geheimnis. Er deckte es am selben Abend, an dem er seine halben Nachrichten über Clarisse und Schneider brachte, in seiner Bewegung so vollständig auf, als er konnte, und machte die Seinigen nicht wenig bestürzt. Else schlich fort, sie nahm sich zwar vor, nur von Clarisse zu erzählen, aber sie konnte nicht schweigen, und Luise wußte bald alles, was Else von der Lage der Dinge gehört und erraten hatte.

Erst war sie ungläubig. Vor einer Stunde noch war sie Zeugin eines prunkvollen Festes gewesen. Reiches Silbergerät, kostbare Speisen und Weine, Ströme von Licht, eine Schar von Dienern …

War es denn möglich, daß dahinter die Armut lauere? Und ihre Mutter war ganz die große, vornehme Dame, ihr Auge so sicher als je … Es war nicht denkbar! Und doch fiel ihr manches aus dem Gespräche mit Craw, die Geschäftigkeit der Mutter, der Widerwille gegen Heeren, der nun einen Grund fand, das auffallende Zuvorkommen gegen Tetarskoff und eine Menge von Dingen, die sie wenig beachtet hatte, jetzt schwer aufs Herz. Sie weinte, und Else weinte mit ihr.

»Ach, was wird es meiner Mutter schwer fallen arm zu sein!« jammerte das Kind. »Und wenn sie nun meine liebe Clarisse auch arm findet und nicht mehr helfen kann …« Dann versuchte sie sich wieder damit zu trösten, daß ihre Mutter so viel Schmuck, Gemälde und kostbare Gegenstände habe, die sich verkaufen und entbehren ließen. Es war auf diese Weise gewiß noch möglich die Schulden zu tilgen oder doch so zu vermindern, daß sie nicht erdrückend wurden.

Else mußte ihr diese Hoffnung rauben, sie hatte ausdrücklich von unerschwinglichen Summen, von Zahlen, die sie gar nicht nachzusprechen wagte, so kolossal schienen sie ihr, reden hören. Es ließ sich nichts loskaufen, Hehlenried, das Schloß, der Park, aller Grund und Boden, das ganze Vermögen war verpfändet und verloren. Sie zählte das auf, wie Kinder thun, die sich Schmerz und Freude zergliedern müssen, um sie begreifen zu können; wie Kinder, die jedes Stück einzeln begrüßen und jedem einzeln Lebewohl sagen.

»Und Herr Tetarskoff ist es, der uns alles nehmen wird!« fragte Luise endlich wieder lebhaft. »Dann ist doch noch Hoffnung für meine Eltern. Er fixiert mich immer mit so großer Teilnahme und so herzlich freundlichen Augen, daß ich mich fürchten würde, wenn er nicht so alt wäre. Er hat häßliche Augen und sieht alle Menschen kalt, Baron Craw, wenn er mit mir spricht, sogar finster an, nur mir gegenüber wird sein Blick weich, manchmal auch wehmütig und traurig. Mir wird er nicht wehthun wollen. Noch gestern, als er sich bei mir empfahl, blieb er so lang' vor mir stehn, als käme er nicht

fort, als müsse er mir erst noch etwas Liebes sagen.«

Else meinte, daß in der That von dieser Seite Rettung kommen könne, aber — durch eine Heirat Luisens mit Tetarskoff. Sie schloß wie die anderen.

Luise lachte aus ihrer Betrübnis hell auf. »Bah! Welche Tollheit! Er ist mindestens so alt als Papa und denkt nicht daran, mich oder irgend jemand zu heiraten. Ein Mann wie er — und ich! Das ist eine lächerliche Idee!«

Else that sich ein wenig auf ihre drei Jahre ältere Lebenserfahrung zu gut und zählte in kürzester Zeit ein Dutzend ähnlicher Verbindungen auf, die niemand lächerlich fand. In ihrem Eifer bemerkte sie gar nicht, daß sie Luise eine furchtbare Aussicht eröffne, und hielt für notwendig, die Nützlichkeit eines solchen Verhältnisses noch durch die weise Notiz zu begründen, daß man Summen, von denen der hundertste Teil ein Vermögen sei, nicht opfern könne, um einem Mädchen nicht weh zu thun, möge man auch noch so reich sein.

Luise lachte dennoch, obgleich nicht mehr so herzlich, und es bedurfte großer Beteuerungen, sie zu überzeugen, daß der Einfall mehr als eine häßliche Neckerei sein solle. Daran hatte sie nicht gedacht, das lag ihr außer dem Bereiche der Möglichkeit, so verstand sie auch Tetarskoffs Bemühungen und Blicke nicht. — Es ist ein Unterschied zwischen den Äußerungen einer Neigung, deren Ziel eine Vernichtung aller Fremdartigkeit ist, und denen, die sich bei aller Innigkeit in bescheidner Ferne halten wollen. Frauen fühlen diesen Unterschied instinktiv und unabweisbar, — vorausgesetzt, daß nicht ein eignes mächtiges Gefühl ihren Blick verdunkelt. Während sie im ersten Falle nach ihrer Neigung handeln und sofort abweisend oder aufmunternd, aber immer thätig auftreten, dulden sie im anderen unbefangen und mit jener reifenden Lieblichkeit, die erst in gewissem Alter zur Koketterie hinüber neigt, alles, was man ihnen bietet, und haben für alles einen ihrer tiefen, kindlichen Dankblicke. — Luise hatte vom ersten Zusammentreffen an Tetarskoffs Benehmen so gefaßt, jene Szene im

Parke hatte einen unauslöschlichen Eindruck zurück gelassen und sie ebensosehr für Tetarskoff als diesen für sie gewonnen. Von der widerwärtigen Macht des Geldes und der Unmöglichkeit einer Bitte nachzugeben, sobald Geldinteressen dadurch gefährdet werden konnten, hatte sie nur schwache Begriffe. Sie fürchtete das nicht einmal, was Else für den letzten Rettungsweg hielt, sie fürchtete nicht einmal, was diese hoffte. — Else sprach vergebens und kam zuletzt in den leisen Verdacht, nicht ohne Seiteninteresse zu sein.

Als Luise endlich allein blieb und in schlaftrunkener Abspannung vorüberrollen ließ, was ihr der Tag gebracht, kam ihr der ganze Wirbel zuletzt doch nur vor wie eine Introduktion, wie ein wirres Tonstück voller Übergänge, das die Einleitung bilden mußte zu einer neuen Weise, von der sie sich — Freude versprach.

Die Schwester war näher als sie geahnt. Das liebe, launige Bild mit seiner wilden Lebendigkeit und den schönen großen Augen, die immer wieder versöhnten, wenn die Neckerei, die Ausgelassenheit und der Humor ihrer Herrin Verdruß oder Unordnung gemacht hatten, tauchte wieder empor und sang seine lustigtraurigen Weisen, so daß Luise hätte die Arme ausbreiten und das liebe Gesicht küssen mögen. Clarisse war ein Kobold, aber ein liebenswürdiger. Sie hatte seit je gethan, was man ihr verboten, und doch immer jede Strafe für sich und ihre Gespielinnen unmöglich zu machen gewußt. Der Gedanke an sie war in dem Traumgewimmel Luisens wie eine eigentümliche, hundertfach variierte, aber immer wieder zu erkennende Melodie, die allenthalben hervorbrach. Tetarskoff gab den drohenden, finstern Baß an, der die Soprantöne niederdonnern zu wollen schien, den sie sich aber doch nicht als Mißlaut denken konnte. Alles Scharfe ging von Schneider aus, welcher Baß und Sopran, Tetarskoff und Clarisse, umspannte und zwischen beiden ein Netz von häßlichen Läufern wob. Was hatte Tetarskoff mit diesen beiden zu thun, woher kannte er Clarisse und Schneider. Diese Frage beschäftigte sie aber nur einen Augenblick, das mechanische Traumkonzert spielte weiter, die Tonwogen warfen sich brandend auf Cecile und Hugo, auf Hehlenried, das wie

die Dekoration eines Melodrams den Hintergrund bildete und den Augen verständlich machen mußte, was dem Gehör entging. Die Töne waren Personen, Gestalten mit bekannten Zügen, sie klangen und handelten zugleich. Es war, als ob das Schloß zusammenstürzte: — die Introduktion schloß mit einer mächtigen Kadenz …

Und die liebliche Weise, von der die Ahnung, die Sehnsucht der Träumerin geflüstert, begann ihren Reigen. Es war ein Hochzeitsreigen, schöner noch als Mendelssohns Marsch im Sommernachtstraum — — — Hehlenried war untergegangen, Luise nicht mehr zu vornehm für Richard. — Sie weinte schlummernd. Auch ihre Thränen hatten keinen Namen.

FÜNFTES KAPITEL.

FAMILIENKRAM UND EIN FARBENREIBER.

Die Romantik in der Pflanzenwelt ist in den Ebnen heimisch, die Klassizität auf den Bergen; jene wohnt in heißen Erdstrichen, diese in gemäßigten; jene fordert Schatten, Moore, vegetabil-fossilen Untergrund und Massen von Feuchtigkeit, diese: Sonne, Felsenboden und nur mäßige Befeuchtung. Die Romantik wird vorzugsweise repräsentiert durch die Tropengewächse, zumal durch die Orchideen, die mit ihren bizarren, wahrhaft romantischen Formen, ihren Blüten mit Schmetterlingsflügeln, Palpen und Spinnenbeinen alles Übergangsspiel, alles Ineinanderschillern der Naturreiche in sich vereinen. Die Cattleyen, Gangoren und Oncidien erinnern stets an jene phantastischen Gebilde, jene Zaubermetamorphosen der Märchenwelt, es ist, als ob uns die Natur necken und Abenteuer dichten wollte. Eine Farbe erscheint immer als zu karg, es ist eine Verschwendung in den Farbstoffen wie im Geschnitzel der Gestalt, daß man glauben möchte, es habe gegolten, alle Möglichkeiten zu erschöpfen und mit dem Unmöglichen zu kokettieren. — Bergpflanzen zeichnen sich durch ihren gedrungenen Bau, durch die Einheit und Regelmäßigkeit ihrer Blütenform und durch den markigen, kernhaften Wuchs ihrer Stauden aus. Man kann die Ränder ihrer Kronblätter fast immer in einen Kreis schließen, dessen Mittelpunkt die Staubwege andeuten. Ihre Starrheit hat nichts Verletzendes, denn es ist nicht hart; ihre Eintönigkeit nichts Langweiliges, denn es trägt das Gepräge der Vollendung. — Höher hinauf, auf unwirtsamen Höhen, stockt die Vegetation, krankt und verkümmert, gipfelt sich in

Verwitterungsgewächsen, Flechten und Moosen zu und erfriert endlich in Eis und Schnee. Die Kryptogamen sind weder romantisch noch klassisch, weder Spiel noch Ernst, weder wahnsinnig noch edel, sie sind ein Schlummerlied, aber ein geschriebenes, ein Lied ohne Singweise, ohne Jubel und Schmerz.

Die Gesellschaft gibt hier wie immer das Spiegelbild der Natur. Die Flächen der Romantik mit ihren mysteriösen Schatten, ihrer Tropenhitze, ihrer Leidenschaft und Farbenpracht liegen in jenen Kreisen, in denen das Niveau ein hergebrachtes, angenommenes ist. Es ist keine Form menschlicher Bildung und Verirrung, die sich dort nicht geltend machte, bis auf die feste, konsolidierte. Allenthalben kann man in jener Region Luftblasen, Wassertropfen, lose Zellgewebe und romantische Spiegelfechtereien, Exzentrizitäten und Zwittergebilde finden. Die zivilisierte Leidenschaft hat alles, was Leben heißt, zu geformter Formlosigkeit ventiliert und geschraubt. — Klassische Charaktere sind in einer andern Sphäre zu suchen. Sie müssen Berge zu ersteigen, an harten Felsenabhängen emporzuklettern und scheinbar dürftige Nahrung haben. Sie darben nicht, denn ein Mehr würde sie verderben, aber sie brauchen wenig und gedeihen nur durch dieses Wenige. Männer ohne jede zweideutige Linie sind immer nur an Orten emporgewachsen, die ihrem Wachstume Hemmnisse boten, sie haben sich nur entwickelt, wo verwirrte romantische Naturen verkümmert wären. — Man verkehrt die Stellung der Gesellschaftsklassen in der Regel gänzlich, indem man die Ebne mit den Güterchausseen und Gunsteisenbahnen für eine Höhe nimmt. Das ist falsch, die sogenannten oberen Schichten bilden die gestreckte Flächenausdehnung, — in den Bergen, auf der Höhe wohnen die Kletterer, die man die unteren Schichten nennt. Sie steigen nicht immer hinauf, aber ihr alltäglichster Verkehr ist schon durch ein Klimmen bedingt. Sie müssen, um nur zu sein, über Klüfte und Spalten weg, von einer Wand zur andern. Ihre Existenz ist ein Kampf, darum ihre Form eine gehärtete, abgeschloßne. — Was die Gesellschaft zugipfelt, ist tot wie in der Natur. In Eis und Moos,

umgeben von Knieholz, wohnen die »Herrscher«. Die Erde würde immer noch bunt und hügelig genug bleiben, wenn man die trostlosen Firnen hinabstürzte und Moräste damit ausfüllte. Es gäbe Kontraste genug, wenn auch nicht so raffinierte, als angesichts der ewigen Eismasse des Montblank Orangen pflücken zu können. In der Gesellschaft pflücken wir noch dazu die Orangen nicht für uns, sondern für die Gletscher. Sie werfen uns dann die Schalen und die Lawinen ins Gesicht. Ob die Menschen von heute dümmer oder gutmütiger sind, bleibt zwar eine Frage, aber jeder kann sie sich selbst beantworten.

Tetarskoff gehörte in die Kategorie der Bergpflanzen; man sah ihm an, daß er sich seinen Weg selbst gehauen habe. Der Kreis, in dem er sich bewegte, war ein fester, und daß er ihn nicht mehr straff einhielt, zeigte nur, daß er zu welken anfange. Die Jahre brechen Naturen, die immer gespannt gearbeitet, ebenso sicher zusammen als solche, die immer genossen. Seine große Zeit war vorüber, oder vielmehr er hatte zu viel Zeit verloren, groß sein zu können, um am Rande seiner Bestrebungen mit der ganzen Kraft aufzutreten. Die Ermüdung hatte ihn überholt, er bot den Ereignissen nicht mehr Stirn und verfolgte seine Zwecke nur noch, weil ihm ein früher entworfner Plan vorschwebte. Er trat nicht frei wollend, sondern gewissermaßen von der Erinnerung gezwungen auf; er trieb nicht vorwärts, sondern wurde getrieben. Er war eben eine welkende Bergpflanze; man sah wohl noch die Umrisse seines Strebens und würde sie haben auffrischen können, wenn neuer Saft in die Blätter gekommen wäre, wenn sie noch einen Frühling gehabt hätten, — aber woher sollte dieser kommen? Der Mann stand allein und abgerissen da, alle jene Wärme, die aus einem Familienleben sproßt und die Glieder eines Hauses froh durchdringt, fehlte ihm gänzlich; er sah aus, als habe er nie eine Familie gehabt.

Am Morgen nach dem Rennen, dem ersten, den er ruhig in Hehlenried zubrachte, denn am Tage vorher war er erst spät in der Nacht heim gekommen, schickte er frühzeitig zu Heeren und ging, da dieser noch nicht zurück war, in den Park. Er strich still, die

Arme auf dem Rücken gekreuzt, durch die Laubgänge, aber er hörte offenbar die Nachtigallen nicht, die aufs neue in den Büschen laut wurden. Jenes rasche Spiel des Ausdrucks seiner Züge, das Heeren für Tücke, Craw für Unsicherheit nahm, zitterte auch jetzt in der Einsamkeit über sein Gesicht. Tiefes Bekümmertsein und dann wieder ein Stolz, ein Gefühl von Freude, das ihn mit einer gewissen Gier um sich blicken und die Schritte beflügeln ließ, wechselten darin ab mit einem Wetterleuchten, das man in der That für Tücke oder Schadenfreude halten konnte. Er durchwanderte den ganzen Park, eilte dann, als er von einem Pavillon einen Blick auf das Dorf geworfen, hinaus und stieg den Hügel hinab. Als er noch im Park, um den Weg zu kürzen, über einen der großen Rasenplätze ging und durch eine Hecke brach, blieb er plötzlich stehn und strich mit der Hand über die Stirn, als käme ihm eine Szene aus der Vergangenheit in Erinnerung, — er sann einen Augenblick nach und lachte dann ironisch. Wollte er im Dorfe ebenfalls ein Bild auffrischen, so war es wohl vergebens. Vielfache Feuersbrünste hatten es in den letzten zehn Jahren heimgesucht und seine Außenseite verändert. Er sah den Leuten, die ihn auf der Dorfstraße ehrerbietig grüßten, neugierig ins Gesicht, schüttelte aber immer wieder den Kopf und nickte zerstreut seinen Gegengruß.

»Immer noch das alte Treiben«, murmelte er. »Man grüßt noch immer den Rock, nicht den Menschen. Und eine Partei schreit, die Welt sei zu sehr demokratisiert, die andere rühmt sich, das Bewußtsein der Gleichheit in das Volk gebracht zu haben. Ekelhafte Furcht und schamlose Lüge, — und das sind die Regenten der Zeit. — Ich hielt mich für einen Pair, aber um es zu beweisen und nicht ins Tollhaus zu kommen, brauchte ich zwanzig Jahre Arbeit und das Bewußtsein Millionär zu sein. Käme ich heute auf denselben Gedanken, ich müßte denselben Weg machen trotz aller Fortschritte und Errungenschaften.«

Im Schlosse fragte er wieder nach Heeren, erhielt aber denselben Bescheid, der ihm vorhin geworden. Der Diener fügte eine Erzählung des beabsichtigten Überfalls bei und sagte, daß Baron

Craw den Sekretär mitgenommen habe, um nicht allein zu sein. Es könne wohl hart hergegangen sein, denn das Pferd, das Graf Wetterheimb geritten, sei erst vor einer Stunde, ohne Reiter und übel zugerichtet, zurück gekommen. — Wir wissen, daß er irrte. Das Pferd hatte Umwege durch Dick und Dünn gemacht und war an seinem Aussehn selbst schuld.

Tetarskoff benutzte die Gelegenheit, sich beiläufig nach den Beziehungen Craws zu Heeren zu erkundigen, und es schien, als hätte er es lieber gehabt, wenn das Verhältnis nicht so eng und das gegenseitige Vertrauen minder groß gewesen wäre. Indes sagte er nichts darüber, sondern trug dem Diener nur auf, Heeren in den Park zu schicken, wenn er käme und nicht zu müde wäre. Das Attentat beunruhigte ihn, und es schwebte auf seinen Lippen, man möge einen Reitknecht auf Kundschaft schicken, der Vorfall mit Wetterheimbs Pferde bot einen passenden Vorwand dafür, aber ein anderer Gedanke verdrängte diesen, er wandte sich um und begann seinen Spaziergang aufs neue.

Es gab einen hübschen Platz im Parke, von der Natur vorbereitet und von der Kunst mit Vorliebe behandelt. Man hatte einen jäh abstürzenden Felsen senkrecht abgesprengt und auf seinen Gipfel in das Buschwerk einen Tempel mit schlanken Säulen gebaut, von dem aus sich ein Blick über den Park weg weit in die Landschaft hinaus öffnete. Dicht darunter, in der Tiefe, waren Blumenparterres angelegt, vor denen, an den Felsen angeschmiegt, eine Steinbank stand.

Der Himmel war rein und nur am Horizonte leicht mit Dunst behaucht, die Baumgruppen mit ihrem weichen, jungen Grün umgab ein rosiger Nimbus, auf einzelnen Zweigen huschten blendende Lichter, gleich kleinen goldenen Vögeln, durch die Blätter, und von unten herauf trug der leise Luftzug, den der Morgen immer mit sich bringt, Duft von den Blumenbeeten. — Tetarskoff beugte sich über das Gitter vor, das die Säulen verband, und sog die parfümierte Kühlung behaglich in die Poren. Er bemerkte unten auf der Steinbank eine Dame, die er zuerst für

Cecile hielt, und wollte sich entfernen; als er aber Luise erkannte, stieg er die Staffeln hinab und schritt auf sie zu.

Das Mädchen saß in seinem rosa Morgenüberrocke, ein weißes Tuch um den Kopf geknüpft, nachdenklich da und zeichnete mit einem Blumenstäbchen Figuren oder Buchstaben in den Sand. Die Träume dieser Nacht hatten sie früh hinausgescheucht, mit dem Schlummer war die frohe Ruhe gegangen, mit dem Erwachen Sorge und Kummer gekommen. Sie hatte nun nicht mehr den Mut, ein gutes Ende, eine heitre Zukunft zu dichten. Ihre Wangen waren bleich, ihre Augen gerötet, und ab und zu preßte sie schmerzlich aufseufzend die Hände an die Brust. — Tetarskoff stand schon vor ihr, als sie ihn erblickte, sie hätte es sonst vielleicht vorgezogen, sich zu entfernen. Nun war es zu spät. Er grüßte, sie sah zu ihm hinauf und sagte statt des Dankes in einer Weise, die ihn fremdartig berührte, indem sie nach den Blumen deutete: »Dies sind meine Blumen, ich habe sie selbst gepflanzt!« Ohne sein erstauntes Gesicht zu beachten, fuhr sie fort: »Wollen Sie mir auch diese kleine Freude nehmen? Werden Sie mir und den Meinen, wenn wir hier fremd sein werden und Hehlenried die Heimat anderer Menschen ist, wenigstens erlauben, mitunter die Büsche, die wir gepflanzt, die Blumen, die wir gepflegt, zu besuchen? Alles, was Sie hier Schönes sehn, ist das Werk meiner Mutter … O, Sie wissen nicht, wie traurig es ist, aus dem, was man selbst geschaffen hat, vertrieben zu werden! Ich fühle es, ich, die ich nur meine Blumen und Rosenbäumchen zu verlassen habe, wie mag es nun erst meiner guten Mutter sein!« Ihre Blicke hingen, während sie sprach, vorwurfsvoll, ja fast feindlich an den seinen, und schwere Thränen rollten dabei über ihre Wangen, ohne daß sie versuchte, sie zu verbergen oder abzutrocknen.

Tetarskoff war auf das peinlichste überrascht. Er wußte nicht, von welcher Seite Luise die Lage der Dinge erfahren. Hatte die Gräfin mit ihr darüber gesprochen, oder Craw, der von Heeren alle Details wissen konnte? Immerhin war der Umstand, daß sie davon wußte, und mehr noch die Art, in der sie urteilte, überaus

unangenehm. Er erschien wie ein Räuber, Cecile wie eine Märtyrerin: Luise faßte nur die Folgen, nicht aber die Ursachen ins Auge. Er setzte sich neben sie, und das Mädchen machte ihm Platz, ohne ihr trauriges Gesicht von ihm abzuwenden. Dann ergriff er Luisens Hand und sah ihr lang' schweigend in die frommen Augen. »Sie hassen mich also?« sagt er endlich ernst, und in seiner Stimme klang ein unsäglicher Schmerz nach.

»Ich hasse Sie nicht, aber warum verderben Sie uns?«

»Wenn nun nicht ich die Schuld trüge, daß das Verderben herein gebrochen, wenn ich im Gegenteil den schon seit Jahren drohenden Sturz aufgehalten, wenn ich Vertrauen genug gehabt, ein durch eigne, mühselige Arbeit erworbnes Vermögen daran zu wagen, die Hehlen auf ihrer Höhe zu halten? Wenn dies Vermögen, das in der That mein Eigentum ist, gefährdet wäre, und ich die Früchte langen Fleißes und alter Folterqualen hinwerfen sollte, nutzlos und danklos? Bin dann nicht ich aus einer Heimat getrieben, in der nicht ein Staub ist, den ich nicht gehegt und gepflegt?«

»Geld ist keine Heimat. Wer kann daran Freude haben? Blumen und Bäume, die man wachsen gesehn, die Luft, die man von frühauf geatmet, das Haus, das man immer bewohnt … wie wollen Sie damit Ihre Goldstücke vergleichen, an denen aller Schmutz klebt, und die aus einer Tasche in die andere wandern?«

Die Dialektik eines Kindes hat Wendungen, auf die der Verstand nichts zu antworten weiß. Tetarskoff mochte Luise nichts sagen, was ihre Achtung gegen die Mutter untergraben konnte, und ohne eine solche weitere Erklärung war es unmöglich, ihr ein Bild von seinen Rechten zu geben. Die naiven Laute des Herzens, mit denen das Mädchen immer wieder seine Freude an den lieben Plätzen schilderte, die es seit seiner ersten Erinnerung gekannt und zu Spielen benutzt, und die rührende Bedeutung, die es dem Schmerze der Mutter beilegte, entwaffneten ihn, er mußte die Verteidigung von der Hand weisen und über sich ergehen lassen, was die liebliche Richterin verhängte. Einen Augenblick dachte er, daß man sie abgeschickt, daß sie eine vorgeschriebne, studierte Rolle

spiele, — und eine Wolke zog sich auf seiner Stirn zusammen. Aber es bedurfte nur eines Blickes auf das holde Wesen, aus dessen Brust die Rede wie ein kristallheller, nie getrübter Strom, wie ein weicher Klagegesang floh, um den Argwohn zu verscheuchen. Er lauschte ihren Worten, sie thaten ihm unsäglich weh und doch wunderbar wohl, es war, als ob sie ihn in einen Zauberkreis bannten, den er zu brechen fürchtete.

»Hier oben, da, sehen Sie hinauf«, fuhr Luise in ihrer Erzählung, die immer lebhafter und wärmer wurde, fort. »Das Gitter am Tempel war noch nicht eingefugt und der Epheu hatte noch nicht den ganzen Felsen bespannt, und konnte sich an nichts festhalten. Unsre Bonne las einen Roman, und wir spielten da oben, Clarisse, Else, Käthchen und ich. Else wollte mich haschen, ich glitt aus, fiel und hätte mich nicht einen Augenblick länger an der Felsenecke halten können, die ich in der Angst gefaßt hatte, denn sie riß mir die Hand blutig. Da ist die Narbe noch …« Sie hielt ihm ihre rechte Hand hin, und er sah in der weichen durchsichtigen Haut deutlich eine lange Naht. »Ich war verloren, wenn nicht Clarisse mit einem lauten Schrei mein Kleid gefaßt und mich hinauf gezogen hätte, ehe noch jemand wußte, was geschah. O, Sie hätten Clarisse sehn sollen … aber Sie kennen meine Schwester ja, Sie haben sie erst vorgestern gesehn …!« rief sie lebhaft, plötzlich wieder an Elses Erzählung erinnert. »Sie kennen sie, o, bringen Sie uns meine liebe Schwester wieder und nehmen Sie Hehlenried und alles! Auch meine Mutter wird mit diesem Tausche zufrieden sein. Die Mutter hat mich lieb, aber Clarisse noch viel mehr, Clarisse ist auch viel, viel besser als ich …«

Ihr Gesicht bebte vor freudiger Erwartung, ihre Augen jubelten, sie preßte Tetarskoffs Hände zwischen den ihrigen zusammen, so daß er mit ihr zugleich die Pantomime des Bittens machen mußte. Sie war wie umgewandelt, das milde, schüchterne Geschöpf zeigte mit einem Schlage Willen und Mut …

»Muß ich denn alles bereuen lernen, was ich je gethan? Bezahle ich jeden Triumph mit tausendfachen Schmerzen?« seufzte

Tetarskoff. »Hoffen Sie mit mir, daß noch alles gut wird, hoffen Sie und vertrauen Sie mir … Mag alles, alles verziehen sein um deinetwillen, du liebes, edles Kind!« sagte er dann mit gebrochener Stimme, zog sie an sich und küßte ihre Stirn wiederholt.

Er eilte fort, um seine Bewegung zu verbergen, und sie blieb in der Stellung, in der er sie verlassen, bewegungslos sitzen.

So fand sie Heeren, der Tetarskoff suchte. Er wagte nicht näher zu kommen, da sie allein war, sondern grüßte nur von fern und fragte, ob sie Tetarskoff gesehn. Sie stand auf, ging ihm entgegen und sagte, daß er sie eben verlassen habe, aber wohl jetzt nicht für Geschäfte zugänglich sei, da er ihr sehr erschüttert geschienen. Richards Gesicht verzog sich. »Dann ist's also vorbei!« rief er.

»Was ist vorbei?« fragte Luise, die nun dicht vor ihm stand.

»Ich habe nichts mehr zu sagen, wenn Herr Tetarskoff hier ein ernstes Zwiegespräch mit Ihnen gehabt«, sagte er mit einer Stimme, die hinter einer gewissen Rauheit seinen Schmerz verbergen sollte.

»Ich kann Sie nicht verstehn, Herr Heeren!« entgegnete sie, und die feine, zierliche Person umgab sich dabei mit einer Würde, die in Richards Augen einen Heiligenschein aufwog.

»O wenn Sie wüßten …« rief er schmerzlich.

»Vor allem möcht' ich wissen, ob Sie etwas von Baron Craw erfahren haben«, sagte sie mit jener kleinen Malice, für die auch die sanfteste Frau einem Manne gegenüber Sinn hat. Oft soll sie nicht necken, sie soll nur eine Verlegenheit verbergen, oder ein Geständnis, das man errät und im Moment nicht zu beantworten weiß, hinausschieben. Man bricht ab, weil man das Kommende wünscht und ersehnt, weil man in der Erwartung schwelgen kann, während jenseits der Gewißheit eines höchsten Versprechens eine neue Kette von Erwartungen beginnt, deren Ende sich nicht mit schmeichelnder Sicherheit voraussetzen läßt. Frauen unterbrechen in solchem Falle eine Rede nur, wenn sie wissen, was gesagt werden soll. »Baron Craw«, fuhr sie fort, »hatte sich gestern mit einigen Herrn veruneinigt, aber ich hoffe, daß die Sache keine weiteren Folgen gehabt. Hörten Sie nichts Näheres?«

»Ich verließ ihn erst vor einer Stunde, vollkommen wohl und mit seinen Gegnern ausgesöhnt, soviel ich weiß«, antwortete er einigermaßen verletzt.

»Warum sehn Sie trüb?« fragte sie. »Ich meine, es müßte Ihnen lieb sein, Ihren Freund in Sicherheit zu wissen.« Und sie sah ihm lauernd ins Gesicht, als wollte sie den Erfolg ihrer Neckerei tropfenweise genießen.

»Ich habe Craw lieb, aber er ist nicht mein höchster Gedanke.«

»Sie sind ja auch ein Dichter, müssen also Höheres denken können als wirkliche Menschen, so poetisch auch Ihr Freund ist.«

Beide wurden rot.

»Es gibt Menschen, die der Dichter nicht schöner denken kann, Wesen, die man lieben und ehren muß«, stammelte Richard.

»Mir fällt eben ein, daß ich Herrn Tetarskoff nach der Platane gehn sah … es ist zehn Uhr geworden, ich muß zu Mama«, sagte Luise hastig, nahm sich aber doch die Zeit, ihre Hand, von der sie vorher schon wie im Spiele den Handschuh abgezogen, Heeren flüchtig hinzureichen, der ebenso flüchtig, aber deshalb nicht weniger warm, seine Lippen darauf preßte.

Er sah ihr nach. »Hab' ich doch nie glauben wollen, daß alle Liebenden blöde und dumm sein müssen, bis ich's an mir selbst erfahre. Wenn Craw uns jetzt gesehn hätte …! Und Tetarskoff! Hat er gesprochen, hat sie ihn abgewiesen? Warum gibt Craw mir nun die Papiere nicht, warum zeigt er sie mir nicht einmal? Er will sie selbst bringen, aber wozu das? Und warum soll ich nun mit einemmal Tetarskoff so schroff und angreifend gegenüber treten? Mich drängt es längst dazu, Craw war es nur, der mich hinderte, der mich noch beschwichtigen wollte, als ich schon wußte, daß Tetarskoff um Luise werbe … Warum gibt er nun das Signal zur Schlacht und reibt sich dabei die Hände, als sei ihm ein Hauptstreich gelungen? — Und Luise, liebt sie mich? Und wenn sie es thut, was wird aus uns in all dem Wirrwarr?« Diese Gedanken bahnten sich ihren Weg durch sein Hirn, während er noch immer mit abgezognem Hute am Eingange der Lichtung stand und dem

Mädchen nachblickte. Luise war heitrer gewesen, als ihm anfangs angemessen schien, weil er selbst keine Veranlassung zum Frohsinn fand, die Art aber, wie sie ihm entschlüpfte, heiterte auch ihn endlich wider Willen auf und er mochte Tetarskoff jetzt nicht begegnen, um wenigstens eine Zeitlang in fröhlicher Aufregung zu bleiben. Er wandte sich und ging in das Schloß zurück, vermied aber absichtlich den Weg, den Luise eingeschlagen.

Die Gräfin hatte mit derselben Unruhe nach ihrer Tochter geschickt, mit der Tetarskoff Heeren verlangte. Man hatte sie gesucht, aber nicht gefunden. Sie kam erst zu ihrer gewöhnlichen Stunde zu ihrer Mutter herab und war erstaunt, diese schon völlig angekleidet zu finden. Man sah die Spuren einer schlaflosen Nacht und eines harten Kampfes in ihrem Gesichte, das sich vergebens bemühte, nichts als liebevollen Ernst zu zeigen. Als sie sich Luisens Antlitz so lebensfreudig wie nie zuvor entgegen leuchten sah, denn in der That schien dem Mädchen erst vor einer Stunde ein Schimmer von Selbstbewußtsein gekommen zu sein, preßte sie ihre Lippen schmerzlich zusammen und zog das Kind, das ihr in gewohnter Weise die Hand küssen wollte, an ihre Brust, küßte seine Augen und glättete sein Haar. — Es gab eine Pause, in der sich Luise mit seligen Thränen an die Mutter schmiegte und eine nie gekannte, langersehnte Lust empfand. Ihre Pulse klopften, ihre Brust flog, es war ihr, als müsse sie alles sagen, alles gestehn.

»Ich habe dich rufen lassen, um ein ernstes Wort mit dir zu reden, liebes Kind«, sagte die Gräfin endlich und wies Luisen einen Platz neben sich an. »Wir Mütter können leider unsre Kinder nicht immer bei uns behalten, sie müssen hinaus, um eigne Familien zu bilden und selbst wieder zu erziehen. Die Söhne, die einmal von vornherein in selbständigen Verkehr mit der Welt treten und zweitens zu solchem Schritte in der Regel erst greifen, wenn sie eine Reihe von prüfenden und bildenden Erfahrungen gemacht haben, handeln am besten unbeschränkt oder doch nur den Rat der Eltern vernehmend. Bei den Töchtern ist es anders. Ihnen fehlt die Menschenkenntnis, ihnen fehlen Erfahrungen, ihnen fehlen endlich

häufig genug die Jahre, die jene beiden ersten Bedingungen können erfüllt scheinen lassen. Sehr junge Mädchen, die immerhin schon heiratsfähig sind und Gelegenheit haben, passende Verbindungen zu schließen, handeln einzig richtig, wenn sie die Wahl ihren Eltern vollständig überlassen. Die in Romanen gepriesene Selbstwahl ist eine Lotterie, ein Hasardspiel. Die Mädchen und ihre Familien treten damit auf eine Brücke, von der sie niemals wissen, wohin sie führt, weil sie ihre Entstehung nicht ruhiger Überlegung, sondern einem vagen Gefühle verdankt. Die Eltern wählen dagegen mit Sicherheit, und die Liebe, die sie für ihre Kinder haben, ist diesen zugleich die sicherste Garantie für ihr Glück und für eine gute Wahl. Ich könnte dir Beispiele, sehr naheliegende Beispiele von Ehen anführen, die von Töchtern, den Warnungen der Mutter zum Trotze, eingegangen worden und die insgesamt unglücklich geendet haben. Ist ein Mann von achtungswertem Charakter da, dessen Stand und Vermögen sowie seine Gemütsart konvenabel erscheinen, und wird er einem Kinde von den Eltern vorgeschlagen, so ist es sträflicher Leichtsinn, wenn es sich gegen ihn sträubt. Selbst körperliche Gebrechen«, fuhr sie mit Anstrengung fort, »werfen kein sonderliches Gewicht in die Wage; auch die schlimmsten, Blindheit und Taubheit, weiß eine verständige Frau in dezenter Weise zum Vorteile zu benutzen, ja sie ist der Liebe ihres Mannes durch das scheinbare Opfer, das sie ihm bringt, nur um so mehr versichert. — Ich würde dir allerdings nur ungern zumuten, dein Liebesamt gleich mit der Stellung als Krankenpflegerin zu beginnen, aber selbst wenn ich’s thäte, würde ich von dir erwarten, daß du meiner Erfahrung blindlings vertrautest und meine Pläne nicht durchkreuztest. Du bist jetzt in dem Alter, daß morgen oder übermorgen ein Mann an uns herankommen und dich für sich verlangen könnte, mir liegt also daran zu wissen, wie du in dieser Beziehung denkst. Wir haben einen Fall in unsrer Familie gehabt, der mir eine Tochter, dir eine Schwester geraubt, bloß weil ich versäumt hatte, ihr früh genug zu sagen, was du jetzt zu überlegen hast. Sie ist uns entrissen, wir trauern um sie, und sie selbst ist nicht glücklich. Ihr Eigensinn hat

gewählt, nicht die Liebe einer Mutter. Willst und wirst du ein gehorsames Kind sein?«

Luise weinte heftig, aber still; sie dachte an die seltsamen Andeutungen Craws und an die Idee der Amtmannstochter. Sie wagte nicht die Frage, die ihr so kategorisch gestellt worden, mit nein zu beantworten und brachte es doch auch nicht über das Herz, sie zu bejahen. Instinktiv griff sie nach der Anspielung auf das Los Clarissens und vermied so für den Augenblick die Antwort gänzlich.

»Weißt du denn auch, daß Clarisse in Deutschland ist, daß sie nicht weit von hier sein muß, daß Herr Tetarskoff sie zu kennen scheint?« Und nun erzählte sie, was sie davon wußte.

Die Gräfin hatte anfangs freudestumm aufgehorcht, als sie aber hörte, auf welchen Kombinationen die ganze Nachricht beruhe, erlosch das Feuer ihrer Augen wieder, sie schüttelte den Kopf und sagte seufzend: »Das ist wohl ein Irrtum, von dort haben wir nichts mehr zu hoffen. Ich habe mich oft so getäuscht und Spuren verfolgt, die nicht ans Ziel führten. Und wie käme Herr Tetarskoff zu Clarisse?«

»Und doch sagte er nicht nein, als ich ihn fragte, ob er sie gesehn.«

»Tetarskoff? Wie kamst du dazu, ihn zu fragen? Wo sprachst du ihn und wenn?«

»O Gott!« rief Luise und sank neben der Mutter auf die Kniee, »du wirst mir zürnen, aber ich konnte nicht anders. Er fand mich am Tempel auf meiner Bank, setzte sich zu mir, und ich machte ihm Vorwürfe darüber, daß er uns von hier vertreiben wolle, denn ich hatte gehört, daß du ihm so verschuldet seist, daß keine Rettung möglich ist, wenn er hart sein will!«

»Und weiter, was sagte er?« fragte Cecile hastig.

»O, er versuchte sich erst zu verteidigen«, rief Luise, glücklich darüber, daß der gefürchtete Zorn nicht gekommen war, »als ich ihm aber von all unsern Lieblingsplätzen erzählte, die wir nun verlassen sollten, stockte er und dann … dann küßte er meine Stirn und versprach, daß … mir zuliebe noch alles gut werden solle.«

» *Dir zuliebe*! Sieh doch!« versuchte die Gräfin zu scherzen. »Und geküßt hat er dich? Du hast am Ende doch auch schon hinter meinem Rücken gewählt! Was meinst du zu Herrn Tetarskoff? Nun, werde nicht rot und erschrick nicht, weil du ertappt bist, ich wüßte dir in der That keinen besseren Mann vorzuschlagen.«

»Du glaubst doch nicht …« brach Luise voller Angst aus.

»Ich glaube nicht, daß du dich so weit vergessen hast, ihm etwas zu versprechen, worüber du nicht zu entscheiden hast; dazu kenne ich dich hinlänglich, mein gutes Kind, aber ich bin überzeugt, daß du die Hand dazu bieten wirst, wenn er dir zuliebe ›alles gut machen will‹. Nicht wahr, das wirst du thun?«

»Aber wie soll ich denn helfen, was soll ich thun?« jammerte das unglückliche Mädchen.

»Du kannst sein Benehmen unmöglich mißverstehn. Er wird um deine Hand anhalten und dann alles wie zwischen Verwandten arrangiert werden. Du hast also neben einem Manne, der dich liebt und verehrt, noch das besondere Verdienst, den alten Besitz deiner Vorfahren, den wir nicht durch unsre Schuld zu verlieren im Begriffe standen, erhalten zu haben. Du mußt sehr gut sein, mein Kind, um so viel Glück zu verdienen.«

Die Wahrheit läßt sich oft so verwenden, daß sie die Dienste der Falschheit leistet. Es war nichts wesentlich Unwahres in dem, was die Gräfin gesagt hatte, und doch war die Spitze von allem, der Schluß, kaum etwas anderes als eine listige Umgarnung der gesunden Sinne, eine Einschläferung gesunder Gefühle. Das grobe Unrecht lag darin, daß Cecile gegen ihre innerste Überzeugung sprach, daß nicht Mutterliebe, sondern ihr schlau durchdachter Plan sie leitete. Sie hatte den Akt selbst getauft; sie opferte ihr Kind ihrer sozialen Stellung. Muß eine Stellung, die zu Unnatürlichkeiten veranlaßt und oft nur durch solche zu halten ist, nicht selbst unnatürlich sein? Wer aber meint, daß derartige Mütter selten sind, der ist fremder in der Gesellschaft als Cicero bei den Eskimo.

Luise war zusammengeknickt, trotz ihrer Hoffnungen drückte sie die Möglichkeit, die ihr hier als gräßliche Gewißheit in Aussicht

gestellt wurde, zu Boden.

Da meldete ein Diener plötzlich Herrn Tetarskoff. Luise zuckte wie von einem elektrischen Schlage getroffen vom Teppich empor und sah ihrer Mutter totenbleich ins Gesicht.

»Du darfst gehn, mein Kind, du siehst zu alteriert aus. Bade dein Gesicht in Orangenwasser! Geh!«

Sie schwankte hinaus. Als sie an Tetarskoff vorüberkam, ließ sie ihn einen Augenblick ihre thränennassen Wangen sehn und faltete mit dem Ausdrucke des heißesten Flehens die Hände. »Machen Sie mich nicht elend!« hauchte sie.

»Vertrauen Sie mir, ich habe mehr Macht als Sie ahnen können!« gab er zurück. »Wehe dem, der Sie kränkt!«

Daß Luise dem Anscheine nach ihren Plan so vortrefflich unterstützte, hatte Ceciles Züge fast ganz aufgehellt. Sie hielt nun, wie sie glaubte, die Zügel, mit denen der Löwe gebändigt werden konnte, und hatte damit den Löwen selbst in der Gewalt. Ihr Gesicht bot wieder ganz das Bild jener unerschütterlichen Ruhe, welche ihre Erscheinung so imposant machte.

Sie kam Tetarskoff einige Schritte entgegen, fragte ihn, ob der gestrige Unfall keine Folgen gehabt, ob der Park von Hehlenried seinen Beifall habe, kurz, eine Menge von Dingen, die ihre völlige Unbefangenheit verriet, und die er nicht anders als verbindlich oder dankend beantworten konnte.

Es war zum erstenmal, daß er die Zimmer der Gräfin betrat; er konnte sich nicht enthalten, einen prüfenden Blick ringsherum zu senden und die tägliche Umgebung der Dame mit Interesse zu mustern. — Von den hundert Arten, sich über den Charakter eines Menschen nach äußeren Merkmalen zu täuschen, ist die Zimmerphysiognomik nicht die schlechteste, und man kann für gewiß annehmen, daß das Temperament, die Neigungen und Wünsche der Menschen sich in der Wahl, der Anordnung, Stellung und Richtung des Hausrates mehr und lebhafter äußern, also auch deutlicher erkennen lassen als durch alle Schädelhügel, die man entdeckt hat und noch entdecken wird. Ihre Feinheiten und

Wolfsgruben hat diese Wissenschaft freilich wie jede andere. Die Arbeitsstube eines Herrn zum Beispiel, die in allen Stücken gradlinichte, triviale Ordnung, rechte Winkel und registergemäße Aufstapelung alles Nutz- und Studienapparates zeigt, läßt für den Bewohner mit unerschütterlicher Gewißheit auf einen Mangel an Einheit, eine Konfusion im Kopfe und die gänzliche Abwesenheit eines leitenden Gedankens schließen. Künstliche Unordnung, deren Absichtlichkeit leicht daraus zu erkennen ist, daß an all den verschobenen übereinander gestürzten Büchern, Kupferstichen und Nippes kein Stäubchen hängt, verrät im Zimmer einer Dame jene Koketterie, die sich nicht mehr auf die Reize des Körpers allein verlassen kann und deshalb eine Schaustellung von Geschmack und Talenten zu Hilfe ruft. Eine Verbindung von Luxus und Eleganz endlich, deren Zweck aber augenscheinlich nur ist eine einheitliche, freundliche Umgebung zu schaffen, die ihr höchstes Ziel, die eigentliche Befriedigung, in der Bequemlichkeit findet, ist ein sicheres Zeichen von dem Attizismus des Besitzers. Auch die massivste Pracht kann an solchem Orte nicht plump erscheinen und stören, denn sie tritt nie ostensibel auf, sondern ist so geschickt verteilt, daß sie allenthalben notwendig erscheint. Ebenmäßig modellierte Kolosse machen durch das Gleichgewicht ihrer Formen nicht einen zermalmenden, sondern angenehmen Eindruck, — und so ist es dort eben auch.[1]

Was der Geschmack aus Möbels, Luxusgegenständen, Kunstsachen und Blumen zwischen vier Wänden zusammensetzen kann, bewies das mäßig große Gemach, in dem Cecile Tetarskoff empfing. Es war ihr Heiligtum. Wenige ihrer gewöhnlichen Gäste konnten sich rühmen, ihren Fuß auf den persischen Teppich dieses Zimmers gesetzt zu haben, wenn Cecile in Hehlenried war. Aber sie sah es nicht ungern, wenn in ihrer Abwesenheit jemand seine Neugierde befriedigte und, wie sie zu sagen pflegte, »mit einem Munde voll Bewunderung« von dannen ging. In der Galerie gab sie das von ihren Schätzen preis, was auch dem Haufen gefiel, für sich aber bewahrte sie jene kleinen, nicht blendenden Kabinettstücke,

deren Reize man nur durch vertrauten Umgang mit ihnen in vollem Maße würdigen lernt. Ihre Raritäten waren nicht mißformige Kuriosa, chinesische Wurzelmännchen und Fratzen aus Chili und Peru, sondern edelgestaltete antike Gerätschaften und Werke der Kunst aus allen Zeiten. Auf einem Tischchen, das in eine Nische paßte, von deren schattigem Hintergrunde sich die Mediceische Venus, in verjüngtem Maßstabe von weißem Marmor ausgeführt, abhob, stand zwischen Arbeiten von oxydiertem Silber und Bronze unter einer Glasglocke die Gruppe der heiligen Cäcilie, die zu schildern wir schon früher Gelegenheit hatten.

Tetarskoff bemerkte sie und wurde von dem Schnitzwerke wie von einem Magneten angezogen. Cecile folgte der Richtung seiner Blicke, und da sie glaubte, die Venus feßle ihn, nannte sie einen Italiener als den Meister der Statue.

»Und dies, von wem ist diese kleine Arbeit?« fragte er mit auffallend bewegter Stimme, indem er nach dem Elfenbein unter der Glocke zeigte. »Wie kommt dies Stück in solche Gesellschaft?«

»Nun, ich meine, daß es sich neben den andern Dingen wohl sehn lassen kann, und es hat sicher nur an dem Willen des Schnitzers gelegen, wenn es ihm nicht gelungen ist, sich neben den besten Künstlern unsrer Tage genannt zu hören und jeder Gesellschaft Ehre zu machen. Er lebte einige Zeit hier im Dorfe, und ich gab mir vergebens Mühe, ihn in eine seinem Talente angemessene Karriere zu lancieren. Unten in der Kapelle sehn sie noch eine Arbeit von ihm, die er zum Teil selbst, zum Teil ein anderer noch seiner Zeichnung ausgeführt hat. Ich weiß leider nicht, was aus ihm geworden ist; er verlor hier seine Frau und schien mir darüber geistig zerrüttet worden zu sein. Diese Frau, wie überhaupt das zu frühe Gründen einer Familie für Männer so oft hindernd ist, trug offenbar die Schuld an seinem Untergange als Künstler. Er mußte ihrethalben erwerben in einer Zeit, die er noch hätte auf seine Bildung verwenden können. Freilich machte er aus der Not eine Tugend und sprach schon damals, vor mehr als zwanzig Jahren, Ansichten aus, die heute durch die Sozialisten laut

gepredigt werden. Bei Hennings, so hieß er, erschien mir diese Geistesrichtung als ein Resultat seines ganzen Seins, ich hörte ihn also ungleich lieber als die Menge von heute, die nur eine Mode mitmacht. Ich hatte lebhaftes Interesse an ihm und beklage noch heute, daß er so spurlos verschwand, wie ich beklage, daß er verheiratet war. Männer können immerhin etwas reif sein, wenn sie eine Frau nehmen … Sind Sie nicht auch dieser Meinung?«

»Ich hätte allen Grund, Ihnen beizupflichten, da Sie mich wohl mindestens für reif gelten lassen, wenn ich nicht grade deshalb fürchten müßte, daß Sie mir nur etwas Angenehmes sagen wollten. Sie würden doch, jenseits der Theorie, falls Sie Ihre Tochter zu vergeben gedächten, einen jüngeren Mann einem älteren vorziehen.«

»Kaum, wenn nicht ganz besondere Gründe mich dazu bestimmten. Es ist meine feste Überzeugung, und sie ist durch meine Lebenserfahrung unerschütterlich geworden, daß ein anfangs fast väterliches Verhältnis des Mannes zur Frau die beste Basis dauernder Übereinstimmung in der Ehe ist. Die Frau verjüngt den Mann, und dieser reift die Frau. Wie die Luft eines Zimmers durch das Öffnen eines Fensters mit der äußeren in Verbindung tritt und sich dann allmählich das richtigste Gleichgewicht zwischen beiden Schichten herausstellt, so ist es mit der Vereinigung zweier Menschen auch. Junge, gleichberechtigte und gleich stürmende Leute bleiben immer nur nebeneinander und können sich darum auch trennen; der Mann, der älter ist als seine Frau, glaubt ihr nie genug dafür danken zu können, daß sie ihm ihre Jugend gegeben, und hält sie darum hoch, sie fühlt sich gehoben und schmiegt sich mit glücklichem Vertrauen an ihn: diese beiden werden Eins.«

»Und ohne alle Klausel wollen Sie diesen eigentümlichen Satz, der den gewöhnlichen Annahmen so schroff widerspricht, aufrecht erhalten?« fragte Tetarskoff, in dem ein neuer Gedanke aufzusteigen schien, nachdenklich und lebhaft zugleich.

»Nur die einzige mache ich, daß der Mann ehrenhaft und gebildet genug ist, ein Weib zu schätzen und es nicht durch

Mißtrauen und Eifersucht in eine falsche Bahn zu reizen. — Die Gewohnheit beherrscht uns ja immer, und eine verständige Hand hat es so leicht die Gewohnheiten eines jungen Mädchens zu regeln. Je jünger die Frau ist, desto leichter gelingt es, ein glückliches Ende herbeizuführen. — Sie meinen, daß mir überall widersprochen wird, aber wer thut es? Romanenschreiber, die das Leben nicht kennen und ewig von dem erzählen, was sein soll. Ideale Zustände lassen sich am Schreibtische ausrechnen, für die Welt der Träume tragen wir einen Kompaß in uns, der ohne Abweichung nach der Natur zeigt und nur in natürlichen Verhältnissen das Begehrenswerte findet, — aber die Gesellschaft ist einmal da, und tritt man mit dem Kompasse in der Brust unter das Treiben der Menschen, so springt die Nadel wild nach allen Richtungen. Es ist überall Natur, aber sie ist nirgend festgehalten und natürlich gelassen. Die Erfahrung in der Gesellschaft beweist meine Behauptung, sobald Sie nur meine Klausel stehn lassen; die Romanenschreiber, die sich die brotlose Aufgabe stellen, die Falten aus dem Gesichte der Welt wegzuglätten, müssen erst alles Bestehende wegleugnen und ganz außergewöhnliche Thatsachen in Konflikt bringen, ehe sie Argumente für ihre Theorien plastisch darstellen können. Lebten wir in romantischen Tagen, thäten die Menschen, was man sie in Romanen thun läßt, so hätte ich unrecht, — jetzt aber habe ich recht.«

Tetarskoff ließ sie reden und folgte ihren Worten mit den Augen fast ebenso aufmerksam als mit den Ohren. Als sie geendet hatte, lauschte er noch eine Zeitlang still, als wolle er den Nachhall, den Widerhall in seinem Inneren vernehmen. Ein Bild, das offenbar freundlich sein mußte, dämmerte in seiner Brust herauf, er konnte sich das Vergnügen nicht versagen, es lang' und innig zu betrachten. Seine Lider sanken herab, aber seine Lippen lächelten und bewegten sich flüsternd. Er sann in wachem Traume vor sich hin, und das erste Wort, das er vernehmlich aussprach, war: »Luise …«

»Sie sahen meine Tochter heute schon!« sagte Cecile und

kleidete ihr Gesicht in ein feines, vieldeutiges Lächeln.

Tetarskoff erschrak und fuhr aus seinen Träumen auf. »O, Luise ist ein reines, liebliches Kind, sie ist wie ein Tautropfen hell und ungetrübt, es hat mich nie ein Wesen so erfrischt wie sie«, sagte er dann.

»Und sonderbar genug, es ist niemand im stande gewesen, dies Kind so mitteilsam zu machen als Sie. Es hielt unglaublich schwer, Luise zum Sprechen zu bewegen, ich glaubte lange Zeit ihre geistige Entwicklung habe der körperlichen nicht das Gleichgewicht gehalten, denn selbst mit mir oder ihrem Vater war sie schweigsam und schien nie recht zu verstehen, wovon die Rede. Nun kommen Sie, und die scheue Person gibt sich Ihnen vom ersten Augenblicke an mit einem Freimut, einer Offenheit, die mich staunen macht. Baron Craw, der Herr der gestern abend die konfuse, händelsüchtige Rede über die Orden hielt, und der mit Ihnen ritt, — ich hatte schon das Vergnügen Sie mit ihm bekannt zu machen, — war so gütig, in den letzten Jahren den Unterricht meiner Tochter zu leiten und besitzt ihr volles Vertrauen, aber ich bin überzeugt, daß er es nie dahin gebracht hat, sie aus ihrer Ruhe zu hetzen. Seit jeher war Luise auffallend schüchtern und schon in ihrer frühsten Jugend jedem fremden Gesichte gram … Sie müssen gesehn haben, wie sehr es uns alle überraschte, als sie am ersten Abend, Sie waren kaum angekommen, schon wagte Ihnen mit einer gewissen Festigkeit zu begegnen, die ganz entschieden zeigte, daß sie Vertrauen zu Ihnen habe. Craw war ebenso erstaunt als ich, und wie gesagt, Baron Craw, ihr Lehrer, ist außer meinem Manne und mir der einzige Mensch, der sich rühmen darf, ihre Anhänglichkeit zu besitzen.«

»Ich meinte, daß ein näheres Verhältnis zwischen ihnen bestände«, sagte Tetarskoff zögernd.

»Nein, das mag ich verbürgen. Craw würde sein Leben für meine Tochter einsetzen, er hat sie lieb, wie ein braver Bruder wohl mitunter seine Schwester lieb hat, aber auch eben nur wie eine Schwester. Er sagt Ihnen das selbst, denn er gehört zu den seltnen

Menschen, die sich für zu gut halten, irgend etwas nicht zu sagen, was sie denken. Craw hat nur Eine Leidenschaft für eine Person, aber diese ist ausgebildet und kristallisiert, — er liebt niemand als Herrn Heeren. Tasten Sie in schlimmer Absicht Luise an, so ist er gewiß im Augenblicke da, Sie zur Rechenschaft zu ziehn; werfen Sie aber Heeren nur einen scheelen Blick zu, so haben Sie sofort die ganze Lauge seiner Satire auszubaden. Zur Frau will er Luise nicht, ich hätte sie ihm sonst gern gegeben; sie paßt nicht für ihn, er ist zu klug, sie zu nehmen. Ich hätte ein Mädchen für ihn gewußt, das seinen Geistessprüngen folgen konnte, aber … Nun, lassen wir das! — Craw hat eine Menge wunderlicher Eigenschaften und fast keine Tugend im üblichen Sinne, aber er ist doch edel bis zur Nagelprobe. Ihm fehlt nichts als eine Frau, die ihn fixiert, die ihm an Humor überlegen ist und ihn darum durch einen Scherz über sich selbst zu bringen vermag. Luise und er, das ist alles, was ich habe: Sie können also denken, wie gern ich aus ihnen ein Paar gebildet hätte, wenn sich's thun ließe. Aber ihn würde sie nicht ergänzen, und sie hat zu viel Scheu vor ihm, als daß sie durch ihn frei werden könnte … Kennen Sie meine Tochter Clarisse, mein verlorenes Kind …?«

Tetarskoff sah ihr sprachlos ins Gesicht.

Sie glaubte seine Bewegung zu verstehn und fuhr fort: »Es ist wahr, Sie können davon nichts wissen. Ich hatte noch eine Tochter, die mir auf schändliche Weise entrissen worden ist. Hätte ich sie jetzt noch bei mir, so würde es mir überaus leicht meine Wohnung irgendwo anders aufzuschlagen, wenn meines Bleibens hier nicht mehr ist. Craw wäre mit mir gezogen, denn er hätte Clarisse haben müssen, für Luise hätte sich vielleicht hier oder drüben ein passender Mann gefunden, Hugo hätte mich entbehren können, ich ihn, ich glaube Amerika würde uns eine glückliche Heimat geboten haben. Ist man mit denen, die man gern hat, aus dem alltäglichen Strudel herausgetreten, so kann es nicht schwer werden, ein neues Leben zu beginnen. Mir wenigstens zeigt der Gedanke nichts, was nicht zu überwältigen ginge.«

»Und daran dachten Sie wirklich?«

»Meinen Sie, daß es so schwer sei eine Buße auszubeuten? Sowie ein Fall eintritt, der mich zwingt irgend eine Stellung zu nehmen, so nehme ich sie. Ich würde mich ja aber selbst quälen, wenn ich nicht ein wenig Freiheit des Geistes, ein wenig Heiterkeit mitbrächte. Ich überrede mich dann, daß ich's selbst nicht anders gewollt, und habe guten Mut. Mein Auswanderungsprojekt ist mir nur darum nicht recht, weil Luise zu zart und in der That auch nicht über Europa hinaus ist. Es müßte sie etwas hinüberziehen, sie müßte jemand zuliebe von hier fort gehen.«

Obgleich sie mehr gesagt hatte, als berechnet war, kam sie doch immer wieder auf ihr Vorhaben zurück und betonte Luise weit mehr, als sie es in Wahrheit fühlte. Sie war der Unterwürfigkeit ihrer Tochter so gewiß, daß sie wenig oder keine Rücksicht genommen hätte, wenn es ihrem Kinde beliebt, irgend eine Sympathie oder Antipathie zu äußern. — Tetarskoff war in der Lage, die rechte Interpretation für ihre Entschlossenheit nur so weit zu finden, als Luise nicht in Rechnung kam, er fand also nur einen Grund mehr die Gräfin zu bewundern, wenn ihm dazu der Gedanke an das liebe, frische Kind noch irgend Zeit ließ. Luise konnte die Verstellung nicht kennen, und daß sie Zutrauen zu ihm gefaßt hatte, lag auf der Hand. Wie groß aber dieses war, erfuhr er erst hier von der Gräfin; war es nun wirklich möglich, daß dies Gefühl einen Charakter habe oder annehmen könne, wie ihn ihre Mutter verteidigte? Ihm war seltsam ums Herz. Sollte er den Plan, den er beim Anblicke Luisens geformt, aufgeben, sollte er selbst noch einmal jung werden? Blühte auch ihm noch eine eigne Zukunft? Warum ging denn Luise vor ihm auf, warum klammerte sie sich unbefangen an ihn? Unwillkürlich warf er einen Blick in den Kaminspiegel, um dort Aufschluß für das Rätsel, Antwort auf seine Frage zu erhalten. Der Anblick seines durchfurchten Gesichtes erschreckte ihn erst, dann faßte er sich zwar wieder, aber er fühlte zu lebhaft, daß es ihm nicht mehr zieme, jugendlich rasch zu sein, als daß er gesprochen hätte ohne zu prüfen, wo jedes Wort eine

unwiderrufliche That war.

»Ist Gräfin Luise stets in Ihrer Nähe?« fragte er. Aber indem er das Wort »Gräfin« aussprach, zuckte sein Gesicht, diesmal wie von einem überaus peinlichen Gedanken berührt. Die Abspannung folgte der Spannung auf dem Fuße, hätte er jetzt in den Spiegel gesehn, so hätte er mehr Grund gehabt, sich zu entsetzen als vorhin, denn um seine Lippen lagerte wieder sein stereotypes Hohnlächeln, das um so abschreckender aussah, als es jetzt ihm selbst zu gelten schien.

»Ich lasse meiner Tochter gern alle Freiheit. Das ist ja das Schöne am Landleben, daß wir uns jeden Augenblick frische Luft und gesunde Kühle holen können. Sie war sehr schwächlich, viele Bewegung, Luftbäder und das Arom des Parkes haben aus ihr gemacht, was sie ist. Aus Gewohnheit und Liebe zum Freien ist sie denn auch fast den ganzen Tag im Park zu finden, ich mußte sogar Stunden festsetzen, zu denen sie sich bei mir einzufinden hat, sonst bliebe sie den ganzen Tag draußen. Die Bank unter dem Tempel, wo sie heute mit Ihnen zusammentraf, wie sie mir sagte, ist ihr Lieblingsplatz.«

War das eine Weisung für Tetarskoff, oder wie sollte er es verstehn? Sein Gesicht hellte sich wieder auf, er wußte nun wenigstens, wo er Luise finden konnte.

»Sie sagen, daß an Ihrer Tochter mein Einfluß wirksam sei, und ich fühle, daß sie einen unerklärbaren Eindruck auf mich gemacht hat; ich will sehn, daß ich sie wieder in ihrer Einsamkeit überrasche, vielleicht enträtselt sich mir bei häufigerem Verkehre der Zauber, wenn ich ihn auch um alle Welt nicht bannen möchte.«

Er sagte das, um aus Ceciles Instruktionen, — denn sie gab Luise deren gewiß, und er konnte sie ebenso gewiß aus dem Benehmen des Mädchens erraten, — heraus zu spüren, ob und wie sie ihn verstanden, und wie sich ihre »zufällig« ausgesprochene Theorie zur Praxis verhalte. Ihm war trotz alledem wirr und jung, man hatte sich seiner bemächtigt, ehe er etwas dagegen thun konnte. An eine Absicht in alledem, was die Gräfin gesagt, dachte er nicht, im Gegenteile hoffte er günstigen Falls das, was die Gräfin ihrerseits

für eine Schlinge ansah, als Waffe gegen sie brauchen zu können. Im Augenblicke wußte weder sie noch er recht, wer in des anderen Hand sei.

Da er jene Worte im Aufstehen gesprochen, erhob sich Cecile gleichfalls und entließ ihn mit dem Vorgefühle eines Triumphes, von dem sie nur bedauerte, daß er gar so leicht errungen worden. — Was Tetarskoff anbelangt, so wäre es schwer gewesen, einen Namen für seine Gemütsstimmung zu finden. Diese eine Stunde hatte zugleich einen Schleier um seine Augen gebunden und neue Aussichten eröffnet. Die Vergangenheit, mit der er bisher allein korrespondiert zu haben schien, war versunken und verwischt, an der Stelle der Feuerzeichen, die den Untergang einer Sonne verkündeten, und die jene unauslöschlichen Furchen in seine Stirn gebrannt haben mochten, war tiefe Grabesnacht getreten, aber gegenüber kam ein Lichtschein herauf wie die Dämmerung einer neuen Zeit. Er schritt durch die Gänge hin, gesenkten Hauptes, demütig und gedrückt fast, und doch löste sich ein Panzerring nach dem andern von seinem Herzen ab, die ungeahnte Glut schmolz das Eisen heraus, und er hätte jubeln können.

»Bin ich denn ein Kind geworden?« murmelte er. »Kam ich mit dem Schwerte der Rache hierher, um mich für ein Myrtenkränzchen kaufen zu lassen? — Darf ich's annehmen, selbst wenn es mir geboten wird? Gertrud, Clarisse, Cecile, Gutes und Böses, was ich euch gethan, gleicht Luise das alles aus? Versöhnt sie auch, was gesündigt worden, ehe wir waren? Luise, Luise …!« rief er dann, »ich bin wahrhaftig ein Kind!«

»Bewahre der Himmel!« sagte eine Stimme neben ihm, »Sie sind alt genug, um nicht mehr auf dem Korridor eines alten Hauses Mädchennamen auszurufen wie man Pickelheringe und Flunder ausschreit. Die Mädchen im allgemeinen, und Luise Hehlen insbesondere brauchen und sollen nicht feilgeboten werden, lieber Herr Tetarskoff, das können Sie im Pater Abraham a Sancta Clara nachlesen, wenn Sie nicht lieber in ein anderes Buch sehn wollen.«

Der Redende war Craw, der Tetarskoff in dessen Vorzimmer

erwartet, bei der Näherung seiner Schritte die Thüre geöffnet und seine Ausrufe gehört hatte.

Der Angeredete sah ihn mit großen Augen an.

»Kommen Sie nur erst hinein!« sagte Craw und führte ihn in den Salon. »Nein, mein alter Herr«, fuhr er fort, »Sie sind kein Kind, wenigstens thäte es mir sehr leid, wenn Sie die Unterscheidungsjahre noch nicht erreicht hätten und darum auch nicht wüßten, was ein Schurkenstreich ist.«

»Mein Herr …!« sagte Tetarskoff.

»Mäßigen Sie sich! Es gibt eine viel leichtere Art, mir zu beweisen, daß Sie kein Kind, kein Narr und kein Schurke sind, eine viel leichtere als alle Exklamationen in der Welt, zumal die Natur Sie mindestens sechs Zoll zu kurz geschaffen hat, wenn Sie ein veritables Ausrufungszeichen sein sollten. — Es handelt sich übrigens hierbei weder um Sie speziell, noch um mich. Beantworten Sie mir einfach die Frage: Was haben Sie mit Luise Hehlen vor? … O, Sie wollen nach meinem Rechte fragen? Als wenn Männer wie ich überhaupt kategorische Fragen stellten, wenn sie nicht dazu berechtigt sind!«

Tetarskoff biß die Zähne übereinander. Der Augenblick war für ihn übel gewählt, er war ohnehin in größter Aufregung und durch Craws Sprache noch dazu dermaßen gereizt, daß er seine Sinne kaum beherrschen konnte. Eine Heftigkeit ohnegleichen flammte in ihm auf, seine Fäuste ballten sich zusammen, sein Gesicht ward fahl, und seine Augen unterliefen mit Blut.

»Wer sind Sie?« rief er wütend, »daß Sie es wagen, mir auf diese Weise nahe zu treten, was kümmert Sie mein Vorhaben? Sind Sie mein oder Luisens Vormund? Was wollten Sie dagegen haben, wenn ich das Mädchen zu meiner Braut, zu meiner Frau machte? Sie werden mir Rechenschaft geben, Herr, für die Frechheit, mit der Sie es wagen, in einem fremden Hause, in meinem Zimmer Worte zu brauchen, die ich nie gehört, und die ich nie geduldet hätte!«

»Zu uns später und nach Belieben«, sagte Craw, den der Ausbruch gar nicht in Erstaunen setzte, ja es schien, als habe er ihn

absichtlich hervorrufen wollen.

»Es ist unschwer, Ihre Wünsche und Bestrebungen in dieser Beziehung richtig zu würdigen, da Sie in solcher Weise herauspoltern. Gefühle und dergleichen Schnickschnack kümmern Sie nichts, Sie sind Ihrer Sache gewiß, ja so gewiß, daß Sie sofort ihren besten Trumpf ausspielen … Nun, wir wollen sehen, ob er sich nicht stechen läßt; in zehn Minuten soll's entschieden sein. Auf Wiedersehn! Herr Bräutigam in partibus!«

Er eilte hinaus, ehe Tetarskoff etwas entgegnen konnte, und dieser stand der Thüre gegenüber aufrecht da, immer noch von Wut zitternd und fassungslos über den Ton, den Craw angeschlagen, und der durch die darin mitklingende Mokerie die Beleidigungen noch gewichtiger machte. Craw wollte ihn in diesen Zorn hetzen, ihm lag daran, ihn überlegungsunfähig zu machen, damit er seine Empfindungen nicht verbergen könne.

»Sei nur recht barsch und starr«, sagte er Richard, mit dem er raschen Schrittes wiederkam, »du sollst sehn, daß er zusammenknicken und endlich doch beichten wird. Es gibt eine wilde Szene, aber ich weiß, wie sie endet. In dieser Stunde entscheidet sich das Schicksal der Hehlen für die nächste Generation.«

Hinter ihnen trug Craws Diener einen kleinen Kasten von Palisanderholz, reich eingelegt, den ihm Craw im Vorzimmer abnahm. Dann sagte er ihm, daß er seiner nicht mehr bedürfe, und verschloß die Thüre.

Heeren grüßte beim Eintritte kalt und stellte sich, ohne weitere Notiz von Tetarskoff zu nehmen, der ihn mit einem Gemisch von Staunen und Verwirrung betrachtete, seitwärts an einen Tisch, an dessen Platte er sich lehnte. Craw öffnete den Kasten und nahm zwei Pistolen heraus, die er kaltblütig lud. Dann maß er von einer Ecke des Zimmers zur andern und sagte: »So geht es, die Distance paßt. — Ich sagte Ihnen,« wendete er sich zu Tetarskoff, »daß ich erst später das Vergnügen haben könnte, d. h. erst wenn Sie zufällig meinen Freund Heeren erschossen haben sollten, der es sich nicht

nehmen lassen kann, der erste zu sein, der mit Ihnen abrechnet. Zeugen scheinen mir überflüssig, die Herrn werden damit einverstanden sein. Wählen Sie die Waffen, treten Sie an ihre Plätze und geben Sie aufs Kommando nach Belieben Feuer. — Ist es gefällig?« Er präsentierte Tetarskoff in der einen Hand die Pistolen, in der andern eine Anzahl Zündhütchen.

»Aber was soll die Komödie?« rief Tetarskoff und stieß die Waffen zurück. »Welcher Wahnsinn, daß ich mich mit Richard schießen soll? Wo ist der Grund dazu …?«

»Ich bin kein Freund des Duells, es kommen aber Fälle vor, und der vorliegende ist ein solcher, wo zwei Menschen unmöglich nebeneinander leben können. Sie kommen hierher und benutzen die Lage, in der sich die Familie befindet, dazu Herrn Heeren, einem Menschen, dem Sie aus irgend einem Grunde viel Gutes gethan haben, alles zu nehmen, was ihm das Leben lebenswert machen kann. Sie sind also quitt und mehr als quitt …«

»Sind Sie toll geworden, oder was ist's mit Ihnen! Es ist unmöglich, daß ich mich mit Richard schieße, hätte ich auch all das gethan, was Sie mir vorwerfen …!«

»Ich bin vollkommen ruhig, Sie sind der Erhitzte, sonst würden Sie begreifen, daß Sie sich grade mit Herrn Heeren schießen müssen!«

»Das ist ein Wahnsinn ohnegleichen! Richard ist mein Sohn!« rief er außer sich.

Heeren machte eine Bewegung, hielt aber auf einen Wink Craws an sich.

»Mag sein«, fuhr Craw unerschütterlich fort. »Einem Menschen das Leben geben, das ist eine unbedeutende Zufälligkeit; einen Menschen unglücklich machen, das ist aber eine That, für die man verantwortlich ist. Lassen Sie diese Sentimentalität beiseite, sie steht Ihnen schlecht. Erinnern Sie sich nur Ihrer Ansichten über Familienzusammenhang, die ich in Paris nicht niederkämpfen konnte. Ist Heeren Ihr Sohn, so sind Sie es, der ihn zu einem Fremden erzogen hat, Ihr System trägt Früchte, Sie haben den

glänzendsten Triumph und müssen sich unendlich geschmeichelt fühlen, Ihren eignen Sohn mit der Pistole sich gegenüber zu sehn. Das ist Konsequenz, weiter nichts!«

»Bei Gott, der Mann ist wahnsinnig!« rief Tetarskoff und schritt auf Heeren zu, der trotz den Aufmunterungen Craws bleich und schwankend an seinem Platze stand.

»Schießen Sie immerhin nach mir«, stammelte er. »Es ist nun gleichgültig genug, wo und wenn ich bleibe. Väterlich waren Sie gegen mich nie, warum sollten Sie nicht feindlich sein können? Baron Craw berichtete mir schon heute früh, daß Sie mein Vater wären, daß Sie wie ich einen falschen Namen führten, und daß Sie endlich Gräfin Luise durch die Macht Ihres Geldes in Ihre Hände bringen wollten.«

»Aber Luise …?«

»Ich liebe sie, und sie liebt mich … wie ich glaube!«

»Also doch, doch! O, nun verstehe ich! Und ihr liebt einander? Wunderliches Spiel des Zufalls! Wie sich das alles zusammendrängt, besser als ich's gehofft und vielleicht gewollt … Ach, wenn ihr wüßtet, ihr jungen, heißen und gewaltthätigen Menschen, was mir Hehlenried ist … Hast du die Papiere gefunden, Richard, hast du sie?« rief er plötzlich seinen Gedankengang unterbrechend dazwischen. Dann fuhr er wie im Traume fort: »Richard liebt Luise, sie ihn, dann brauchen wir schlimmsten Falls nichts mehr, nichts, auch die Papiere nicht. O, wie ungerecht seid ihr gegen mich gewesen, wie grausam … Ich wollte Luise ja für Richard, und der Gedanke sie selbst zu behalten ist nicht mein, er wurde mir erst jetzt, erst vor einer Stunde eingeflüstert, — und ich war blind. Warum waret ihr nicht offen, warum thatet ihr mir so weh? Ich habe gelitten und gekämpft mein lebenlang, warum lehnen sich auch meine Kinder noch gegen mich auf?«

»Das mag wohl verdient sein«, sagte Craw, der seinen Ton noch immer nicht umstimmte. »Sie finden nun unnatürlich, was Ihnen doch früher ideale Natur schien, und was in der That nichts als natürliche Folge Ihrer Maßregeln ist. — Die Pistolen werden wir

allerdings nicht mehr brauchen, es sei denn, daß Sie glaubten, meine Tour sei jetzt gekommen.«

»Junger Mann, ich mag verdient haben, was gekommen ist, und ich will Ihnen vergeben, wie ich weiß, daß Sie mich gerechtfertigt finden werden, wenn ich Ihnen Licht über mich und die Lage der Dinge gebe.«

»Das soll mir eine Wohlthat sein, aber ich fürchte es hält schwer. Nehmen Sie indes hier mein Kontingent als vorläufigen Dank dafür, daß Sie mir einen Menschen retten wollen. Finden Sie eine Entschuldigung für die heillose Verwirrung Ihrer Grundsätze, so haben Sie meinen Dank verdient.« Er zog aus seiner Tasche ein Päckchen in rauhes Leder gewickelt, bei dessen Anblick Tetarskoff laut aufschrie und sich mit einer Freude darauf stürzte, die kein Maß kannte. Er riß mit zitternden Händen die Bänder auf, las ein Blatt nach dem andern hastig durch, und als er zu Ende war, sank er überwältigt auf einen Stuhl zurück, preßte seine Hände vor das Gesicht und schien völlig bewußtlos geworden zu sein.

»Nun glaub' ich in der That, daß er etwas aufzuklären hat, denn diese Papiere weiß ich trotz allen meinen Notizen nicht in Zusammenhang mit dem Drechsler Hennings zu bringen«, sagte Craw.

Richard war zu Tetarskoff herangetreten, seine neue Stellung zu diesem setzte ihn in Verlegenheit, er war unschlüssig, was er thun solle. Die Eröffnungen, die Tetarskoff im Fluge und halb gemacht hatte, stimmten ihn weich, und doch fand er keinen Ausdruck für sein Gefühl.

Tetarskoff kam wieder zu sich und erhob sich ruhig und mit einer gewissen Würde. Seine rechte Hand lag auf den Papieren, die linke auf Richards Schulter.

»Du sagtest, daß ich einen falschen Namen führe, und du hattest recht; aber mein Name war so lang' gleichgültig, als ich selbst den rechten nicht wußte oder ihn doch nicht nachweisen konnte. Jetzt kann ich's, hier liegt der Beweis. Jetzt gibt es in meiner Geschichte keine Lücke mehr, und ich vermag dich und alle zufrieden zu

stellen. — Du bist kalt gegen mich, mein Sohn, ich verlange auch nicht, daß du mich liebst, bis du mich freisprechen kannst, und um dies möglich zu machen, muß ich dir eine lange Reihe von Dingen erzählen, die ich selbst nur mühsam zusammenbringen konnte. — Bleiben Sie hier, Baron Craw. Nehmt euch Stühle, denn meine Erzählung läßt sich nicht in drei Worte fassen. Urteilt erst, wenn ihr mich gehört.«

SECHSTES KAPITEL.

DER SCHLÜSSEL.

Es lag eine eigentümliche Verklärung auf den Zügen des alten Herrn, und sein ausdrucksvolles, gesammeltes Gesicht verfehlte nicht seine Zuhörer, die ihn fast immer nur in leidenschaftlichem Affekte gesehn hatten, noch mehr zu spannen. Craw stützte den Kopf in die flache Hand, er hatte erreicht, was er beabsichtigt, und nun verfiel er wieder in seine gewöhnliche Melancholie: er konnte nur so lang' freudig an einem Werke teilnehmen, als er thätig sein mußte, war die Krisis da und konnte die Auflösung ohne seine Vermittelung kommen, so war auch seine Kraft dahin. Er war gespannt, aber doch teilnahmlos. Richard dagegen harrte den Aufschlüssen, die ihn freilich auch viel näher angingen, ungeduldig und atemlos entgegen. Craw wollte die Geschichte Tetarskoffs, Richard die Geschichte selbst.

»Aus meiner Kindheit«, begann der Erzähler, »sind mir nur wenige Momente erinnerlich geblieben. Der Tod schnitt Faden um Faden an dem Netze, das mich hielt, durch, und die Gutmütigkeit einzelner Menschen nur war zuletzt der Fallschirm, der mich mit heiler Haut in die Gesellschaft brachte. Ich muß sehr schwächlich gewesen sein, denn meine ganze Entwickelung war noch in meinem achten Jahre enorm zurück. Ich unterschied wenig, und vom Fassen konnte gar nicht die Rede sein. Es lag alles zurückgedrängt und dumpf in mir; Laute der Empfindung, des Gefühles waren die einzigen, die ich artikulieren konnte. Mein Vater schwebt mir nur in einer Szene vor. Er hatte ein edles, scharf geschnittnes Gesicht, keinen Bart und blonde Haare; er trug Uniform und nahm damals

Abschied von mir und meiner Mutter. Dieser erinnere ich mich lebhafter. Sie war schlank und schön, von besonderer Pracht aber waren ihre Haare. Ich habe mich als Knabe oft hinein gewickelt und sie neckend aus dem Versteck heraus gerufen: ›Suche mich, ich bin fort!‹ Sie hatte große, lebhafte Augen, die aber in der Zeit, in die mein Wissen reicht, gar oft voll Thränen waren. Es verging fast ein Jahr nach dem Abschiede meines Vaters, ohne daß wir viel aus unsrer Mansarde heraus kamen. Draußen war Krieg, mein Vater war Soldat und stand im Felde, aber auch an dem Orte, wo wir lebten, in Paris, ging es wild her, und meine Mutter schloß oft die Vorhänge unsrer Fenster und ließ mich nicht auf die Straße hinuntersehn, von der das Geheul vieler Menschen heraufdrang. Es war die Zeit, in der die Guillotine die Staatsmaschine plastisch darstellte und der Henker Premierminister war. Meine Mutter arbeitete viel; wir waren arm und der Sold meines Vaters gering, — sie mußte sich und mich durch ihre Nadel erhalten. Endlich hatte der Krieger eine Auszeichnung und einen höheren Grad erhalten, es kam ein Brief, der uns zu ihm in das Lager forderte. Meine Mutter jubelte, und ich mit ihr, ohne recht zu wissen, was sie so stolz und froh machte. Ich weiß auch, daß Männer von anscheinender Bedeutung sie damals zu besuchen kamen und behaupteten, die Ehre des Vaterlandes fordere, daß sie in eine andere Lage versetzt würde. Wir reisten mit allem ab, was wir besaßen, und dessen war freilich nicht mehr, als auf einem Karren Platz hatte, begegneten zuerst vielen Soldaten, die zum Heere zogen, später aber Wagen mit Verwundeten, von denen wir hörten, daß kürzlich ein Gefecht vorgefallen, das zwar für die Unsrigen glücklich geendet, aber große Verluste gekostet habe. Die Mutter fragte nach ihrem Manne, und ein alter Sergeant mit grauem Barte und einem blutigen Tuche um den Kopf, dessen Erscheinung mir noch ganz gegenwärtig ist, meinte kopfschüttelnd, den würden wir wohl kaum noch lebend finden, denn von seinem Bataillone seien nur wenige Mann übriggeblieben. Meine Mutter trieb zur Eile, aber wir kamen doch zu spät, um auch nur seine Leiche zu sehn. In seiner Tasche waren

Briefe an meine Mutter und einige andere gefunden worden, die man uns übergab. Die Bemühungen der Kameraden des Gebliebenen, seine Witwe zu trösten oder auch nur zu beruhigen, waren vergebens; die Armee rückte weiter, und wir blieben in einem Meierhofe zurück, wo meine Mutter fast ein halbes Jahr krank lag. Sie hatte die Briefe meines Vaters an ihre Adresse gesandt und jedem einige Zeilen beigefügt. Auf den einen kam nach langer Frist Antwort, und zwar eine günstigere, als die Mutter erwartet zu haben schien. Sie hatte früher oft bittre Worte über die deutschen Verwandten meines Vaters gebraucht, jetzt entschuldigte sie ihr langes Schweigen durch die Entfernung und sagte mir oft, daß nun wenigstens meine Zukunft gesichert sei, wenn auch die ihre für immer vernichtet. Endlich war sie so weit, daß ihr Körper ihrer Ungeduld Schritt zu halten versprach. Wir reisten, eine alte Frau als Dienerin mit uns, auf Umwegen, die den Kriegsschauplatz vermieden, nach Deutschland. Alles ging gut, bis in einer Stadt, die ich für Regensburg halte, — wenigstens kam sie mir beim ersten späteren Wiedersehn so vor, obgleich meine Erkundigungen ohne Resultat blieben, — meine Mutter, von den Strapazen der Reise über ihre Kräfte angestrengt, abermals erkrankte. Der Arzt erklärte ihr, daß er keine Hoffnung habe sie zu retten und beschleunigte dadurch noch ihr Ende, denn sie war trostlos, bat den Mann, ihr nur noch Wochen Frist zu geben und starb endlich, indem sie mich und das Vollbringen der Reise der Alten ans Herz legte. Aus dem Überzuge eines Lederkissens hatte sie die Tasche gemacht, die Sie hier sehn, und die Papiere, die ebenfalls auf dem Tische liegen, sorgfältig hineingesteckt. Diese Tasche und ein kleines Kästchen, dessen Inhalt ich nicht kannte, das aber ihre wenigen Kostbarkeiten umschloß, war mein Erbteil. Es war noch eine Summe in Gold dagewesen, die meiner Mutter von einem Offiziere als ein Besitz meines Vaters ausgehändigt worden, aber der Aufenthalt, der Arzt und die Kosten der Beerdigung verzehrten einen Teil davon, und den Rest beanspruchte die Alte, ich weiß nicht ob mit Recht. Jedenfalls vollzog sie die Wünsche meiner Mutter nicht. Sie ließ mir

die Tasche, das Kästchen und einen Teil des Leinenzeugs sowie meine Kleider, schloß einen Akkord mit einem Schiffer und schickte mich mit einer Adresse wie einen Warenballen zu Schiffe ab. Der Strom war die Donau, und mein Bestimmungsort Wien. — Ich stand auf einmal ganz allein in der Welt. Diese Todesfälle und dies plötzliche Hinausgeschleudertsein legten offenbar den Grund zu der Gehirnentzündung, die wenige Zeit darauf durch wiederholte Rückfälle mein Gedächtnis vollständig zerrüttete und auch mich an den Rand des Grabes brachte. — Die Treulosigkeit der Dienerin bildet übrigens noch nicht den Schlußstein in der Reihe meines Unglücks. Ich kam nach Wien, der Schiffer führte mich selbst an den Ort meiner Bestimmung. Er sprach eine Sprache, die ich nicht verstand, die deutsche. Ich sah nur, daß die reichgekleideten Diener, die ich für Offiziere hielt, die Köpfe zusammen steckten, als wir im Vorzimmer einer prächtigen Wohnung standen, daß der Schiffer für mich zu bitten schien, und daß endlich ein kleiner Mann mit einem guten Gesichte dazu kam, der den Streit beendete. Er nahm mich an der Hand und führte mich durch einige prächtig dekorierte Zimmer, dann durch ein Kabinett voller glänzender Waffen in ein Schlafgemach, auf dessen Bette ein alter Herr ganz steif und starr lag. Ich hätte lieber draußen die Büchsen, Schwerter und Dolche betrachtet als dieses fahle Gesicht, dessen eine Seite regungslos war, während die andere beständig zuckte. Gleichwohl fesselte mich etwas daran, die Augen des Mannes glichen denen meines Vaters, wenn sie auch nicht so frisch und durchdringend waren. Ich hatte meine Ledertasche und das Kästchen in der Hand; als der kleine Mann, der Kammerdiener des Kranken, diesen auf mich aufmerksam gemacht hatte, reichte ich ihm meine Schätze auf die Decke. Er griff mit der linken Hand, die rechte war gelähmt, danach und als er das schwarze Siegel an dem Kästchen sah und das darauf ausgeprägte Wappen erkannt hatte, bemächtigte sich seiner eine heftige Bewegung. Es war gräßlich anzusehen, wie das linke Auge im Kopfe rollte und blitzte, während das rechte tot und kalt blieb. Ich fing aus Furcht an zu weinen. Sprechen konnte der

Kranke nicht, aber durch Zeichen gab er dem Diener zu verstehn, daß er mich auf das Bett heben solle. Nun sah er mich lange Zeit fest an, ich wagte mich nicht zu rühren, sein Gesicht wurde immer freundlicher, er versuchte zu blinzeln und zu nicken, dann streichelte er mich und zog mich zu sich herab, so daß ich ihn küssen mußte. Plötzlich aber schien ihn ein Gedanke furchtbar zu ängstigen, er strengte sich so sehr an, einen Laut hervorzubringen, daß sein Gesicht wie mit Blut unterlaufen aussah. Zugleich machte er heftige Zeichen in der Luft, er wollte etwas, aber niemand verstand ihn. Das ganze Haus rannte hin und her, eine Menge von Menschen wurde herbeigeholt, so daß ich mich in dem Tumulte in eine Ecke verkroch und nur von Zeit zu Zeit nach der lividen Maske auf dem Bette zu sehn wagte. — Der Kranke fuhr fort, heftig zu agieren und wurde zuletzt so wütend, daß Schaum auf seine Lippen trat. Umsonst suchte man ihn zu beruhigen, auch die Ärzte kamen und warnten vergebens; — an mich dachte niemand mehr, ich war so matt und müde, so grenzenlos überspannt, daß ich endlich in meiner Ecke einschlief und nicht eher erwachte, bis ein Diener mich hervorzog. Den Kranken hatte unterdes ein neuer Schlaganfall getroffen, auch er war tot. Ich sah nach meiner Tasche und meinem Kästchen, aber sie waren nicht mehr da. Wir mußten hinaus, die Leiche ward sogleich in das Vorzimmer gestellt und alle Thüren mit Siegeln verschlossen.

»Es fehlte nicht viel, daß man mich ganz einfach auf die Straße gesetzt und meinem Schicksal überlassen hätte, wenn nicht der alte Kammerdiener trotz seines Schmerzes sich meiner angenommen. Er verstand auch ein wenig französisch und fragte mich aus, aber er konnte keinen Zusammenhang in meine Reden bringen und hielt mich zuletzt meiner konfusen Antworten wegen für einen Simpel. Unterdes kam ein vornehmer Herr mit einer stolzen Dame und mehreren Kindern an; er tobte, als er vernahm, daß die Siegelung auf den Antrag des alten Ignaz vorgenommen worden, und daß dieser den Gerichten mehrere Schriftstücke überliefert, aber es war nicht mehr zu ändern. Er mußte seinen Zorn darauf beschränken

den alten Diener aus dem Hause zu weisen. Das geschah denn auch, und ich lief dem Alten nach. — Als die Leiche fortgeführt wurde, ging ich mit ihm weit hinten im Zuge, denn wir durften nicht unter der Dienerschaft erscheinen. Es gab dabei geharnischte Männer, hinter dem Sarge wurden Orden getragen und ein prächtig geschirrtes Pferd geführt. Lange Reihen von Soldaten waren auf einem freien Platze aufgestellt, die drei Salven in die Luft abfeuerten. Bis dahin war der Sarg getragen worden, dann wurde er auf einen Wagen gestellt und nur mit geringer Begleitung weiter gefahren. Auch wir kehrten in die Stadt zurück. Ignaz war sehr erschöpft und durch die Kränkung, die er als Lohn für langjährigen Dienst und treue Erfüllung der Bestimmungen des Verstorbenen erfahren mußte, niedergebeugt. Er schickte mich, weil er selbst nicht wagte das Haus zu betreten, etwa zwei Wochen später wieder in die Wohnung des Toten. Ein Mädchen brachte mich dahin. Die Siegel waren abgenommen, die Zimmer voller Menschen, die Mobilien des Verstorbenen wurden nach dessen letztwilliger Verfügung öffentlich versteigert. — Ich mischte mich unter die Bietenden und sah nicht ohne Betrübnis, wie all die schönen Sachen bald von diesem, bald von jenem erworben und fortgeschleppt wurden. Silbergerät, japanische Vasen und riesige Schalen von chinesischem Porzellan, kostbare Waffen aller Art, Damaszenerklingen, kunstvoll eingelegte Büchsen und Pistolen, Säbel und Dolche, deren Scheiden mit Steinen besetzt waren, reizten die Bewunderung und die Liebhaberei der Anwesenden. Ich hatte mich aus Neugier vorgedrängt und befand mich dicht an dem Tische der Auktionatoren. An demselben Tische saß auch jener Mann, der den alten Ignaz fortgejagt hatte, mit finstrem Gesichte in seinen Fauteuil zurückgelehnt. Ich konnte kaum von ihm wegsehn, und doch zitterte ich, wenn sein Blick mich streifte. So ging es drei Tage fort, der Mann war an seinem Platze, und ich ebenso regelmäßig an dem meinen. Endlich war die Auktion ihrem Ende nah', es kamen nicht mehr so viele Menschen, auch waren nur noch zwei Gerichtspersonen am Tische beschäftigt. Es wurde eine Menge

alten Trödels auf den Tisch geworfen, und unter diesem sah ich Kleider von mir, die der Schiffer abgegeben hatte, und die unter die andern Sachen gekommen waren. Ich reklamierte, aber so leise, daß das Geschrei der bietenden Trödler mich übertäubte. Ein Teil meiner Sachen blieb in der Hand eines Juden und wurde über die Köpfe weg nach der Thüre zu gelangt. Ich sah ihnen traurig nach, aber ich weinte nicht. Dann kam eine Jacke, die mir die Mutter aus einem Uniformrocke meines Vaters gemacht; es war mein bestes Stück. Diesmal wagte ich laut zu bitten, daß man mir mein Eigentum lasse. Ich bat flehentlich, meine Sprache fiel auf, und der finstre Mann warf mir einen überraschten, stechenden Blick zu; es war das erste Mal, daß er mich besonders zu bemerken schien. Der Auditeur sagte ebenfalls französisch zu dem Herrn: ›Es ist eine so große Kleinigkeit!‹ — Der Herr blieb stumm, der Hammer fiel, meine Jacke war verkauft. Meine Augen füllten sich mit Thränen, ich zitterte am ganzen Körper, und als das Kleidungsstück an mir vorbeigetragen wurde, küßte ich den herabhängenden Ärmel. Die Leute lachten, und ich schluchzte.

»Die Menge verlief sich immer mehr. Eine Bonne brachte ein kleines, sehr hübsches Kind herein, ein Mädchen von etwa zwei Jahren, das eine kleine Haube von Spitzen mit schwarzem Bande aufgeputzt auf dem Köpfchen hatte und sehr lebhaft war. Es stieß beim Anblicke des Herrn einen Freudenschrei aus und ruhte nicht, bis es auf seinen Knieen saß. Mit dem eigentümlichen Zuge meines Alters näherte ich mich dem »Schwesterchen« und vergaß über der Freude das Kind zu betrachten und seinen Bewegungen zu folgen, fast meine Verluste … Da erblickte ich plötzlich mein Kästchen. Das Siegel war noch unverletzt, man hatte es bei der Anfertigung des Inventariums übersehen. Ich griff danach, aber man wies mich zurück und drohte mir, mich herausbringen zu lassen. Ich hielt mir die Hände auf dem Rücken fest, rief aber immerfort: ›Das ist mein, das ist wahrhaftig mein!‹ Der Auditeur zeigte dem Herrn das Wappen, dieser sagte barsch ein paar Worte, riß das Siegel durch und warf das Kästchen auf die Platte, so daß die darin bewahrten

Gegenstände herausfielen. Umwickelt war alles mit einer prächtigen Haarflechte, die ich sogleich als das Haar meiner Mutter erkannte. Sie ging durch den Wurf auf, und es rollten zwei goldne Trauringe, ein Armband, mehrere Ringe mit Steinen, drei oder vier Medaillen und eine kleine goldne Uhr an einer feinen venezianischen Kette heraus. Der andern Sachen erinnerte ich mich nicht besonders, legte also auch keinen Wert darauf, aber diese Uhr hatte meine Mutter immer getragen, ich hatte mit der Kette gespielt und die Emailplatte mit dem umgestürzten Blumenkorbe hundertmal geküßt, — durfte man mir diese Uhr auch nehmen? — ›Das ist ja ein kleiner Schatz, der Junge ist nicht dumm!‹ sagte eine von den Gerichtspersonen zu dem Herrn, der die Trauringe aufmerksam betrachtete und mir nun Blick um Blick zuwarf, als wolle er mich töten. Dieser gab wieder einen kurzen Befehl. Die neugefundenen Gegenstände wurden ausgeboten und wie die andern versteigert. Das kleine Mädchen aber hatte die Uhr an der Kette herangezogen und wollte sie nicht wieder loslassen. Ich drängte mich an das Kind heran und bat so viel ich nur konnte, es möge mir meine Uhr, die Uhr meiner Mutter, wiedergeben. Die Kleine verstand mich, ich hatte gehört, daß sie Worte meiner Sprache gegen ihren Vater brauchte, aber sie weigerte sich, meine Bitte zu erfüllen, und als ich sie berührte, fing sie an zu weinen. Der Herr stieß mich zurück, warf mir die Haarflechte zu und erstand die Uhr für seine Tochter. Damit erhob er sich und ging. Ich schluchzte noch ein paarmal nach meiner Uhr, brach dann zusammen und wand mich in Krämpfen auf dem Boden …

»Ich sah dies Mädchen später wieder, und abermals in Trauer, der Herr, der so erbarmungslos gegen mich gewesen, war gestorben. Aber es lag eine lange Zeit dazwischen, ich erkannte sie erst später an der Uhr und bekam erst da mein Gedächtnis wieder. Alles, was ich Ihnen hier erzählt habe, hat viele Jahre lang tot in mir gelegen, ich mochte sinnen, wie ich wollte, der Traum meiner Kindheit war begraben. Mächtige Erschütterungen und das Wiedererscheinen der Uhr in einem aufgeregten Momente zerstreuten die Nebel, und ich

wußte alles wieder. Das Mädchen war Cecile Hehlen, der Mann ihr Vater.«

Seine beiden Zuhörer stießen einen Ruf des Erstaunens hervor.

Tetarskoff fuhr fort.

»Was darauf mit mir vorgegangen ist, weiß ich nicht. Ich fand mich in einer öffentlichen Anstalt wieder, mußte aufs neue sprechen lernen und vegetierte so, bis ein Bürger aus einer größeren Provinzialstadt, ein kinderloser, wohlhabender Mann, sich des Ismael, der nicht einmal eine Hagar hatte, annahm. Wahrscheinlich hatte jener vornehme Herr, dem ich eine unbequeme Person war, Sorge getragen, mich dem alten Kammerdiener zu entreißen und unter dem Haufen andrer Kinder zu verstecken. Man nannte mich Fritz Hennings, weil das eine Hemde, das mir geblieben, F. H. gezeichnet war; mein Rufname aber war nach dem meiner Mutter: François, wie hier aus diesem Auszuge der Zivilstandsregister des dritten Arrondissements in Paris ersichtlich.

»Es war, als ob sich nun die ganze zurückgedrängte Entwickelung mit einemmal Luft brechen wolle. Meine Fortschritte waren erstaunlich, und ein nicht geringes Talent für plastische Kunst machte sich immer mehr geltend. Ich formte aus Thon, Wachs und Holz Gestalten, die in meiner Umgebung Bewunderung erregten, ehe ich noch irgend einen Unterricht im Zeichnen erhalten hatte. Meine Geschicklichkeit interessierte bald eine Menge von Menschen für mich, meine Lehrer erwarb ich mir selbst, sie gaben mir Unterricht, weil es ihnen Freude machte, mich zu belehren. Außer diesen geregelten Stunden erhielt ich noch durch einen besondern Umstand Kunde von allerhand Dingen, die eigentlich damals noch außerhalb meines Gesichtskreises lagen. Ein verwundeter französischer Offizier wohnte lange Zeit in dem Hause meines Pflegevaters und verheiratete sich, da er kampfunfähig geworden, im Orte. Er war ein gebildeter Mann, ein begeisterter Verehrer der Freiheit im damaligen Sinne des Wortes, der, um für diese Freiheit zu kämpfen, seine wissenschaftliche Laufbahn aufgegeben hatte. Er brachte mir die französische Sprache, für die

ich ein mir jetzt sehr erklärliches Geschick hatte, spielend bei und nährte mich außerdem mit den Grundsätzen und Gedanken der Philosophie Voltaires, Rousseaus und Diderots, die er auf seine eigne Weise weitergebildet hatte. Er stand eigentlich schon mit einem Fuße in unsrer Zeit. Ich hatte ihn überaus lieb, und wie ich bei dem Drechsler und Bildschnitzer, zu dem man mich »in die Lehre« gethan, den Tag hinbrachte, gehörten dem Franzosen meine freien Abende.

»Es war indes noch eine andere Sache, die mich in dieser Gedankenbahn befestigte und mich früh schon in die praktische, schwere Seite der aufgesognen Ansichten einweihte. An dem Orte lebte eine alte Person, eine Fromme, die sich's, wie fast alle Personen ihrer Art, zum Verdienste machte, ein armes junges Geschöpf unter dem Vorwande, es zu allem Guten anzuhalten, um seine Jugend zu betrügen. Ihre Nichte war zwar, wie sie oft genug laut verkündete, die einzige Erbin ihres nicht unbedeutenden Vermögens, aber diese mußte die ferne Aussicht durch Entsagungen jeder Art im voraus bezahlen und wurde wenig anders gehalten als eine Magd. Gertruds Eltern waren gleich den meinen früh gestorben, aber mein Los unter Fremden war dem ihren gegenüber noch beneidenswert. Wie wir einander näher kamen, wie sich nach und nach in sehr jungen Jahren schon ein ernstes Verhältnis zwischen uns entspann, ist hier ohne Interesse. Genug, wir hatten uns Herz und Hand versprochen, ohne daß jemand etwas davon ahnte. Da starb, ich war eben achtzehn Jahr geworden, — soviel konnte ich mich erinnern und nach den Jahreszahlen ausrechnen, — mein Meister, und seine Witwe erbte seine Gildengerechtigkeit. Die Frau war etwa zweiundzwanzig Jahre alt und hatte seit jeher eine besondre Vorliebe für mich gehabt. Da ich fast gleichzeitig mit dem Todesfalle mein Meisterstück geliefert hatte und vorläufig den Gang der Geschäfte regelte, trat sie immer kecker heraus und machte mir endlich offne Anerbietungen, weil sie wahrscheinlich glaubte, daß ich zu blöde sei, sie zu verstehn. Die Partie war so ziemlich das, was man für einen jungen, mittellosen

Menschen ein ›Glück‹ nennt. Ich konnte kostenlos in die Gilde kommen, eine Menge von Vorräten finden und nach Herzenslust studieren und arbeiten. Wäre nicht zu derselben Zeit Gertrud ein Antrag gemacht worden, der ihr in anderer Richtung ebenso große Vorteile bot, so hätte ich wahrscheinlich die Entscheidung hinzuziehen gesucht. Nun drängte aber dort die Tante, hier die Frau, wir besprachen uns und handelten in Übereinstimmung. Ich dankte der Witwe für ihre gute Meinung, und sie wies mir dafür die Thüre; Gertrud gab dem Senator einen Korb und erhielt dafür von der Alten die Erlaubnis mit mir, dem Landläufer, vor den Altar zu treten in der Form eines Fluches. Diese Entrüstung war das einzige Glück, das wir dabei hatten, denn wäre es ihr eingefallen zu widersprechen, so hätte es neue Schwierigkeiten gegeben. So aber war sie in der ersten Wut Willens das widerspenstige Ding, meine Gertrud, um jeden Preis los zu werden. Ich war sehr zufrieden damit, und da meine Jugend in jenen Tagen der Erschöpfung durch den Krieg gar kein Gewicht in die Schale warf, waren wir bald vereint. Man höhnte uns, denn wir hatten nichts als unsre Arbeitskraft; alle meine wohlhabenden Beschützer zogen die Hand von uns ab, überhäuften mich mit Vorwürfen und trieben mich rasch aus dem Orte, wo ohnehin meines Bleibens nicht sein konnte, da die Gilde einen wilden Schößling nicht neben sich leiden mochte. Von daher datiert mein Haß gegen die Reichen. Ich mochte nichts besitzen, ich wollte von der Hand in den Mund leben. Das führte ich durch und war jahrelang glücklich dabei; ich vergaß das Elend der Menschen wenigstens im Kreise meiner Familie. Wir waren auf unsern Wegen, einen Platz suchend, wo wir uns fixieren konnten, nach Hehlenried gekommen und hatten uns hier niedergelassen, weil weit und breit kein ordentlicher Drechsler zu finden war. Gertrud, mein einfaches, redliches Weib, ein Wunder von Sanftmut, eine musterhafte Gattin, gebar mir hier nacheinander drei Söhne. Der jüngste starb bald nach der Geburt, der zweite warst du, Richard, und der älteste heißt Christian und lebt ebenfalls noch.«

»Ich habe einen Bruder, von dem ich nie gehört?« rief Richard im Tone des Vorwurfs.

»Warte das Ende ab, ehe du urteilst! — Christian bekam die Blattern und ward schwächlich, auch Gertrud kränkelte, aber im ganzen blieben wir heiter und getrost. Nun war Christian ein auffallend gewecktes Kind, ich glaubte nicht früh genug die Erziehung beginnen zu können und wollte ihm den Kampf gegen Angelerntes, Dumpfes und Verbrauchtes ersparen. Mein Fehler war, daß ich mich nicht so sehr bemühte, ihm Liebe für das Gute, als Haß gegen das Schlechte einzuflößen. Er war fertig im Hassen, ehe er noch eine Spur von Liebe zu den Menschen in sich trug. Mich selbst verbitterte diese Lehre des Hasses, und ich war auch an meinem Herde nicht mehr so freundlich und lebensfroh. Einzelne kleine Vorfälle trieben die Sache auf die Spitze, Gertrud kränkelte nicht mehr, sie wurde krank, und ich, der ich unterdes durch Zufall mit der jetzigen Gräfin zusammengetroffen war, verlor meine Zeit damit, der jungen Dame meine Grundsätze geläufig machen zu wollen. Daß ich so viel außer dem Hause war, nahm Gertrud, durch ihre Krankheit verstimmt und verdrießlich gemacht, für Vernachlässigung, eine Brutalität, die Graf Hugo Hehlen gegen sie verübte, beschleunigte den Gang der Krankheit … Gertrud liegt neben ihrem Sohne auf dem hiesigen Kirchhofe, dicht an dem Begräbnisplatze der Hehlen. Wenige Zeit darauf erfuhr ich, daß Cecile und jene Kleine aus meiner Kinderzeit identisch seien. Hugo tötete meine Frau, und Cecile hatte mir schon als Kind tiefes Weh bereitet. — Behalten Sie das im Gedächtnisse, Baron Craw. — Alles Vergessene kam zurück, ich war außer mir und begreife heute noch kaum, wie ich es über mich gewinnen konnte damals nicht zu morden. Aber daß ich mich rächen wollte, vergaß ich seit jenem Tage nie.

»Kurze Zeit vorher war mir durch einen Juden die Offerte gemacht worden, mich in Petersburg zu etablieren. Ich schlug es anfangs aus, nahm den Antrag aber gleich nach der Katastrophe selbst wieder auf. Gertrud hatte einige hundert Gulden in der

Lotterie gewonnen, die grade hinreichend schienen, meine Reise zu bestreiten und für den ersten Moment meine Ausgaben zu decken, denn ich zog es vor, den Plan auf eigne Gefahr auszuführen und mich nicht in die Hände eines jener Seelenverkäufer zu geben, die damals in Rußland einen vollständigen Wucher mit Handwerkern trieben. Ich machte zu Geld, was mir beschwerlich gewesen wäre, nahm meine Kinder und eine Wärterin …«

»Welche Lore Steinerbach hieß und aus Sauseneck war«, sagte Craw.

»Woher wissen Sie das?«

»Das ist leicht erklärt! Die Tochter dieser Frau war meine Amme. Diese hatte mir früher öfters Briefe ihrer Mutter gebracht, die einer Ihrer Arbeiter geschrieben haben mag. Ich dachte nicht mehr daran, als aber der Einfall, Sie wären Richards Vater, heute früh wieder stärker als je in mir auftauchte, schien es mir, als ob ich in jenen Briefen Ihren richtigen und angenommenen Namen gelesen hätte. Ich ließ nachfragen, und die Briefe fanden sich wirklich noch vor, daher wußte ich schon heute früh einen Teil dessen, was Sie uns jetzt erzählen.«

»Es ist ein wahres Glück daß Sie nicht eher an diese Zettel dachten. Sie hätten wahrscheinlich viel schlecht gemacht, um alles gut zu machen.«

»Kaum!« sagte Craw. »Ich wußte und weiß noch viel anderes, aber ich kann schweigen.«

»So kamen wir also nach St. Petersburg. Der Jude hatte nicht gelogen. Ich bekam Vorschüsse und Bestellungen in Menge; ehe noch ein Monat vorüber war, hatte ich meine Werkstatt schon in vollem Gange. Einerseits war es unmöglich, dort in meiner früheren Weise knapp zu erwerben, andrerseits hatte ich auch einen großen Plan im Hintergrunde, der damals sehr jugendlich poetisch aussah, heute aber ernst genug geworden ist. Ich wollte Hehlenried haben und dazu bedurfte es großer Summen. Ich erwarb sie. Aus meiner Werkstatt wurde im Laufe dreier Jahre eine große Fabrik. Ich trat in Verbindung mit einem Franzosen, du Brèsmenil, der Leute aus Paris

herbeirief, wie ich deren zum Teil selbst bildete, zum Teil aus Deutschland heranzog. Unser Umsatz in künstlich geschnitzten Schachspielen allein war unglaublich. Bald konnten wir neue Unternehmungen beginnen und mit großem Kapitale durch alle Windungen des Geldmarktes agieren. Wir hatten Glück, beteiligten uns an allem und gewannen fast überall so, daß kleine Verluste, die etwa dazwischen liefen, kaum erwähnt zu werden verdienen. Ich war in kurzer Zeit reich geworden, hatte aber unterdes auch begriffen, daß es nicht allein keine Rache, sondern ein höchst alberner Streich wäre, wenn ich mit meinen Wechseln in der Tasche nach Hehlenried zöge und wie ein Poltron fragte: ›Was kostet der Plunder?‹ So hatte ich mir mein Auftreten als Reicher gedacht, als ich arm war. Von dieser Jugendlichkeit kam ich indes natürlich ab, zog durch unsre Korrespondenten Nachrichten ein und beschloß zu lavieren. — In diese Zeit fällt eine Nachricht, die meiner Weltanschauung eine neue Richtung und meinem Hasse gegen die Herrn von Hehlenried neue Schärfe gab.

»Unter unseren französischen Drechslern gab es nette, strebsame Menschen; einer von ihnen machte den Vorschlag einen Tag der Woche zu Versammlungen zu benutzen, die uns untereinander näher rücken und ebensosehr für fachmäßige Weiterbildung als für gesellige Unterhaltung bestimmt sein sollten. Zunächst galt dies allerdings nur dem Kreise der Arbeiter selbst und ihren Familien, aber sowohl mein Kompagnon als ich waren der Ansicht, daß wir uns nicht ausschließen dürften. Unsre Gegenwart hinderte nicht, sie diente höchstens dazu, eine gewisse Haltung in den Verkehr zu bringen. Alles, was zu uns gehörte, fand sich in der Regel ein, und die bunten Lebensbilder der Glieder unsrer Gesellschaft, zum Teil recht abenteuerliche Schicksale, bildeten oft die Tapeten für unsern Abend, — wir putzten uns damit unser Zusammensein in einer fremden Welt zur Heimat heraus. Als wir einander hinlänglich kannten, und die Elemente, die sich nicht sonderlich wohl dabei fühlten, freiwillig fort blieben, ging mein Vertrauen so weit, auch meine Geschichte zu erzählen. Ich hatte kaum den Namen Hehlen

genannt, als die Frau unsres Werkmeisters, eine kleine Französin, die noch immer gefallsüchtig war, obgleich ihre Zeit längst vorüber, dazwischen rief: »Von den Hehlen weiß ich sehr viel!« Ich fragte natürlich, was und woher sie etwas wisse, und es fand sich wirklich, daß die Person durch ihre Mutter und deren Beziehungen zu einer Gräfin Hehlen in den Stand gesetzt war, meine Jugendgeschichte zu ergänzen.

»Adelaide Trauchburg, ein überaus schönes Mädchen, einer alten deutschen Grafenfamilie entsprossen, lebte mit ihren Eltern zu einer Zeit in Paris, wo die Nachklänge der wilden Galanterie aus den Tagen der Ludwige sich unter den Auspizien der Österreicherin mit dem Gemurre, dem Morgengetöse der Revolution mischten. Am Hofe gab es noch immer Feste, und die galante Tradition hatte ihre Verehrer und Verehrerinnen. Adelaide gehörte unter diese, und Caton Legrange, ihre Zofe, die Mutter der Frau des Werkmeisters, war ihre Vertraute in einer großen Zahl von Intrigen und Liebesavantüren, die nicht immer sehr in den Schranken einer Tändelei geblieben zu sein scheinen. Ein Interesse, das einen soliden materiellen Hintergrund hatte, faßte sie für einen ebenfalls in Paris lebenden Landsmann, einen jungen Grafen Hehlen, den präsumtiven Majoratserben von Hehlenried. Seine Person wie sein Vermögen waren in gleicher Weise angenehm und begehrenswert, die Dame warf ihre Netze aus, und es gelang ihrer pikanten Erscheinung in der That ihn anzulocken. Er machte ihr den Hof, aber der Zufall wollte, daß er einst ein junges Mädchen aus der Bürgerklasse vor den Insulten mehrerer Hofherren rettete und dadurch selbst mit diesem Mädchen in Beziehungen kam. Adelaide, die in dem Benehmen des Grafen eine Änderung bemerkte, schickte Spione ins Feld und erfuhr bald seine Stellung im Hause des Apothekers und seine Neigung für dessen Tochter. Sie fürchtete nicht, daß ihre Hoffnungen durch eine ›Bürgerdirne‹ vereitelt, aber daß ihre Erfüllung verzögert werden könnte. Um diese ›Zerstreuung‹ aus dem Wege zu räumen, schrieb sie anonyme Warnungen an den Apotheker, worin sie eine Anzahl erdichteter Abenteuer und

schlauer Verführungen von seinem täglichen Gaste erzählte und ihn mahnte, die Ehre seiner Tochter zu bewachen. Es gelang dem Grafen nur schwer, das Mißtrauen des Alten zu besiegen, da ein irgend gutes Ende für dies Verhältnis wirklich nicht leicht abzusehn war. Der Graf selbst wußte sich nicht zu helfen und kam um so mehr in ein Gedränge widerstrebender Gefühle, als ihm durch die Intrigen der schönen Adelaide von seinem Vater der gemessene Befehl ward, um die Hand dieser Dame anzuhalten. Diese war indes leichtsinnig genug, während sie hier einen Gemahl zu erobern suchte, ihre Liebhaber nicht zu vernachlässigen. Ihre Zofe hatte eine Vorliebe für den Grafen, sie gönnte ihm ein besseres, seinem ehrenhaften Charakter gemäßeres Weib als ihre Herrin. Dieser Zug in einem Wesen, das selbst nicht eben übertrieben dezent zu leben gewohnt war, wie die Tochter naiv gestand, spricht sehr für den Mann und in gleicher Weise gegen die Dame. Die Zofe war untreu. Als die Entwirrung des Verhältnisses durch neue kategorische Forderungen von seiten des alten Grafen immer näher gedrängt wurde, als sogar mißliebige Bemerkungen und Drohungen eintrafen, die Bezug auf die ›Bürgerdirne‹, auf das ›gemeine Frauenzimmer‹ nahmen, und der Graf als gehorsamer Sohn den ihm befohlenen Schritt thun wollte, verriet Caton einen Teil der Geheimnisse ihrer Herrin und verschaffte ihm sogar Gelegenheit, sich selbst von der Wahrheit ihrer Aussagen zu überzeugen. Er überraschte die ihm bestimmte Braut im Garten von Versailles in äußerst zweideutiger Gesellschaft und berichtete darüber nach Hause. Man war ihm aber zuvorgekommen und hatte den Vorfall vollständig umgekehrt, dem alten Grafen über den üblen Lebenswandel seines Sohnes falsche Notizen gegeben und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß nur eine rasche Heirat ihn wieder in das rechte Geleise bringen könne. Der junge Mann antwortete, daß ihm eine Heirat recht wäre, aber die mit der Tochter des Apothekers. Dies Begehren wurde als Beweis für die Tiefe seines Gesunkenseins ausgebeutet, und der Alte, ein Mann der seinen Sohn liebte, so beschränkt er auch immer war, wußte nichts Besseres zu

thun, als seinen zweiten Sohn mit dem Auftrage nach Paris zu schicken, alle Mittel anzuwenden, die Heirat seines Bruders mit Adelaide Trauchburg zu stande zu bringen. Nun entspann sich die eigentlich schlechte Intrige. Adelaide fand in dem Grafen Wenzel einen warmen Anbeter, er war zwar weder so schön noch so liebenswürdig als sein Bruder, aber er war jedenfalls leichter zu fesseln. Als jüngerer Sohn einer Majoratsfamilie war sein Besitz zu gering, als daß die Trauchburgs eine Verbindung mit ihm gern gesehn hätten, aber man konnte vielleicht eine Enterbung des älteren Sohnes durchsetzen, und dahin arbeitete seit da Graf Trauchburg, Adelaide und der eigne Bruder des jungen Hehlen. Die Revolution brach aus, Hugo Hehlen nahm warmen Anteil an dem Vordringen der Zeit, Wenzel Hehlen gab sich denselben Schein, schrieb aber zugleich Anklage auf Anklage nach Deutschland und verleumdete seinen Bruder dergestalt, daß eine persönliche Mission, die der alte Trauchburg übernahm, den Boden schon vorbereitet fand, um dem Projekte Worte geben zu dürfen. Hugo hatte keine Ahnung von diesem Treiben und hielt es, selbst, nachdem die Legrange ihn gewarnt, für unmöglich, daß eine blinde Leidenschaft für ein Wesen wie Adelaide und schmutzige Habsucht zu einem Verbrechen eines Bruders gegen den andern führen könne. Er war eben eine biedre, deutsche und ritterliche Natur, die sich schon durch den Gedanken an solche Scheußlichkeit zu beflecken glaubte. Man fing seine Briefe an den alten General, seinen Vater, auf oder schob andere unter, so daß Vater und Sohn einander mißverstehen mußten. Ein Aufsatz über die Verwerflichkeit der Majorate, den Hugo zunächst im Interesse seines Bruders geschrieben und auch an seinen Vater geschickt hatte, wurde von seinen Feinden auf die abscheulichste Weise mißbraucht. Wenzel heuchelte sich in seinen adligen Gefühlen verletzt zu fühlen und spielte den Uneigennützigen. Die bestochene Umgebung des alten aristokratischen Haudegen sagte diesem, daß der Plan zur Auflösung des Majorates von Hugo nur entworfen worden, um das Gesetz über die Ebenbürtigkeit der Gemahlinnen, das im Statut

vorgesehn war, zu umgehn und einen Teil des alten Besitzes seiner ›gemeinen Liebschaft‹ zuzuwenden. Der alte Herr geriet über solche Ausartung in großen Zorn und forderte seinen Sohn vor ein Familiengericht. Dieser wollte gehorchen, aber die Einflüsterungen seines schlauen Bruders, der ihm sagte, daß man ihn nie wieder zurücklassen würde, so daß ihm seine Geliebte für immer verloren sei, bewegten ihn für den Augenblick wenigstens die Reise zu verschieben und respektsvoll aber bestimmt seine Bedenken über die Rechtmäßigkeit des Verfahrens gegen ihn zu äußern. Der Alte wurde über diese Hartnäckigkeit wütend, citierte einen Advokaten und siehe da, es fand sich in der That ein Paragraph des Statuts, der eine Ausschließung von der Succession möglich machte. Indes mußte doch noch etwas geschehn, ehe der heftige, aber sonst rechtschaffene Mann den entscheidenden Schritt that. — Adelaide hatte sich noch immer nicht von dem Gedanken trennen können den schönen Kavalier zu erobern. Sie ließ ihm durch die Legrange einen Brief zugehn, in welchem sie ihn von dem drohenden Wetter in Kenntnis setzte und ihm die Vermittelung ihrer Familie anbot. Sie glaubte ihn durch diesen Akt zu versöhnen und zu gewinnen. Sie irrte, er verachtete sie zu sehr und war unklug genug den Brief wieder zurück zu schicken. Er blieb in den Händen der Legrange, die ihrer Herrin nur sagte, daß er ihr melden ließe, sie möge sich nicht weiter bemühen. Damit war Weg und Steg zur Versöhnung abgebrochen. Adelaide sorgte nun dafür, daß die Entscheidung rasch erfolgte. Ein letzter drohender Brief des Alten ward gegen einen halb freundlichen vertauscht, der zwischen den Zeilen zu verstehn gab, daß er der vollbrachten That gegenüber nicht unerbittlich gewesen wäre, aber jetzt, wo das Unheil noch zu verhüten ginge, mit aller Kraft dagegen auftreten müsse. Wenzel riet Hugo auf Anstiften Adelaidens sich heimlich mit der Apothekerstochter zu vermählen. Dies geschah, und eine Stunde darauf war Graf Trauchburg schon mit der Nachricht unterwegs. Der Plan war gelungen, die Enterbungsakte wurde vollzogen, Wenzel zum Nachfolger designiert und zugleich seine Brautschaft

mit Adelaide Trauchburg öffentlich erklärt. Hugo empfing diese Wetterschläge als Hochzeitsgeschenk. Seine Quellen versiegten, die Rente, die man ihm ausgesetzt, wies er zurück, er wollte von den Menschen, die ihn auf so schandbare Weise hintergangen, nichts haben, aber arm, wie er war, mußte er an Erwerbsmittel denken und nahm deshalb in Frankreich Militärdienste. — Dies ist das hochadlige Komplott, durch welches der rechtmäßige Erbe von Hehlenried um die Liebe seines Vaters und sein Gut betrogen worden, — ich aber bin Franz Hehlen, sein Sohn!«

»Bravo!« sagte Craw. »Das ist immerhin schon ein Bewußtsein, wofür man wohl in der Geschwindigkeit ein Dutzend Menschen ruinieren kann, vorausgesetzt, daß sie selbst die Schuld tragen. An kommenden Generationen aber rächt sich bekanntlich niemand als der Gott des Alten Testaments und das preußische Hochverratsgesetz. Ich verstehe Ihren Haß; wie Sie ihn aber rechtfertigen wollen, weiß ich immer noch nicht. Ich hätte vielleicht nicht anders gehandelt, aber ob mit Recht, das bleibt eine Frage.«

»Ich bin ein Hehlen?« rief Richard, »ich ein Hehlen!«

»Dem Anscheine nach ja, lieber Freund, aber kein stiftsfähiger«, sagte Craw trocken. »Die Sache verwickelt sich, oder sie entwirrt sich vielmehr. Du bist und bleibst Luisens Kousin, damit bist du ja auch wohl abgefunden!«

Seine Ironie dämpfte Richards Freude um ein Beträchtliches, die Verwandtschaft war ihm einen Augenblick später schon wieder unangenehm und darum verdächtig und zweifelhaft. Er sah bald seinen Vater, bald Craw mit jener Unschlüssigkeit an, die uns immer bewältigt, wenn wir eine Nachricht erhalten, von der sich nicht mit Gewißheit sagen läßt, ob sie gut oder schlecht.

Tetarskoff, wie wir ihn immer noch nennen wollen, unterbrach sein stummes Spiel und fuhr in seiner Erzählung fort.

»Meine Erinnerungen bestätigten die Richtigkeit der Angaben jener Frau, und die Beweise dafür mußten in der Ledertasche enthalten sein, die ich seit meinem Besuche bei meinem Großvater,

dem alten General Hehlen, nicht wieder gesehn hatte. Daß sie sich noch vorgefunden haben, erkläre ich mir, da ich durch jahrelanges Forschen mit der Geschichte des Hauses genau bekannt geworden, leicht genug. — Dem alten General war es gegangen wie König Lear. Sein Sohn Wenzel war undankbar und mehr noch dessen Frau. Der Greis bereute den Schritt, aber er konnte sich nicht entschließen mit seinem Sohne, dem citoyen, wieder in Verkehr zu treten. Für alle Fälle bestimmte er in seinem Testamente, daß sein ganzer Nachlaß verkauft und die Summe wie das gesamte Allodialvermögen dem Verschollenen oder dessen Erben reserviert bleiben solle. Es wäre längst gelungen, diesen seither enorm angewachsenen Besitz in Ceciles Hände zu bringen, wenn ich nicht anfangs durch bloße Andeutungen, später aber durch meinen Sohn Christian direkt hätte Ansprüche laut werden lassen, die den Gerichten das Übertragen unmöglich machten. Graf Wenzel hatte die einzige Waffe, die man gegen ihn mit Erfolg brauchen konnte, in dem Heiratskontrakte und in den Auszügen aus den Zivilstandsregistern in der Hand; er konnte sie vernichten, aber er that es nicht, weil er vielleicht im Falle des Sterbens seiner Söhne eine Restitution üben wollte. Später gelang ihm die Auflösung des Majorats, und zwar so gut, daß es Cecile, die noch zuletzt gern durch einen Widerruf jenes Aktes meine Ansprüche vereitelt hätte, unmöglich wurde ihren Plan durchzuführen, Wenzels Kinder starben bis auf Cecile, die Restitution hatte nun kein adliges, kein Familieninteresse mehr, ein menschliches hatte ihn dabei nie beseelt, die Papiere blieben also im Archive und konnten später dazu dienen, den Nachweis über den Tod aller Erben des Enterbten zu führen. Es ist natürlich, daß er dies Mittel nicht benutzte, solang' er Reklamationen zu fürchten hatte. Er starb, und nun wußte außer mir niemand von dem Vorhandensein der Papiere.

»Der General war durch mein plötzliches Erscheinen und vielleicht durch irgend eine Ähnlichkeit meines Gesichtes mit dem seines Sohnes so erschüttert worden, daß er gewiß neue Bestimmungen treffen und kurz vor seinem Tode noch den Notar

sprechen wollte. Ihr wißt, wie seine Aufregung seinen Todeskampf abkürzte.

»Mir war es eine Gewißheit, daß ich Franz Hehlen sei, aber ich trat mit meinen Ansprüchen nicht offen heraus, weil ich nichts besitzen mochte, was ich nicht selbst erworben hatte. Ich sah, daß die Wirtschaft hier in Hehlenried mir in die Hände arbeite, daß ich triumphieren würde, aber ich wollte auch hierbei selbst thätig sein; ich wollte nicht gerächt werden, sondern mich rächen.

»Um Familienanhänglichkeit und Familienzwiste unmöglich zu machen, trennte ich mich von meinen Söhnen und diese voneinander. Richard war noch so jung, daß er die Existenz seines Bruders Christian ganz und gar vergaß. Sie sollten allein stehn und sich ihre Gasse selbst hauen. Ich nahm einen andern Namen an, und jeder meiner Söhne führte einen verschiedenen. Bei Christian gelang mir die Entfremdung vollständig, er wurde immer härter und bittrer, er riß sich von aller Empfindung los, sein Ich einerseits und das Allgemeine als Individuum aufgefaßt andrerseits waren seine Welt. Er wurde ein tüchtiger Gelehrter, ein hitziger Politiker, aber nicht, was ich auf diesem Wege anzustreben hoffte, ein Mensch. Er war der Gesellschaft feindlich, wie ich gewollt, aber er verwechselte zuletzt die Gesellschaft mit der Menschheit und übertrug seinen Haß auf alles. Ich hoffte ihn dadurch, daß ich seinem Hasse ein bestimmtes Ziel gab, in eine andre Bahn zu leiten und verwendete ihn direkt für meine Zwecke. Der Stolz der Hehlen mußte gebrochen, ihre Aussicht auf künftigen Glanz zertrümmert werden. Sie sollten untergehn. Ich erzählte ihm, was uns von dieser Familie gekommen, und in welchen Beziehungen sie zu uns stehe. Er ging mit der Anweisung hierher, als Hauslehrer die beiden Töchter Ceciles zu korrumpieren. — Ich gestehe es ein, ich war damals selbst in meinem Hasse versunken. — Er entführte auch richtig Clarisse, aber es kam nicht dazu, daß sie dann verlassen und dem Elende preisgegeben wurde. Das Mädchen brachte uns durch seinen großartigen, ich möchte fast sagen genialen Leichtsinn eine derbe Niederlage bei. Ihr Verhältnis zu Christian war ein rührendes, ich

war nicht besiegt, aber entschieden schon damals geschwächt. — Ohne es zu wissen, hatte mein Pfeil die empfindlichste Stelle getroffen. Clarisse war der Liebling der Gräfin, ihr Verlust jagte sie in den Strudel hinaus. In voller Hast wurden jene unsinnigen Pachtkontrakte geschlossen, die von seiten der Pachter von vornherein Betrügereien waren; ungeheure Summen wurden in Festen und Reisen verschwendet, Rechnung wurde nie gelegt, nie etwas nachgesehn, kurz ich, der ich Cecile niemals aus den Augen ließ, sah jeden Augenblick, was kommen mußte und wirklich kam. Ich war vorbereitet. Inzwischen nach Paris übergesiedelt, rettete ich von dort aus einen Gutsbesitzer wenige Meilen von hier durch Vorschüsse vom Untergange, machte durch die dritte Hand Cecile mit der Sachlage bekannt und gab ihr endlich durch jenen Geretteten Winke, die ihr sagten, daß ich nicht abgeneigt sei, auch sie dem Verderben zu entreißen. Ich wollte ihr noch Frist geben, das war eine Konzession, die ich im geheimen Clarisse machte. Ich demütigte sie vorläufig nur dadurch, daß sie an verschiedenen Thüren Kunde von dem Werte des Geldes erwerben mußte. Sie litt damals sehr, und ich war hier überrascht, daß sie sich wieder zu einer so großen Festigkeit emporarbeiten konnte. Das Unglück, die Hoffnungslosigkeit hat sie gehoben.

»Nun mußte Richard auf die Bühne. Ich hatte ihn für die Rolle, die ich ihm seinen natürlichen Anlagen nach bestimmte, erzogen. Er war nicht von so hartem Holze wie Christian. Ich versuchte den Widerspruch in ihm wach zu reizen, aber es war vergebens, er haßte nichts, er kämpfte niemals, also war er nicht für den Kampf geschaffen und mußte dem Streite fern bleiben. So schloß ich. Da aber Christian die Papiere nicht gefunden hatte, und ich außerdem nicht darauf dringen mochte, daß er sie ernstlich suche, weil er sie gewiß verbrannt hätte, um uns die Rückkehr in Verhältnisse, die er verabscheute, unmöglich zu machen, so bedurfte ich Richards in einer andern Lage. Er mußte als Sekretär in das Haus der Feinde, seine ganze Aufgabe bestand im Suchen der Papiere. Das unterschlagene Kodizill, das Wenzel durch Bestechung der

Testamentsexekutoren seines Vaters beiseite geschafft hatte, kam auf diese Weise in meine Gewalt. Die Ausdrücke darin sind so eigentümlich, daß es noch fünfzig Jahre dauern kann, ehe Cecile einen Heller von dem Legate ausgezahlt erhält, wenn wir es nicht wollen. Und so lang' kann sie nicht warten, daher ist ihre Lage in der That hoffnungslos. Die Zeit hat mitgeholfen, es ging rascher zu Thal, als ich hoffen konnte. Ich kam endlich hier an, um das Gut meiner Väter in Besitz zu nehmen, ich hatte es mit meinem Schweiße erkauft, mein Recht war ein doppeltes. Ich fuhr hier ein, in dasselbe Dorf, wo ich jahrelang kümmerlich erworbenes Brot gegessen hatte, ich zog ein als ein Sieger. Ich war an jenem Abend unsäglich stolz, und es wäre vielleicht manches anders gekommen, wenn ich nicht im Vorbeifahren am Friedhofe daran gedacht hätte, daß dort oben meine Gertrud neben ihrem Kinde schlummere. Ich stieg aus und ging hinauf, die Erinnerung stimmte mich weich, ich war in traurig schöne Träume verloren, als mir plötzlich Luise in den Weg trat. Sie gleicht Cecile, wie ich sie einst kannte, und ich hatte ja eben jener Zeit gedacht. Die Träume überwältigten mich, ich gab alles auf und dachte immerwährend an das liebliche Mädchen, das mich, in dem Augenblicke, wo ich ihre Familie zu stürzen kam, stärkte und pflegte wie einen Freund. Sie wußte damals nichts von meinem Vorhaben, aber sie hätte wissend nicht anders gehandelt. Wie ein Blitz kam mir der Einfall, Richard und Luise zu vereinen. Um dies aber ohne Störung zu können, mußte ich Christian, der seit der Junischlacht Cavaignacs aus Paris geflüchtet ist und durch mich in Deutschland ein Asyl gefunden hat, entfernen oder umstimmen. Daher meine schleunige Reise. Er schien zu merken, daß ich Versöhnungspläne in mir trage, und war hartnäckig willens hierher zu kommen und Zeuge des Triumphes zu sein, aber ich zog Clarisse, die, ohne daß er es selbst weiß, großen Einfluß auf ihn hat, ins Vertrauen und hoffe, daß er aus der Schußweite gebracht ist. — Das Rennen machte ich aus Stolz mit und nahm Ihr Anerbieten, Baron Craw, mir ein sichres Pferd zu leihen, gern an. Ich mochte vor Cecile in keiner Weise die Waffen

strecken. — Das Benehmen Luisens heute früh und gewisse Winke von ihrer Mutter brachten mich erst vor kurzer Zeit auf den vorübergehenden Gedanken Luise mir selbst zu behalten, da ich von eurer Liebe nichts wußte. Daß ihr euch lieben könntet und müßtet, sobald die Verhältnisse nur einige Hoffnung boten, davon war ich überzeugt, da ich aber deine Stellung im Hause kannte, hielt ich's nicht für wahrscheinlich, daß sich wirklich ein Verhältnis angesponnen. Ich glaubte der Vorfall mit Christian habe Cecile vorsichtiger gemacht. Das ist nun vorbei, du sollst Luise haben, ich verpfände mein Wort dafür. Aber auch das Versprechen, das ich mir gegeben habe, die Hehlen zu vernichten, will ich erfüllt sehen.«

Er stand auf, nahm eine Handvoll unnützer Papiere und entzündete im Kamine ein kleines Feuer, dann warf er die Aktenstücke, nach denen er sich so lange Zeit gesehnt, hinein.

Craw sprang hinzu und riß sie aus den Flammen. »Um alle Welt, was thun Sie? Wir bedürfen dieses Krames noch, um den Schatz zu heben!«

»Auch dafür ist gesorgt! Der Beweis, daß ich und meine Mutter in einem belgischen Dorfe vor mehr als dreißig Jahren gestorben sind, kostet 10,000 Frank. Ich bewahre ihn in meinem Portefeuille. Ich habe mir für diese Fälschung den ärgsten Schuft von einem Maire ausgesucht, den ich finden konnte, und ihn durch diese kleine Summe zu einem ordentlichen Manne gemacht. Die Summe war für ihn groß, ich schnitt die Ursache, die ihn zu Schurkereien trieb, damit ab, und ohne Ursache keine Folge.«

Er warf die Papiere wieder in das Feuer und sagte lächelnd: »Da brennt meine Grafenkrone lichterloh, die Hehlen sind tot! Sie müssen gestehn, Baron Craw, daß ich konsequent bin. — Ich nehme Hehlenried, Richard bekommt Luise, und am Hochzeitstage schenke ich Cecile die beiden Totenscheine, die sie wieder reich machen. Aber Hehlenried bekömmt sie nicht zurück. Sie muß hinaus, Luise darf und soll bleiben, wo sie gespielt und gescherzt, getrauert und geliebt. — Ist nun nicht alles gut?«

Richard umarmte seinen Vater.

»Aber die Moral«, rief Craw, »die Moral von der ganzen Sache? Ihre Geschichte zeigt, wie die adlige Tradition, der soziale Wirrwar, Schurken bildet, sie weist aber auch nach, daß die Theorie der Entblößung von allem Hergebrachten, in der Gesellschaft angewendet, Bösewichter erzieht. Haben Sie gesiegt? haben Ihre Pläne irgend jemand gut gemacht, haben sie Segen gebracht? Der Verstand hat in Ihren Feinden gethan, was er mit seinen Prämissen thun mußte, er hat in Ihnen und Christian das Gleiche vollbracht; jene hatten ganz bestimmt unrecht, Sie haben in Ihren Grundsätzen bis auf den Haß allerwahrscheinlichst recht, — und doch trafen die Antipoden in der Kunst zu verderben zusammen. Gesiegt über beide Prinzipe der Starrheit und der Formfestigkeit hat das vagierende Element, das Gefühl. Luise und Richard ließen sich nicht modeln, sie thaten von allen hierbei thätigen Personen einzig und allein das Rechte, und sie vollbrachten es so gut als thatlos. Wo ist nun der Zug der Natur unverfälscht geblieben? Weder in dem Graus des Bruderbetruges, noch in Ihrer Rache, in Ihrer Erziehung zum Hasse und Ihrer Art von Ausbildung der Individualität, er steckte ganz einfach in dem gewöhnlichsten aller Gefühle, in dem verstandlosesten, in der Liebe.«

»Lassen Sie es nur«, sagte Tetarskoff heiter, »der Sieg ist die Hauptsache, der Sieger kümmert uns nicht!«

»Und Christian, mein Bruder …?« fragte Richard.

SCHLUSS-KAPITEL.

»LA FORCE DES CHOSES.«

Der Klang der Tischglocke sprengte die Herren auseinander. Tetarskoff ging in den Speisesalon, um mit der gräflichen Familie zu dinieren, und fand ein eigentümliches Vergnügen darin, Cecile über Craw, der es vorzog noch einmal mit Richard am »Katzentische«, wie er es nannte, zu speisen, spotten zu hören. Richard war am Ende doch das eigentliche Ziel ihres Witzes, Richard, der nach der Verabredung noch diesen Nachmittag in seine neue Lage gebracht werden sollte. Tetarskoff war so glücklich, wie er sich nicht entsann je gewesen zu sein, er war so frei in seinem Inneren, daß er sich darüber freuen konnte, Cecile auch ihre stereotype Idee, Heeren schmachte für des Amtmanns Else, aussprechen zu hören. Er sah wie dabei in Luisens verstörtem Gesichte ein Lächeln aufblitzte und ein tröstlicher Gedanke auf und ab wogte. Luise liebte seinen Richard wirklich, und Cecile gönnte er die Schrecken der Wahrheit von Herzen. Seit er die finstere Idee der Rache verbannt hatte und ihm außerdem die Gewißheit geworden war, daß er in der That im eignen Hause, im Hause seiner Väter weile, entfaltete er einen Schatz von Liebenswürdigkeit und Geistesfrische, eine Gewandtheit in der Form und ein so großes Unterhaltungstalent, daß Hugo fast nicht mehr für Luise bangte, Cecile aber die Motive seines Benehmens vollständig zu kennen glaubte. Auch Luise mußte von Zeit zu Zeit lächeln, wenn sie auch immer wieder in ihr dumpfes Brüten versank. Um so freudiger konnte das Erwachen sein. Cecile betonte gelegentlich die Vorliebe Luisens für den Aufenthalt im Park nochmals so stark, daß Tetarskoff nicht mehr zweifeln konnte,

der Wink gälte ihm. Leid aber that ihm, als er hören mußte, daß die Gräfin Luise nach der Tafel zu sich bestellte. Preßte ihr die Angst ein Geständnis ab, so gab es neue unnütze Qualen für das arme Kind, die er gern vermieden hätte. Er versuchte, noch ehe er ging, sie durch ein paar recht »väterliche« Worte und mehr noch durch herzliche Blicke für den kommenden Sturm zu stählen.

Aber dieser Sturm war kein Orkan, wie er im Westen schnaubt, Lebenseichen und Magnolien zerspaltet und ganze Pflanzungen vernichtet; er summte daher, gehüllt in einen fahlen Mantel glühenden Sandes, tötend und begrabend ohne Spuren zu hinterlassen, nicht einmal die Spuren der Zerstörung, er kam und begrub die Karawane von Hoffnungen in einem Nu wie der Samum der Wüste.

Cecile sagte Luise nur ganz kurz ohne alle Einleitung, daß sie sich auf ihre Bank am Tempel zu begeben und dort Tetarskoffs Werbung mit ja zu beantworten habe.

Wollte sie nicht Zeugin eines Gefühlsausbruchs von seiten ihrer Tochter sein, oder hatte sie selbst einen solchen zu verbergen, — genug, sie ging in ihr Kabinett und schloß die Thüre hinter sich. Luise stieg vernichtet, stumm und so gut als gedankenlos die Stufen zu ihren Zimmern hinauf, ließ sich dort auf den Boden gleiten und wußte nicht einmal, daß sie weinte.

Es fiel ihr endlich ein, daß ihr Vater vielleicht noch ein Rettungsmittel wisse, sie eilte zu ihm, — aber er hielt seine Siesta, und sie hatte nicht das Herz, ihn ihrethalb zu wecken. Einmal unterwegs, ging sie, ohne es zu wollen, ihren gewöhnlichen Gang weiter, nahm mechanisch einige Stücke Weißbrot für die Schwäne vom Büffett und wanderte in den Park. Sie hatte ihren Hut vergessen, und ihre Hände waren bloß. Es war ein so wunderschöner, frischer Tag, die ersten, halb geöffneten Rosenknospen streckten ihren Purpurmund, ihre vollen, duftigen Lippen aus dem Hage, als wollten sie die Vorübergehenden küssen, die Springaufglocken läuteten das Blumenfest der Natur ein, der Cytisus hing seine Goldtrauben in den Weg, und die Luft warf sich

mit auf Zweigen gewachsenen Schneeballen, um sich kühl zu erhalten. Reseda duftete mit Kalikanthus um die Wette, und der Hibiskus ließ die feine Zugluft auf seinen Trompetenblüten Reveille blasen. Es war wunderschön, — und Luisens Herz lag dürr und glühend, trocken und festgeschnürt in ihr, sie konnte sich nicht freuen, sie fühlte heute zum erstenmal schmerzlich, daß sie ein Herz habe. — Die Schwäne sahen kaum die bekannte Gestalt heran kommen, als sie eilig an das Ufer ruderten, ihre langen Hälse emporstreckten und mit den stumpfen Schwänzen wedelten wie befreundete Hunde. Luise sah nichts davon. Sie warf ihnen die Stücke hinein ohne darüber zu lächeln, wenn einer der Vögel seine Beute im Triumphe davontrug und den ganzen Schwarm verfolgend hinter sich her zog. Der Brocken war oft noch nicht durchgeweicht, das Tier schüttelte den Kopf und zerriß die Speise dadurch in Fetzen, die von den andern aufgeschnappt und einander streitig gemacht wurden. Es war dann nichts zu sehen als ein Gewühl blendendweißer ineinander verschränkter Schlangen, die aus weißen, nicht unterscheidbaren Körpern herauswuchsen. Luise hatte heute keinen Sinn für dies lebendige Treiben, das große Wellenringe an das Ufer rollen ließ; sie ging weiter. Es zog sie nach der Steinbank und drängte sie mit gleicher Gewalt von dem Platze ab. — Unfern davon stand eine alte, breitgliedrige Eiche. Sie hatte zu früh Äste gemacht und wahrscheinlich in ihrer Jugend in gedrückter Sonne gestanden. Kaum fünf Fuß vom Boden verbreiteten sich die Stammteile, und das Laubdach hing fast bis zum Rasen herab. Es war ein düstrer, aber doch freundlicher Ort, die Natur hatte selbst eine Laube geschaffen, in der sich die Liebe wie der Schmerz verbergen konnte. Der Baum bildete eine Kapelle, die Bank von Birkenstäben war der Altar und die Vögel oben zwischen den Blättern die Chorknaben. Sie steckten ihre neugierigen Schnabelgesichter hervor, als Luise eintrat, und sangen und piepten leiser, als wüßten sie, daß ihr ein lauter Ton wehthun müsse. Ein schlanker Pirol schlüpfte vorüber und fing eine Biene; er verzehrte seine Kost auf einem Zweige, und Luise mochte denken,

daß die andern kleinen Burschen, die sie mit ihren mitleidigen Kohlenaugen ansahen, auch hungrig sein könnten. Sie schüttete die Krumen aus ihrer Tasche auf den Sand, und ein behäbiger Fink war bald der erste Wagehals, der sich einen Bissen holte. Nach und nach kamen seine Gefährten ebenfalls herab und wagten dann auch wieder laut zu singen.

»O, ihr kleinen Näscher seid glücklich!« seufzte Luise, »ihr dürft lieben, wen ihr lieb habt.«

Sie setzte sich auf die Bank, und dem Tempel fehlte nun auch nicht mehr das Heiligtum — oder das Opfer.

Hätte jemand jetzt das edle, bleiche Gesicht des Mädchens gesehen, so hätte er ähnliche Phänomene beobachten können, wie man sie beim Schmelzen von Metallen wahrnimmt. Es brodelte und wallte darin, die harten Erzstücke, der Gehorsam und die Willenslosigkeit, die Rücksichten für andere und das Vergessen seiner selbst, wurden von wilden, mächtigen Flammen umleckt, die sich Bahn brachen in alle Risse und Fugen, das Gestein verglasten und das Metall herauslockten. Die zähe Masse hob und senkte sich, mitunter war es, als ob ein Abgrund sie einschlürfe, die Oberfläche ward dunkel, und eine Wolke verbarg alles, aber wieder schlugen die Flammen heftiger noch aus dem Schmelzofen empor, es war ein Ringen, als sollten die Mauern zersprengt werden, die Erze gerieten in Fluß, der Silberblick zuckte zwischen den Schlacken heraus, huschte über die wogende Masse und — dieser Silberblick sagte, daß in der Einsamkeit der Eichenkapelle ein Charakter geboren worden.

Luise kniete nieder, sie hatte keine Worte, sie selbst war ein Gebet, ein wundersam tröstendes und kräftigendes Gebet. Die Last war von ihrem Herzen gewälzt, sie atmete wieder ruhig, und das Blut schoß nur rascher durch ihre Adern, weil sie mutiger und verlangender war als vorher, weil sie Willen genug in sich fühlte dem, was kommen sollte, die Stirn zu bieten und die Lenkseile ihres Schicksals selbst in die Hände zu nehmen. Sie war ein Dankgebet, und die Blätter rauschten nicht, die Vögel schwiegen, die Natur

hielt ihren Atem zurück, eine heilige Stille schwamm über der Erde …

Da kamen Schritte, Schritte eines einzelnen Mannes heran, der Sand knirschte unter seinen Füßen, als sollte ihn das Geräusch anmelden. Luise überlief ein Frösteln, sie drückte ihr Antlitz noch einmal in die Hände und murmelte: »Schon jetzt …?« — Die Zweige wurden auseinander gebogen, der Mann trat ein, blieb aber in der Entfernung stehen, als er die Knieende erblickte. Luise hörte seine Atemzüge neben den ihren. Sie erhob sich endlich, um — Tetarskoff entschlossen zu empfangen. Sie wendete sich langsam, und — Richard trat ihr entgegen.

»Luise«, sagte er bestürzt, »ich komme um …«

»O, sagen Sie mir nicht lebewohl! Ich weiß, daß Sie nun werden fort wollen, daß Sie nicht bleiben mögen, weil Sie glauben, daß ich geopfert werden muß. Nennen Sie es auch nicht Herzlosigkeit, verkennen Sie mich nicht, wenn ich mich weigre, mich für meine Eltern hinzugeben. Ich übernähme dadurch ja auch Pflichten gegen einen anderen, die ich nicht erfüllen könnte. Meine Weigerung thut nur scheinbar Böses, ich thue dabei nichts, aber ich wäre unehrlich, wenn ich Herrn Tetarskoff ein Ja gäbe, wo alles in mir nein sagt. Ich mag recht unglücklich sein, aber unehrlich macht mich das Unglück nicht, ich thue, was ich muß.«

Sie sprach das mit ihrer sanften, melodischen Stimme einfach, aber fest, es war an ihrem Entschlusse nichts zu rütteln, sie fürchtete weder das Urteil der Menschen noch den Zorn ihrer Mutter, eine höhere Stimme, die der Natur, hatte gesprochen, Luise war in sich einig, sie konnte nicht mehr widerlegt werden. — Für Richard klang noch mehr heraus. Sie wußten beide, daß sie einander liebten, nun war es auch so gut wie gesagt; im höchsten Augenblicke der Entscheidung gab es keine alberne Scheu mehr, ein großer Entschluß läßt auch den zweiten reifen.

Luise sah nun erst, daß Richards Gesicht von Freude strahlte, und glaubte natürlich, daß ihre Erklärung in Bezug auf Tetarskoff dieses Entzücken hervorgerufen habe. Sie näherte sich ihm, legte

ihre Hand auf seinen Arm und fuhr fort: »Freuen Sie sich nicht, der Kampf that mir viel Weh, und es ist wohl noch nicht das letzte. Ich habe zum Troste nur das Bewußtsein, ein Unrecht nicht gethan zu haben, aber ich habe auch nicht eine Hoffnung mehr …«

»Nein, keine Hoffnung, aber Gewißheit, süße, selige Gewißheit!« rief Heeren, der nun endlich Worte gewann. »Mein Vater … Herr Tetarskoff hat Sie nie für sich, er hat Sie immer für mich fordern wollen. Werden Sie mich nun auch ausschlagen, werden Sie das auch ein unerfüllbares Opfer nennen?«

»Herr Tetarskoff ist Ihr Vater? Und Sie sagten mir nichts davon?« rief Luise und trat einen Schritt zurück.

»Ich weiß es selbst erst seit diesen Mittag! — Aber eine Antwort, eine Silbe nur für meine Frage …«

»O Gott, Richard …!« flüsterte Luise fassungslos, der Sprung war für ihr Gefühl zu groß, sie lag an seiner Brust, aber sie war ohne Besinnung.

— Im Schlosse langte unterdes auf triefendem Pferde ein Kurier an. Er brachte einen Brief für Cecile, der folgende Zeilen enthielt:

»Der Kampf der enterbten Hehlen gegen die durch Betrug und gemeine Intrige besitzenden soll nicht durch die Lächerlichkeit einer versöhnenden Heirat beendet werden. Haben Sie, was freilich bei Wesen Ihrer Art nicht sein muß, nur einen Funken von Ehrgefühl in sich, so werden Sie sich dagegen sträuben, Sie werden lieber untergehn und hassen dürfen, als die Hand Ihrer Tochter meinem Bruder Richard geben. Die Gründe dafür liegen in folgendem:

»Um Sie zu stürzen, wurde seit Jahren Plan auf Plan entworfen und zum Teile ausgeführt. Ich kam nur in Ihr Haus, um Clarisse zu verführen und dann dem Elende preiszugeben, Sie sollten auch in Ihren Kindern vernichtet werden. Mein Vater, den Sie Tetarskoff nennen, und den Sie früher schon als Drechsler Hennings kannten, leitete alles, er arrangierte auch Ihren Ruin. Sie sind rettungslos verloren, er zögert nur, den Schlag zu führen, weil er die Schwester meiner Begleiterin für seinen Sohn verlangen will. Denken Sie an

die Schmach Ihrer Tochter Clarisse, denken Sie an das voraus berechnete Elend, das wir über Sie bringen wollten, und nun thun Sie, was Sie müssen!

»Um Ihnen alles aufzuklären, noch die Nachricht, daß Hennings-Tetarskoff der Sohn jenes Grafen Hugo Hehlen, des citoyen français ist, den Ihr Vater im Vereine mit Ihrer Mutter, um sein Erbe betrog. Richard Heeren ist mein Bruder und wie ich der Sohn von Franz Hehlen, der eins ist mit Tetarskoff. — Christian Schneider.«

— Das konnte alles wahr sein. Je mehr sie nachdachte, desto gewisser schien es ihr. Die frühere Szene mit der Uhr, die von heute mit der Elfenbeinschnitzerei … Hennings war Tetarskoff und konnte ebensogut Franz Hehlen sein. Und nicht er, sondern Heeren, der Sekretär, sollte Luisen haben? Aber dann war ja auch dieser ein Graf Hehlen …! Nur Clarisse …! Das Wort »Begleiterin«, das Schneider unterstrichen hatte, wollte ihr nicht aus dem Sinne. — Ehe sie aber noch irgend überlegen konnte, traf ein zweiter Kurier ein. Sie erkannte die Handschrift, riß den Brief auf und las:

»Liebe, liebe Mama, könnte ich doch das Wetter abwenden, das sich über Dir zusammenzieht, vielleicht wärest Du dann versöhnt und nenntest mich wieder, o nur ein einzigmal, Deinen lieben Sausewind! Es hat mich so lang' niemand Sausewind genannt, ich möcht's wohl wieder hören und mir dabei einbilden, ich sei wieder Clarisse Hehlen und spiele mit Luise auf dem Parkrasen meine wilden Spiele. — Ja, von Luise muß ich Dir in aller Eile schreiben, ich hätte es sonst nicht gewagt, ich hätte nicht gewagt, an meine — Mutter zu schreiben, wenn die böse Tochter nicht vielleicht etwas für ihre gute Schwester thun könnte. Das darf ich doch, wenn ich auch für Dich tot bin. Ich bin recht arm und nicht glücklich gewesen, aber das that doch am meisten weh. Weißt du das, Mama? — Gib Luise nur recht rasch Richard Hehlen; Tetarskoff war böse, aber er ist jetzt gut, — o was muß meine kleine Luise lieb geworden sein, er vergöttert sie, der alte starre Mann. Er hat sogar geweint, und weißt Du, Mama, wenn ein Mann weint, dann ist er immer gut. Ich glaube, daß die beiden recht füreinander passen.

Aber gib sie rasch zusammen, denn ich habe große Not Christian zurückzuhalten, er will durchaus nach Hehlenried, und dann ist alles verdorben. Er kann so sehr boshaft sein, mich hat er überreden wollen, er habe mich nie lieb gehabt, sein Plan sei nur gewesen mich schlecht zu machen. Handle rasch, wenn dadurch noch etwas gut zu machen ist, denn ich kann ihn nicht zwingen, wenn er erst zu euch will, — und ich darf ja doch nicht mitkommen, ich bin ja tot. Schenke mir nur einen einzigen freundlichen Gedanken, wenn Du durchaus nicht mehr liebhaben kannst Deine arme Clarisse.«

Die stolze Frau war geknickt, zwiefach gebrochen. Der Brief ihrer verlorenen Tochter schnitt ihr durchs Herz, es war noch der alte Ton, sie trug noch die alten unversieglichen Schätze unbändiger Naturkraft in sich, aber wie tief mußte sie auch darum wieder ihre Lage fühlen, wie mächtig mußte ihre Sehnsucht sein. In solcher Weise, begleitet von solchen Schrecken, hatte Cecile sich auch im schlimmsten Falle den Untergang ihres Hauses nicht gedacht. Es drängte sie in den Garten zu Luise. War es aber nicht schon zu spät? Was war geschehn? Und wenn Schneider, diese widerliche, boshafte Larve, die einzige Person, die sie so recht aus voller Seele hassen konnte, wirklich kam? … Diesmal war sie aus dem Gleichgewichte gehoben, sie fühlte sich todmüde und sollte handeln.

… Es näherten sich laute Stimmen, ein Diener riß die Flügelthüren auf, und herein trat zunächst Luise am Arme Richards, hinter ihnen Tetarskoff mit Hugo und Craw.

Luise flog auf ihre Mutter zu, aber sie wäre niedergesunken, als sie ihr in das regungslose, verzogne Gesicht sah, wenn Richard sie nicht aufgefangen hätte.

»Graf Hehlen, lesen Sie hier!« sagte Cecile mit tonloser Stimme und reichte Tetarskoff den Brief Christians.

»Graf Hehlen …?« fragte Hugo erstaunt.

»Ich war es, oder ich konnte es sein; es ist aber besser, daß der Name erlischt, er war nicht mehr rein.«

»Aber Richard … Herr Heeren, wie wir ihn bisher genannt, Ihr Sohn, wie ich höre, führt hoffentlich den Namen seiner Väter?«

fragte Cecile gespannt.

»Er bleibt Richard Heeren und wie ich hoffe, der Bräutigam Ihrer Tochter Luise, die ihn liebt …«

»Aber lesen Sie doch nur, und dann fragen Sie, was ich thun muß!« sagte Cecile, die immer noch nicht so weit war, ein entschiedenes Wort zu sprechen. Sie fand keinen Gedanken in sich, alles lag wirr durcheinander, Schmerz, Zorn, Entrüstung, Trauer, Hohngelächter und Klugheit. Die Notwendigkeit allein sah ihr kalt und ernst in das Gesicht, in der einen Hand den Untergang, in der andern die Rettung bietend. Sie hatte zu wählen. Die Rettung war nicht einmal unehrenhaft, Luise liebte ja Richard. Aber dieser Mensch blieb für die Welt ein Plebejer, wenn sich sein Vater nicht umstimmen ließ, und das war nicht zu erwarten. Sie hatte auch noch nicht gefragt, wie dieser seine Herkunft überhaupt beweisen wolle. Er war von ihrer Anrede überrascht gewesen, hatte sich aber doch bald wieder gefaßt und ruhig geantwortet; machte er nun keine Ansprüche geltend, so fiel ihr jenes bedeutende Reservekapital zu, und sie war im stande, ihm die Spitze zu bieten. Im ärgsten Falle blieb ihr endlich noch übrig zu sagen, daß die Liebe ihrer Tochter sie besiegt, sie ging aus einem Lager der Gesellschaft in ein anderes und konnte trotz alledem der Welt gegenüber eine Position nehmen …

Tetarskoff hatte den Brief durchgelesen, und die Freude auf seinem Gesichte war erloschen, er starrte schmerzlich bewegt vor sich hin.

»Wie wollen Sie beweisen, daß Sie Franz Hehlen sind?« fragte Cecile, seine Verwirrung benutzend.

»Sie selbst gaben mir die Aktenstücke neulich als Novellenstoff mit nach Sauseneck«, sagte Craw. »Und da ich wollte, daß Luise und Richard, von deren Liebe ich wußte, vereint werden, lieferte ich die Papiere aus.«

»Schändlich!« rief Cecile.

»Nicht so schlimm, als Sie jetzt meinen, da es Ihrem Kousin nur darum zu thun war, persönlich von der Richtigkeit seiner

Vermutungen überzeugt zu sein. Richard mußte Luise haben, der Grafentitel und die Papiere wurden den Flammen geopfert …«

»Dann bin ich Herrin …!« rief Cecile. »Herr Tetarskoff, Sie sollen befriedigt werden!«

»Die Sache liegt nicht ganz so, wie Sie meinen«, sagte Tetarskoff mit Überlegenheit. »Dieser Brief meines Sohnes, der mich in gerechte Trauer versenkt, ließ mich Ihnen im Augenblicke nicht gleich die treffende Antwort geben. Wollen Sie mir fünf Minuten in Ihrem Kabinett schenken, so sollen Sie bald mit dem Arrangement, das ich in Ihrem Namen übernommen, wie es mir bis auf Ihre Zustimmung als Haupt der Familie Hehlen zukommt, vollständig zufrieden sein. Fürchten Sie nichts, ich beanspruche diese Würde nur momentan, und nur, um die Macht der Verhältnisse ziviler wirken lassen zu können.«

Die Gräfin zögerte einen Augenblick, ging aber dann mit ihm in ihr Boudoir. Als sie nach einer Viertelstunde, die für Richard und Luise eine Ewigkeit währte, herauskam, hatte sie zwei Papiere in der Hand, — den Totenschein Franz Hehlens und seiner Mutter; der Tod seines Vaters war längst konstatiert.

»Nun, wenn ihr euch liebt, so sollt ihr euch haben!« sagte sie dem Paare.

»… Nein, und abermals nein!« rief eine schneidende Stimme zu der eben wieder aufgerissnen Thüre herein.

Der Rufende machte einen hastigen Schritt über die Schwelle, ballte die Fäuste, drohte Tetarskoff und Cecile, stieß noch einen dumpfen Laut aus und brach dann in sich selbst zusammen.

Hinter ihm war eine schöne Frau gekommen, die im Vorzimmer stehen blieb und weinte. Cecile, Hugo und Luise starrten mehr diese Frau als den Mann, — mehr Clarisse als Schneider an, aber ehe Christian noch niederfiel, riß sich Luise aus den Armen Richards, lief an dem Manne vorbei und umarmte ihre Schwester: »Mama, das ist Clarisse«, rief sie, »meine liebe Clarisse! Nun ist alles gut!«

Schneider zuckte, wie von einem gräßlichen Schmerze emporgeschnellt, am Boden und wurde dann starr, — er hatte

vergessen, daß er herzkrank sei, daß er nicht heftig werden dürfe: sein Herz war geborsten, er war tot.

Was nun kam? Tetarskoff wohnt mit Richard und Luise in Hehlenried, Hugo lebt in Berlin, Cecile in Sorrent und Craw wird Clarisse, die bei ihrer Schwester geblieben ist, je eher je lieber als seine Frau nach Sauseneck führen.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

ANMERKUNGEN

Teil I
ZWEITES KAPITEL.

1 Weder durch chemische Analyse noch durch mikroskopische Untersuchungen konnte ein Unterschied in Stoff und Wesen der Eichen, durch welche sich das tierische Leben fortpflanzt, entdeckt werden; die Ergebnisse blieben bei allen Gattungen dieselben. Es scheint also die lebensfähige Materie, das große Hauptgeheimnis der Natur, schlummernd, aber fertig und entwickelungsfähig im Ei zu liegen und nur auf das Erwecktwerden und die Erfüllung der Bedingungen zu warten, durch die es in der oder jener Gestalt zur Lebensäußerung werden und kommen kann. Könnte demnach irgend ein Tier das früher erwähnte Gleichgewicht an Kraft und Fähigkeiten, das für die Entwickelung der Lebensäußerung, die Mensch heißt, nötig ist, auf die Entwickelung und Geburt des zweckentsprechend zum Erwachen gebrachten Eies verwenden, so würde es einen Menschen zur Welt bringen können. Es ist dies nur unmöglich, weil die Bedingungen nicht erfüllt werden können. Jedenfalls aber lassen sich hierdurch und wieder durch Lücken in jenem Gleichgewichte auf menschlicher Seite abnorme Erscheinungen mancherlei Art, Mißgeburten nach abwärts wie nach aufwärts und anderes mehr rein physiologisch erklären. — — Für das im Text Gegebene ist diese Entdeckung von Wichtigkeit, weil sie die Entwickelung des Lebens zu irgend einer Form — bis auf den besondern Einfluß, den die Art seines Erwecktwerdens (Befruchtung) ausübt, — ganz in die Hände des in jedem einzelnen Falle mit dieser Entwickelung betrauten Organismus gibt. Hierdurch tritt die Annahme der Bildungsfähigkeit der Geschlechter zu gewissen Zeiten und das Konstantwerden wie die Notwendigkeit des Unterganges anderer aus der Reihe hazardierter Hypothesen. In den einen steigerten sich die Bedingungen der Entwickelung durch die in ihnen nach vorwärts strebende Gesamtkraft, in andern wurden sie fest, weil die Kraft in ihren Anforderungen an den Organismus weiter ging, als der fertige in seiner äußersten Spannung leisten konnte, und sie darum einen neuen, ihrer neuen Forderungen gewärtigen, bilden mußte — und in den letzten hörten sie endlich durch den Mangel der äußern Accedentien elementarischer Natur ganz auf. — — Die Physiologie wird uns noch viele Rätsel lösen.

Haben wir einst das Leben, so haben wir mit ihm alles erklärt: aber freilich ist von der letzten Grenze des organischen Bildens der Natur bis zum Verständnis ihres dynamischen Wirkens noch eine furchtbare Kluft mit Erkenntnissen auszufüllen. — Nur Mut, der Gedanke erfüllt seine Sendung zuletzt doch, denn er ist ja selbst schon ein dynamisches Resultat organischer Thätigkeit.

2 Schaffen gleich Bilden aus Gegebenem; Ausbilden, Entwickeln des Gegebenen; einen andern Sinn hat das Wort nicht. Kraft = notwendige Wirkung des Seienden auf das Seiende.

VIERTES KAPITEL.

1 Der Setzer wird den Lesern der Novelle durch einen auffallend großen Buchstaben den Anfang ihres Kapitels andeuten. A. d. S.

2 Die nubischen Pyramiden sind mindestens ebenso alt als die Obelisken.

Teil III

ZWEITES KAPITEL.

1 Omne animal ex ovo.

2 Generatio aequivoca.

FÜNFTES KAPITEL.

1 Schwanthaler, der uns leider zu früh Entrissene, zeigte dem Verfasser in der Gießerei in München das Modell seiner kolossalen Bavaria. Ich war erstaunt, die Riesin nicht so riesenhaft zu finden als ich erwartet hatte. »Sie sagen mir damit das beste, was ich hören könnte!« antwortete er und ließ mich nun an den Zehen das Maß für die Verhältnisse nehmen. Der Koloß war wirklich ein Koloß, aber ein schöner, ebenmäßiger.

ZU DIESEM E-BOOK

Cover
Unbekannter Künstler: Richard Georg Spiller von Hauenschild, Pseudonym Max Waldau. Vor 1855.

Textvorlage
Max Waldau [d. i. Richard Georg Spiller von Hauenschild]: Aus der Junkerwelt. 397 S. Leipzig, Wien: Bibliographisches Institut, o.J. [1898]. (= Meyers Volksbücher, Nr. 376—380).
Transkription von gutenberg-de.
Mit Dank dorthin!
Waldaus Vorwort aus der ersten Auflage ist in diese Ausgabe nicht übernommen worden.

Bibliografische Angaben
Erstausgabe: Hamburg: Hoffmann und Campe, 2 Bde. 1850/1851.

whink | im Januar 2026
whink44@posteo.de